



## Von 100 auf null

**Ideenlos, träge, ängstlich: Ist die deutsche Autoindustrie als Wohlstandsmotor noch zu retten?**

**Annegret Kramp-Karrenbauer**  
**Warum die CDU sich über einen absurd Plan freut**

**Harry und Meghan**  
**Der Diana-Moment der Royals**

**Basketball-Legende**  
**Dirk Nowitzki über die Kunst, unter Druck zu gewinnen**



# ROLEX

## OYSTER PERPETUAL

Als erste Armbanduhr, die ihr Perpetual-Uhrwerk durch ein wasserfestes Gehäuse schützte, ist die Oyster Perpetual der Schlüssel zur Legende der Oyster und bis heute der Inbegriff eines zeitlosen Klassikers.

Dies ist eine Geschichte von anhaltender Exzellenz. Eine Geschichte aus der Welt von Rolex.

#Perpetual



OYSTER PERPETUAL 39

---

**WEMPE**  
FEINE UHREN & JUWELEN  
[WWW.WEMPE.COM](http://WWW.WEMPE.COM)

# DER SPIEGEL

Das deutsche Nachrichten-Magazin

Hausmitteilung  
Betr.: Titel, Lauterbach, Lagarde

Über Jahrzehnte hinweg galten Deutschlands Autokonzerne als Inbegriff technischer Exzellenz. Im Zeitalter von E-Mobilität und Roboterautos sind BMW, Daimler und Volkswagen jedoch zu Nachzüglern geworden. Ein SPIEGEL-Team, darunter Reporter Ullrich Fichtner sowie die Wirtschaftsredakteure Simon Hage und Martin Hesse, wollte verstehen, warum das so ist. Sie besuchten Zukunftslabore prestigeträchtiger deutscher Automarken und Zulieferbetriebe, erhielten Zugang zu Hightechkonzerne in Kalifornien und erkundeten eine chinesische Modellstadt südlich von Peking. Aus wochenlangen Recherchen ergab sich ein Gesamtbild, das die Konzernmanager hierzulande beunruhigen sollte: »Die deutsche Autoindustrie versucht, sich komplett zu erneuern«, sagt Hesse, »doch die Herausforderer aus Kalifornien und China denken größer, handeln mutiger und packen den Wandel entschlossener an.« **Seite 10**



LISA WASSMANN / DER SPIEGEL

Scheer, Lauterbach, Feldenkirchen

Wie wird man der neue Willy Brandt? Diese Frage interessierte SPIEGEL-Autor Markus Feldenkirchen, als er Karl Lauterbach und Nina Scheer durch ihre Kandidatur für den SPD-Bundesvorsitz, das »schönste Amt neben dem Papst« (Franz Müntefering), begleitete. Sechs Wochen lang besuchte Feldenkirchen viele der 23 Regionalkonferenzen, sprach vorher und nachher mit den Kandidaten, reiste mit ihnen kreuz und quer durch Deutschland, mit dem Flugzeug oder im Flinkster, dem Mietauto der Deutschen Bahn. Zumaldest dann, wenn

es so spät war, dass kein Zug mehr fuhr. Skurriler als diese nächtlichen Fahrten waren nur die Restaurantbesuche. Bis Lauterbach den Kellnern erklärt hatte, dass er sich komplett salzfrei ernähre und wie die Zutaten zubereitet sein müssten, hatten die Küchen fast schon zu. Feldenkirchen beobachtete den Wahlkampf einer verunsicherten und harmoniesüchtigen Partei, der nach außen friedlich wirken sollte, obwohl man intern viel übereinander fluchte – vor allem über Kevin Kühnert. **Seite 36**

Am 1. November wechselt die Französin Christine Lagarde vom Internationalen Währungsfonds in Washington zur Europäischen Zentralbank in Frankfurt und ist damit erneut die erste Frau an der Spitze einer männerdominierten Institution. Kurz vor ihrem Amtsantritt traf sie die SPIEGEL-Redakteure Michael Sauga und Marc Hujer in Washington, um mit ihnen über ihre Umbaupläne für die EZB und ihren künftigen geldpolitischen Kurs zu sprechen. Am Ende des Gesprächs demonstrierte sie, dass sie auch bei einem anderen klassi-



STEPHEN VOSS / DER SPIEGEL

Hujer, Lagarde, Sauga

schen Männerthema mehr als nur mithalten kann – Fußball. Als die SPIEGEL-Redakteure Lagarde nach ihrem Lieblingsverein fragten, stellte sie die beiden auf die Probe: »Der Verein, der gegen Eintracht Frankfurt verloren hat.« Als sie in fragende Gesichter blickte, schob sie hinterher: »Come on, wen hat Eintracht Frankfurt geschlagen?« Als noch immer keine Antwort kam, lehnte sich Lagarde zufrieden zurück und triumphierte: »Olympique Marseille.« **Seite 70**



bugatti-fashion.com

# Inhalt

73. Jahrgang | Heft 44 | 26. Oktober 2019

## Titel

**Mobilität** Deutschlands Wohlstand hängt an der Auto-industrie – doch die ist längst nicht mehr Weltspitze ..... **10**

Sebastian Thrun, Vordenker des autonomen Fahrens, über die Zukunftschancen von VW, BMW und Daimler ..... **18**

## Deutschland

**Leitartikel** Der Vorschlag einer Schutzzone für Nordsyrien ist nicht nur naiv, sondern auch fatal ..... **6**

**Meinung** Die Gegendarstellung / So gesehen: Das Recht der Lauteren ..... **8**

*Uno rügt deutsche Resolution zu Israel-Boykott-Bewegung / Neonazis beim BKA-Nachwuchs / Facebook soll Hass-kommentare anzeigen* ..... **24**

**Regierung** Der Syrien-Vorstoß von CDU-Chefin Kramp-Karrenbauer stellt erneut ihre Kanzlerfähigkeit in Frage ..... **28**

**Terror** Der Attentäter von Halle offenbart, wie er durch rechtsextreme Verschwörungstheorien im Netz motiviert wurde ..... **33**

**Hochschulen** Bundesbildungsministerin Anja Karliczek kritisiert die »Meinungs-zensoren« an deutschen Universitäten ..... **34**

**SPD** Karl Lauterbach kämpfte mit linken Positionen dafür, Parteivorsitzender zu werden – eine Nahaufnahme ..... **36**

**Wohnen** Berlins Senatorin für Stadtentwicklung, Katrin Lompscher, sieht im Mieten-deckel ein soziales Projekt ..... **46**



LISA WASSMANN / DER SPIEGEL

## Der lange Marsch

Sechs Wochen lang zogen die vielen Kandidaten um den Parteivorsitz der SPD durch die Republik – auch Karl Lauterbach und Nina Scheer. Während sich die Partei nach Harmonie sehnt, ging es hinter den Kulissen oft ruppig zu. Innenansichten einer Kampagne. **Seite 36**



UN PHOTO / BESTIMAGE / ACTION PRESS?

## Trumpinho

Jair Bolsonaro wurde vor einem Jahr zum Präsidenten Brasiliens gewählt. Er ließ Kritiker kaltstellen, besetzte Ministerien mit Verbündeten und formte den Regierungsapparat radikal um. Selten war das Land derart gespalten. **Seite 96**

**Umwelt** Stromriese RWE verklagt Kraftwerks-blockierer auf zwei Millionen Euro Schadensersatz ..... **48**

**Islamismus** Ein von Politik und Medien hofierter Szeneaussteiger fällt privat mit rechten Hetztiraden auf ..... **54**

**Zeitgeschichte** Der Historiker Christopher Clark schrieb für die Hohenzollern ein Gutachten, distanziert sich jetzt aber von der Familie ..... **56**

**Gedenken** Das Holocaust-Museum Buenos Aires will einen »Nazi-Schatz« ausstellen, der hauptsächlich aus Fälschungen besteht ..... **59**

## Gesellschaft

*Früher war alles schlechter: Krebsbehandlung bei Kindern / Gehören Plastiktüten verboten?* ..... **60**

**Eine Meldung und ihre Geschichte** Wie ein Lokomotivführer den Fußballweltmeister-Zug von 1954 retten will ..... **61**

**Traditionen** Warum kämpft die Stadt Heidelberg gegen ein Sternerestaurant? ..... **62**

**Kolumne** Leitkultur ..... **66**

## Wirtschaft

*Vier Milliarden Steuer-Plus / Keine Entlastung für Deutsche-Bank-Chef* ..... **68**

**Währungsunion** Wie die neue Chefine Christine Lagarde die Europäische Zentralbank führen will ..... **70**

**Verkehr** Querelen im Vorstand belasten Bahn-Chef Richard Lutz ..... **76**

**E-Commerce** Wie der Onlinehandel versucht, Rücksendungen zu vermeiden ... **78**

**Proteste** Die erstaunliche Karriere von »Bauer Willi« **80**

### Medien

**TV-Sender** Der MDR kämpft gegen den Vorwurf, zu nett zu Rechten zu sein ..... **82**

### Ausland

*Massenproteste im Libanon / Griechenland verstärkt Grenzkontrollen* ..... **86**

**Großbritannien** Premier Boris Johnson bereitet sich auf die nächste politische Schlacht vor – eine mögliche Neuwahl ..... **88**

Michel Barnier, Brexit-Unterhändler der EU, soll die Zusammenarbeit mit den Briten nach dem Austritt planen ... **91**

**USA** Der Historiker Robert Kagan zweifelt im SPIEGEL-Gespräch an der Fähigkeit Europas, Amerika militärisch zu ersetzen ..... **92**

**Migration** Nach dem Fund von 39 toten Chinesen verschärft sich in Großbritannien die Debatte um illegale Einwanderer .... **95**

**Brasilien** Ein Jahr nach der Wahl Jair Bolsonaros zum Präsidenten ist das Land so polarisiert wie selten zuvor **96**

### Wissenschaft

*Körperschleim zähmt gefährliche Keime / Der neue, scheue Bär in Bayern / Kommentar: Die Rache des rechnenden Alteisens* ..... **102**

**Psychologie** SPIEGEL-Gespräch mit der Soziologin Eva Illouz über das Glücklichsein als Statussymbol ..... **104**

**Geologie** Forscher rekonstruieren eine der schlimmsten Katastrophen der Erdgeschichte **107**

**Netzwelt** In Berlin entsteht das angeblich schlaueste Bürohaus Europas – Kritiker fürchten eine Vollüberwachung der Mitarbeiter ..... **108**

**Artenschutz** Wie ein Biochemiker illegalen Handel mit bedrohten Tieren aufdecken will ..... **110**

### Kultur

*Neues Asterix-Heft / Album von James Blunt / Kolumne: Besser weiß ich es nicht* ..... **112**

**Zeitgeist** Der amerikanische Superstar Rihanna und der französische Luxusgüterkonzern LVMH haben zusammen ein Modehaus gegründet **114**

**Literatur** Rüdiger Safranskis Biografie über Friedrich Hölderlin ..... **119**

**Essay** Prinz Harry und Herzogin Meghan stürzen das britische Königshaus in Schwierigkeiten ..... **120**

**Kino** Elyas M'Barek und sein neuer Film »Das perfekte Geheimnis« **124**

**Ausstellungskritik** In Paris beginnt die größte Leonardo-da-Vinci-Schau aller Zeiten ..... **126**

### Sport

*Wie die Aktie von Borussia Dortmund aus dem Keller kam / Magische Momente: Robin Gosens über seine ungewöhnliche Fußballkarriere* **127**

**Idole** Dirk Nowitzki im SPIEGEL-Gespräch über Freiheit und sein neues Leben ohne Basketball .... **128**

**Fußball** Die Angst der Spieler vor dem Kreuzbandriss ... **131**

**SPIEGEL-TV-Programm** ..... **55**  
**Bestseller** ..... **118**  
**Impressum, Leserservice** ..... **132**  
**Nachrufe** ..... **133**  
**Personalien** ..... **134**  
**Briefe** ..... **136**  
**Hohlspiegel / Rückspiegel** ... **138**



## Mit Sex und Style

Rihanna ist ein Superstar – und eine erfolgreiche Unternehmerin. Sie verkauft Kosmetik, Unterwäsche und jetzt auch Prêt-à-porter-Mode, zusammen mit dem Luxuskonzern LVMH. Was kommt heraus, wenn Mode und Pop sich verbinden? **Seite 114**

## Das vermessene Glück

Im SPIEGEL-Gespräch erklärt die Soziologin Eva Illouz den Boom der Glücksin industrie, den Irrweg positiver Psychologie – und weshalb vom neuen Zwang, allzeit happy zu sein, vor allem Politik und Wirtschaft profitieren. **Seite 104**



## Ein Idol erklärt sich

Dirk Nowitzki hat seine Karriere bei den Dallas Mavericks beendet – nach über 20 Jahren. Im SPIEGEL-Gespräch blickt er zurück auf das, was ihn so erfolgreich machte. Und erzählt, warum er keinen Basketball mehr in die Hand nimmt. **Seite 128**

# Zu naiv für die Weltbühne

**Leitartikel** Kramp-Karrenbauers Vorschlag für Nordsyrien führt in die Akzeptanz der Barbarei.

**E**s gibt Worte im Falle Syriens, die sind zum Hohn ihrer eigentlichen Bedeutung geworden. »Schutzzone« ist so ein Wort. Eine Schutzzone versprach die türkische Regierung in Nordsyrien einzurichten, als sie vor zwei Wochen dort mit wahllosem Mörserbeschuss und Luftangriffen ihre Invasion begann und 180 000 Menschen zur jähnen Flucht zwang. Vorher war es dort ruhig gewesen, durchaus sicher.

Gleich vier sichere Areale, als »Deeskalationszonen« etikettiert, versprach die russische Führung 2017 für Syriens Aufstandsgebiete. Drei von denen sind mittlerweile zusammengeschossen worden, Hunderttausende Menschen in die vierte Zone geflohen, die nun vor dem Sturm steht: Idlib.

Am Montag kündigte Bundesverteidigungsministerin Annegret Kramp-Karrenbauer an, in Nordsyrien eine internationale Schutzzone einrichten zu wollen, gemeinsam mit Russland und der Türkei. Gewiss definiert sie das anders, als ihre beiden politischen Partner in spe dies tun. Aber das macht die Sache nicht besser.

Es sei doch mutig, hieß es in Stimmen des Zuspruchs: AKK zeige Initiative, Deutschland könne nicht ewig abseitsstehen. Die Kommentare klangen, als wäre es das Wichtigste, endlich wieder auf der Weltbühne mitzuspielen.

Doch welches Spiel? Nach wessen Regeln?

Sich nach dem US-Abzug nun jenen anzudienen, vor denen es Zivilisten eigentlich zu schützen gälte, ist absurd. Russlands Luftwaffe hat über Jahre Krankenhäuser oder Märkte in Syrien bombardiert, hat sich bemüht, die Chemiewaffenangriffe Baschar al-Assads zu vertuschen und ihn um jeden Preis an der Macht zu halten. Die türkische Regierung hat den »Islamischen Staat« jahrelang gewähren lassen, bis an den Rand der Unterstützung.

Seit 2018 baten die USA und Frankreich immer drängender, Deutschland möge sich an der Anti-IS-Mission in Nordostsyrien mit Truppen beteiligen. Es hätte die Chance gegeben, ungefähr ein Drittel des Landes zur Ruhe kommen zu lassen, unter amerikanischer Schirmherrschaft vor Luftangriffen zu schützen und wiederaufzubauen, was vom Anti-IS-Kampf eingeäschert worden war.

Aber nicht einmal daran wollte sich die Bundesregierung mit mehr als essenzieller Nothilfe beteiligen: Das kurdische Gebiet sei nicht wirklich demokratisch regiert; die PKK,

das militante Mutterschiff der in Nordsyrien herrschenden Partei, als Terrororganisation in Deutschland gelistet.

Alles korrekt, dennoch eine fatal verpasste Gelegenheit. Die letzte. Denn der jähe amerikanische Ausstieg hat eine blitzartige Kettenreaktion ausgelöst: Als Erstes marschierte die Türkei ein. Die im Stich gelassenen Kurden unterwarfen sich unter russischer Vermittlung wieder dem Regime von Assad in Damaskus, dessen Truppen nun von Süden vorrücken.

Als Deutschland gerade begann, über AKKs Vorschlag zu diskutieren, teilten Kremlchef Wladimir Putin und der türkische Präsident Recep Tayyip Erdogan im Kurort Sotschi Syrien unter sich auf. Erdogan bekommt seine Beute, der »etablierte Status quo« der türkischen Operation »Friedensquelle« wird beibehalten. Das heißt: Die Bewohner der syrischen Städte Tall Abjad und Ras al-Ain, die ohne jede Unterscheidung zwischen Kämpfern und Zivilisten um ihr Leben rennen mussten, sie werden wohl nicht zurückkehren dürfen.

Stattdessen hat Erdogan wiederholt angekündigt, bis zu zwei Millionen in die Türkei geflüchtete Syrer in dieses Gebiet abschieben zu wollen. Dabei kommen diese aus ganz Syrien, aber nur wenige aus jenem überwiegend kurdischen Landstrich, wo sie nun zwangsangesiedelt werden sollen. Das nennt man ethnische Säuberung. Nichts, woran sich die

Bundesregierung beteiligen sollte. Aber auch nichts, was die Bundeswehr oder ein EU-Kontingent verhindern könnte. Wie sollten deutsche Soldaten türkische Truppen davon abhalten, weitere Bewohner aus eroberten Dörfern zu vertreiben? Mit Waffengewalt?

Oder, grausiger noch: Was sollten sie mit den Türken gemeinsam tun? Den Deportationen das Siegel deutscher Beteiligung geben? Assads längst begonnene Rückkehr in diesen Teil des Landes mit Ausbildungsmisionen für Marodeure begleiten? Russland hätte für seine und Assads Verbrechen gegen die Menschlichkeit liebend gern die deutsche Zustimmung und finanzielle Aufmerksamkeit in Milliardenhöhe.

Genau das ist es, was von diesem Vorschlag übrig bleibt: nach seinem absehbaren Scheitern: ein Schritt hin zur Akzeptanz der Barbarei. Das ist mehr als naiv. Es ist ein fataler Fehler. Christoph Reuter



Verteidigungsministerin Kramp-Karrenbauer

MONIKA SKOLIMOWSKA / DPA

# DER NEUE FIAT 500X SPORT THE POWER OF ATTRACTION



Seine Sonderlackierung Seduzione Rot, das exklusive Sportdesign und die unverwechselbare Lichtsignatur seiner LED-Scheinwerfer machen den neuen **Fiat 500X SPORT** unwiderstehlich attraktiv. Sein sportlicher Charakter zeichnet sich durch das 13 mm tiefergelegte Fahrwerk und die 18"-Leichtmetallfelgen aus.

**Den neuen Fiat 500X SPORT gibt es jetzt schon ab 279 €<sup>1</sup> im Fiat Easy Plus Leasing ohne Anzahlung<sup>1</sup> und inkl. Wartung und Verschleiß<sup>2</sup>.**



fiat.de

Kraftstoffverbrauch (l/100 km) nach RL 80/1268/EWG: innerorts 7,2; außerorts 5,1; kombiniert 5,9. CO<sub>2</sub>-Emission (g/km): kombiniert 134.

<sup>1</sup> Ein unverbindliches Leasingbeispiel der FCA Bank Deutschland GmbH, Salzstraße 138, 74076 Heilbronn, für den Fiat 500X SPORT 1.0 FireFly (Benziner) 88 kW (120 PS); UPE des Herstellers i.H.v. 23.490 € zzgl. Überführungskosten, inkl. GAP-Versicherung; Monatsrate 279 € inkl. Fiat TOP CARE Wartungs- und Reparaturpaket (Wartung und Verschleiß<sup>2</sup>, Gesamtaufleistung 30.000 km, Leasingsonderzahlung 0 €, Sollzinssatz gebunden, p.a. -5,21%, effektiver Jahreszins -5,08 %, Gesamtbetrag 10.044 €, Laufzeit 36 Monate.

<sup>2</sup> Das Wartungs- und Reparaturpaket (Wartung und Verschleiß) beinhaltet die kostenfreie Durchführung gemäß Plan der programmierten Wartung für vom Hersteller vorgesehene Eingriffe sowie alle verschleißbedingten Reparaturen für die gewählte Laufzeit und bis zu der gewählten maximalen Gesamtaufleistung über den Servicevertrag TOP CARE gemäß dessen Bedingungen.

Privatkundenangebot, gültig für nicht bereits zugelassene Neufahrzeuge, nicht kombinierbar mit anderen Angeboten. Angebot gültig bis 31.12.2019. Beispieldfoto zeigt Fahrzeug der Baureihe, die Ausstattungsmerkmale des abgebildeten Fahrzeugs sind nicht Bestandteil des Angebots. Nur bei teilnehmenden Fiat Händlern.

# Meinung

Alexander Neubacher **Die Gegendarstellung**

## Apokalypse 2020



Der Menschheit steht ein wirklich übles Jahr bevor: 2020 wird auf der ganzen Welt das Erdöl ausgehen. Spätestens nächstes Jahr an Silvester ist der letzte

Tropfen verbrannt. Das haben die klügsten Wissenschaftler und der schnellste Computer ausgerechnet.

Müssen wir uns Sorgen machen? Nun, im Jahr 1972 erlangte dieses Szenario weltweit Ruhm. Der Club of Rome legte seine Studie »Die Grenzen des Wachstums« vor. Durch die »neuartigen Techniken der wissenschaftlichen Systemanalyse und Computersimulation« sei es erstmals gelungen, »präzise Prognosen über die langfristige Entwicklung weltweiter Probleme abzugeben«, hieß es im Klappentext.

»Die Grenzen des Wachstums« bestätigte die schlimmsten Befürchtungen. Im Basisszenario, also ohne neue Ressourcenfunde, wären bereits im Jahr 1979 sämtliche bekannten Goldreserven erschöpft gewesen. Silber, so die Vorhersage, werde 1983 zur Neige gehen, Erdöl 1990, Erdgas 1992.

Im bestmöglichen Szenario gingen die Wissenschaftler von einer Verfünfachung der damals bekannten Rohstoffreserven aus. Die Aussichten bes-

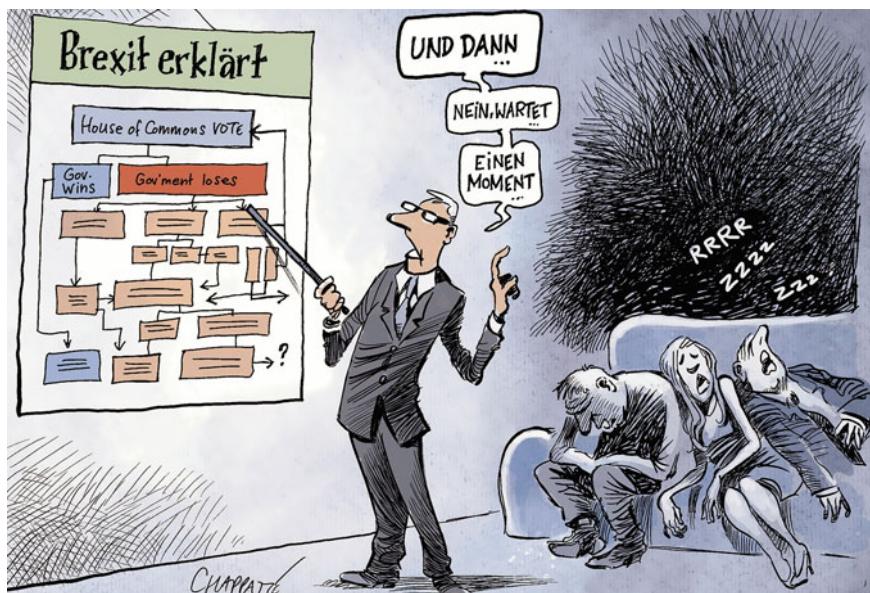
serten sich dadurch aber kaum. Gold: erschöpft kurz vor der Jahrtausendwende. Silber: aufgebraucht 2012. Und 2019/20 dann das Ende von Erdgas und Erdöl.

Wie ist es möglich, dass der Club of Rome mit seiner Prognose so weit danebenlag? Seine Fans, die in großer Zahl die Prognosen überlebt haben, sagen, die Studie habe die Menschheit aufgeweckt und eine Verhaltensänderung bewirkt. Es sei eine »self-destroying prophecy« gewesen, eine sich selbst zerstörende Vorhersage.

Die Kritiker sagen, der Club of Rome habe – wie alle Wachstumsgegner – Erfindergeist und technischen Fortschritt unterschätzt. Etwa beim Silber, das für die Entwicklung von analogen Fotos so wichtig war: Die Digitalfotografie habe die Prognosen über den Haufen geworfen.

Verhaltensänderung oder Fortschritt? Ich weiß nicht, welche These stimmt. Doch bevor wir wegen der Klimakrise nun für die nächsten 50 Jahre in Panik verfallen, würde ich es mit einer Kombination aus beidem versuchen.

An dieser Stelle schreiben Alexander Neubacher und Markus Feldenkirchen im Wechsel.



### So gesehen

## Das Recht der Lauteren

Neue Richtlinien für deutsche Universitäten

● Nach der Debatte um die verhinderten Vorlesungen des ehemaligen AfD-Vorsitzenden Bernd Lucke sowie das Auftrittsverbot des FDP-Chefs Christian Lindner an der Uni Hamburg erlässt die gemeinsame Arbeitsgruppe des Verbunds der Allgemeinen Studierendausschüsse und der Deutschen Hochschulrektorenkonferenz folgende Richtlinien:

Von Auftritten an Universitäten ist künftig ausgeschlossen, wer politische Ansichten vertritt, vertreten hat



oder vertreten haben könnte, die von der Mehrheit oder einem großen Teil oder einem Bruchteil der Studierenden als abweichend von den eigenen betrachtet werden könnten.

Redeverbot gilt insbesondere für Personen, die im Rahmen eines politischen Mandats oder eines Parteiamts Kontakt zu Personen hatten, die auf studentischen Flugblättern bereits als »Faschist« und/oder »Diktator« identifiziert worden sind.

Von der Lehre ausgeschlossen sind ferner alle Personen, die sich in Wort oder Schrift zustimmend über Kapitalismus, Grenzkontrollen, Verbrennungsmotoren und/oder Fleischkonsum geäußert haben. Kontroverse inhaltliche Stellungnahmen sind umgehend zu stoppen. Es gilt das Recht der Lauteren.

Da eine Kontamination mit Fremdmeinungen trotzdem nicht auszuschließen ist, werden sich die Studierenden ab dem nächsten Semester in schalldichten Einzelkabinen selbst und mit selbst erstelltem Lehrmaterial unterrichten. Eine Debatte über diese Maßnahmen findet nicht statt. Sie sind indiskutabel. Stefan Kuzmany

# RWE

## Alle reden vom Wetter. Wir machen Strom draus.

Alle brauchen Strom – Kinder wie Erwachsene, kleine wie große Unternehmen. Strom ist Licht, Wärme und Kommunikation. Strom ist medizinische Versorgung, Mobilität und Wirtschaft. Strom ist Leben. Wir machen ihn. Sauber, sicher und bezahlbar. Die neue RWE. Klimaneutral bis 2040.





PETER-JUELICH.COM



INTERFOTO

Volkswagen ID.3 auf der IAA, Käfer-Produktion in Wolfsburg 1957

Der »Kugelporsche« war bis 2002 das meistverkaufte Auto der Welt.

# Motorschaden

**Mobilität** Getrieben von kalifornischen Erfindern und chinesischen Aufsteigern, sucht die deutsche Autoindustrie ihren Platz in der neuen Welt der Robotaxis und Elektromobile. Ein Jahrhundert lang setzte sie die Standards, nun laufen BMW, Daimler, Audi und VW gefährlich weit hinterher.

**I**m VW-Werk von Zwickau, zehn Kilometer nördlich der Stadt, wo die Ortschaften Schlunzig, Mosel und Wulm heißen, wird in einer Woche, am 4. November, Geschichte geschrieben. Wer die mit blauen Rolltoren verschlossene Halle in jüngster Zeit besuchen durfte, betrat eine geheime Welt, ein verstecktes Industrielabor, zu dem nur wenige VW-Mitarbeiter Zugang hatten. orangefarbene Roboter sputten im »Ghost Run«, im Testbetrieb, ihre hochkomplexen Programme ab, und gemeinsam fertigten Menschen und Maschinen jeden Tag acht Elektroautos namens ID.3, zur Probe. Nun beginnt, am 4. November, die Serienproduktion. Und es ist, je nach Perspektive, der Beginn oder das Ende einer Epoche.

1500 Elektro-Volkswagen sollen in Sachsen künftig täglich vom Band laufen, insgesamt 330 000 Fahrzeuge jedes Jahr, im dann, laut VW, »größten und leistungsfähigsten Elektroautowerk Europas«. Das neue Auto ID.3, kompakte Mittelklasse, soll nach dem Willen seiner Schöpfer eine Ikone des 21. Jahrhunderts werden, wie VW Käfer und VW Golf in ihren Tagen welche waren. Das ist Werbelyrik, gewiss, aber es ist selbst aus neutraler Perspektive schwer, die Bedeutung des Vorgangs zu überschätzen: Volkswagen läutet in Zwickau die Totenglocke für den Verbrennungsmotor. Von 2040 an will VW kein Benzin- oder Dieselauto mehr herstellen. Es ist das Ende einer Epoche.

Sie hat, aufs Ganze gesehen, mehr als hundert Jahre gedauert, und sie war groß. Deutsche Erfinder und Ingenieure haben sie entscheidend geprägt, mutige Unternehmer, visionäre Designer und hoch kompetente Facharbeiter. Es war eine Epoche, in der deutsche Automobile weltweit zum Inbegriff für beste Wertarbeit wurden; eine Zeit, in der Volkswagen, Mercedes-Benz, BMW, Porsche und Audi zu Botschaftern Deutschlands, zu globalen Prestigeobjekten wurden und ihre feinst abgestimmten Motoren zu Mustern industrieller Exzellenz. Das deutsche Auto galt zeitweise als »das Auto« schlechthin, ausgestattet mit einem ewigen »Vorsprung durch Technik« made in Germany.

Männer wie Eberhard von Kuenheim, der den Grundstein für die Erfolge von BMW legte, Ferdinand Piëch, der erst Audi, dann VW groß machte, oder Wendelin Wiedeking, der Porsche rettete und in ungeahnte Dimensionen katapultierte, waren für die deutsche Wirtschaft das, was Bill Gates, Steve Jobs und Jeff Bezos heute für die US-Industrie sind: Helden.

Natürlich gab es, in all den Jahren, immer auch Bedenken. Ölrisiken, Benzinpreisschocks, Ärger mit schlechter Luft in den Städten, die Plage der Staus, Streit um Tempolimits. Im Laufe der Achtzigerjahre begann das Nachdenken über die Zusammenhänge von Ökonomie und Ökologie, in den Neunzigern forderten die Grünen, von aller Welt veracht, dass der Preis für einen Liter Benzin der Umwelt zuliebe auf fünf Mark steigen müsse.

Nun hat, seit Beginn des neuen Jahrtausends, die Furcht vor dem Klimawandel steile Karriere gemacht und mit ihr der Gedanke, dass es womöglich Irrsinn ist, dass sich der Mensch in tonnenschweren Kisten fortbewegt, in denen fossile Brennstoffe verfeuert werden.

Und trotzdem dachte die deutsche Automobilindustrie bis vor Kurzem nicht, sich radikal ändern zu müssen. Sie glaubte, vorneweg Volkswagen, das Problem auf zwei Wegen beheben zu können: zum einen durch immer bessere, schadstoffärtere, effizientere (Diesel-)Autos und zum anderen, als auf diesem Weg nichts mehr herauszuholen war, durch Betrug oder Realitätsverweigerung.

So paradox es klingt: Ausgerechnet Dieselpatate hat den nötigen Modernisierungsschub ausgelöst. Das Vertrauen in die Industrie wurde derart erschüttert, dass auch Vorstände und Aufsichtsräte die Unvermeidlichkeit eines radikalen Schwenks erkennen mussten.

Doch diese Erkenntnis kommt reichlich spät. Aus den Vorreitern des vergangenen Jahrhunderts könnten schon bald die zum Scheitern verurteilten Nachzügler der neuen Zeit werden, mit allen Folgen, die das für die deutsche Wirtschaft und unseren Wohlstand hätte. Es wäre der Beginn einer neuen, ungemütlichen Epoche. Denn während die Deutschen ihre Diesel manipu-

lierten und auf immer größere SUV setzten, während sie alternative Antriebe zwar studierten und erprobten, aber nur halbherzig verfolgten, während die Hersteller lieber mit Eifer Argumente gegen das autonome Fahren sammelten, statt es einfach neugierig zu erproben, ist die Welt anderswo längst in Neuland aufgebrochen. In Kalifornien, in China sind Firmen beziehungsweise Staatskonzerne entstanden, die die einstigen Technologieführer aus Deutschland vor sich hertreiben. Sie fassen das Auto und seine Nutzung ganz neu, ganz anders auf.

Deutsche Hersteller glaubten bis vor Kurzem, neue computertechnologische Möglichkeiten und die digitalen Netzwerke dienten vorrangig dazu, ihre real existierenden, konventionellen Autos immer weiter zu perfektionieren. Ihr traditionelles Geschäftsmodell, das sich um den Verkauf von Autos für den Individualverkehr dreht, stellen sie nicht infrage. Anders die Newcomer aus China und den USA: Sie haben das Digitale selbst ins Zentrum der neuen Mobilität gerückt. Computer sind bei ihnen nicht mehr Zutat, sondern Herzstück der Fahrzeuge und des Geschäftsmodells.

Ein Tesla ist in den Augen seiner Erbauer ein Hochleistungscomputer, der die erstaunlichsten Dinge kann, unter anderem das elektrisch angetriebene, autonome Herumfahren. Auch Chinas industrielle Avantgarde ist nicht mehr ausschließlich an individuellem Fahrspaß interessiert, sondern auf der Suche nach leistungsstarken Mobilitäts-Tools, die sich in ein neu zu organisierendes Stadtleben einpassen und Passagiere sicher, sauber und bequem von A nach B bringen.

In der Autobranche knallen Welten aufeinander, diese Welten hat der SPIEGEL in den vergangenen Wochen erkundet – in der Tesla-Fabrik im kalifornischen Fremont, in einer chinesischen Modellstadt südlich von Peking, bei süddeutschen Zulieferbetrieben und in den Forschungsabteilungen deutscher Autokonzerne. Die Befunde sind besorgniserregend.

Die Zeichen stehen auf Disruption, das ist ein auch unter Managern modisches Wort, das vom lateinischen »disrumpere« stammt und übersetzt heißt: zerschlagen,

zerbrechen, zerreißen. Diese Wörter braucht, wer den Zustand der deutschen Automobilindustrie beschreiben will.

**Sajjad Khan, 45, spricht wie ein Missionar**, wenn er über die Zukunft redet. Der in Pakistan geborene Manager ist Bereichsvorstand für »CASE« bei Mercedes-Benz, das steht für Connected, Autonomous, Shared, Electric, also für alles, was Automanager von heute für die Mobilität von morgen halten. Khan soll dafür sorgen, dass die Zukunft Daimler nicht überrollt.

Sein Arbeitsplatz befindet sich in Sindelfingen, wo seit 1915 Autos gebaut werden, darunter auch die S-Klasse, der Stolz aller Daimler-Ingenieure, die Ikone der Mercedes-Fans. Mehr als 25 000 Menschen arbeiten für Daimler an dem Standort, das weltgrößte Werk des Konzerns ist hier beheimatet, in der heimlichen Hauptstadt von »Autoland«, wie sich Baden-Württemberg ohne große Ironie selbst nennt. Khan will den Leuten in Sindelfingen die Selbstzufriedenheit austreiben.

Gerade kommt er von einer dieser Betriebsversammlungen, die heutzutage »Townhall-Meetings« heißen, auf denen Manager die Belegschaft auf Strategien und Veränderungen einschwören. »Wir brauchen einen Weckruf«, sagt Khan. »Wir müssen uns grundlegend verändern – als Individuen, als Abteilung, als Firma, als Land. Wenn nicht, kommen harte Zeiten auf uns zu.« Er kämpft für Deutschland, seine Frau und seine Kinder sind hier geboren, als sein Vorbild nennt Khan den ersten Nachkriegskanzler Konrad Adenauer. »Wir müssen wieder die Mentalität entwickeln, die das Wirtschaftswunder ermöglicht hat. Und zwar nicht erst, wenn wir auf die Nase gefallen sind.«

Aus Khan spricht die Angst, dass die neuen Wettbewerber aus dem Silicon Valley und China schneller sind als Daimler, hungriger nach Erfolg. Daimler hat sich einen Claim gegeben, der den alten Führungsanspruch hochhält, der aber auch irgendwie verzweifelt klingt: »Wir haben das Automobil erfunden. Jetzt gestalten wir seine Zukunft.« Aber was heißt das?

Die schnelle Antwort darauf lautet: alles Mögliche. Daimler-Chef Ola Källenius schwor vor einigen Wochen bei der Branchenshow IAA den Pioniergeist des Konzerns, ließ vom Flugtaxi »Volocopter« bis zum Brennstoffzellenfahrzeug alles auffahren, was die hauseigenen Forschungslabore von Sindelfingen über Sunnyvale in Kalifornien bis ins indische Bangalore hergeben. »Wir müssen an allen vier CASE-Themen parallel arbeiten«, sagt Khan. »Es wäre extrem gefährlich und kurzsichtig, wenn wir uns nur auf die E-Mobilität konzentrierten.«

Nicht der Antrieb allein entscheidet über die Zukunft, sagt Khan, sondern auch die

intelligenten Systeme, die Fähigkeit, selbstfahrende Autos zu bauen, sie zu vernetzen und profitable Carsharing-Dienste zu entwickeln. Auf 9,1 Milliarden Euro hat Daimler vergangenes Jahr sein Forschungs- und Entwicklungsbudget aufgestockt. Aber während man in Sindelfingen und Stuttgart noch forscht, werden in Kalifornien und China längst ganz neue, ganz andere Autos gebaut. Setzen die Deutschen das viele Geld richtig ein?

Mit großem Engagement arbeitet Daimler zum Beispiel daran, den Sprachassistenten »Hey Mercedes« zu verbessern, über den die Kunden das Infotainment-System steuern können; weltweit laufen Werbespots, das Gadget zu vermarkten. Gemeinsam mit Hyundai aus Südkorea und zwei chinesischen Technologiefirmen hat man hundert Millionen Dollar in die amerikanische Start-up-Firma SoundHound investiert, die Spracherkennungssoftware entwickelt. Daimler fürchtet, dass Amazons Alexa oder der Google Assistant die Wohn- und Kinderzimmer verlassen

## Neue Marktführer

Die weltgrößten Hersteller von E-Autos\*, nach Neuzulassungen 2018; in Tausend

Tesla USA	234
BYD China	
BAIC China	161
SAIC China	108
Nissan Japan	88
BMW Deutschland	87
VW Deutschland	54
General Motors USA 50	
Toyota Japan 45	
Mitsubishi Japan 38	

Quelle: ZSW;  
\* reine Batteriefahrzeuge und Plug-in-Hybride

DER SPIEGEL

und sich in den Autos breitmachen könnten. Khan will, dass Mercedes-Fahrer nicht fremde Dienste nutzen, wenn sie unterwegs eine Pizza bestellen, sondern das hauseigene »Hey Mercedes«. Nach neuer Epoche klingt das erst einmal nicht.

**Im Zukunftslabor von Alphabet**, dem Google-Mutterkonzern, tüftelt John Krafcik mit einem Team von mehreren Hundert Leuten am fahrerlosen Auto herum. In der Lobby eines dreigeschossigen hellen Backsteinbaus im kalifornischen Mountain View deutet nichts auf die Firma hin, die im Alleingang die Autokonzerne auf der ganzen Welt herausfordert. An der schwarzen Wand hinter dem schmalen Empfangstisch hängt nur ein großes silbernes X, die Chiffre für alle Geheimprojekte, mit denen Alphabet die Welt verändern will.

Aus einem dieser Projekte ist ein eigenes Unternehmen entstanden, das als weltweit führend beim autonomen Fahren gilt: Waymo, eine Wortschöpfung aus den englischen Vokabeln für Weg und Mobilität. Die Firma entwickelt »den kompetensten Fahrer der Welt«, und der wird aus Sicht von Firmenchef Krafcik kein Mensch mehr sein, sondern ein Computer, der die Umgebung mit Kameras, Laserscannern und Radar abtastet und anhand von Algorithmen entscheidet, wie er zu reagieren hat.

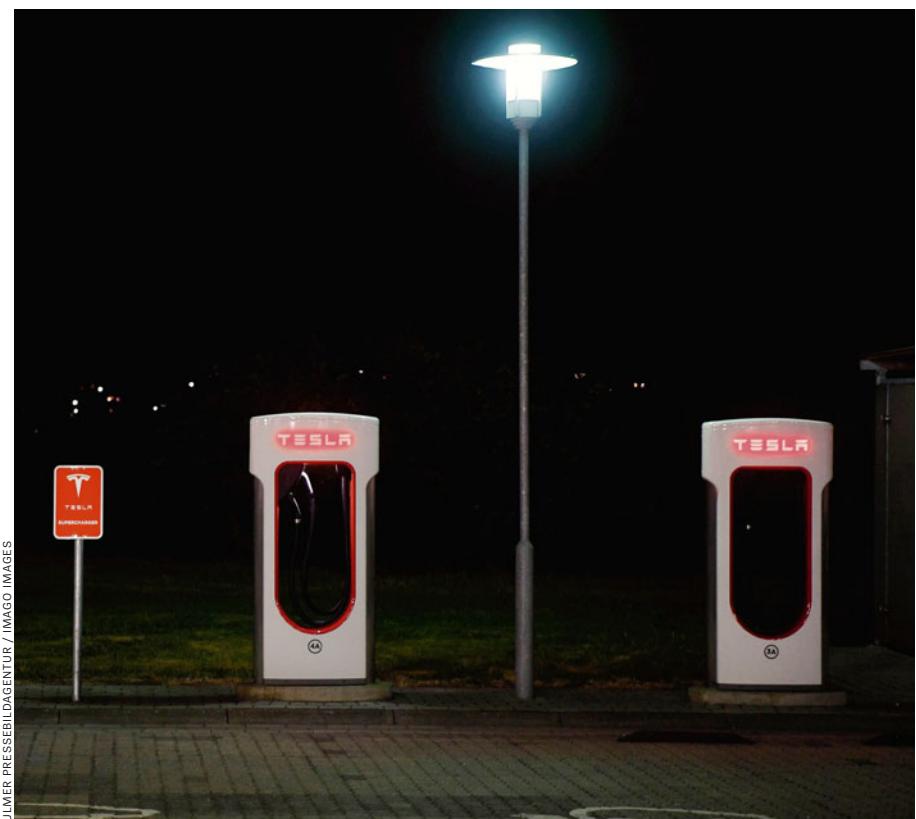
Draußen auf den Straßen rund um das Google-Gebäude kurven weiße Vans, die keinen Chauffeur mehr benötigen. Die Menschen, die derzeit noch hinter dem Steuer sitzen, müssen nicht lenken, bremsen oder schalten, sie passen nur auf, dass der Computer keinen Fehler macht. Und das passiert äußerst selten: Im Schnitt muss ein Fahrer nur alle 18 000 Kilometer ins Waymo-System eingreifen, besagt die Statistik der kalifornischen Verkehrsbehörde. Die Zahlen für deutsche Hersteller, die deutlich später mit den Tests begonnen haben, sind dagegen erschütternd.

Die Statistik weist aus, dass Waymo im Jahr 2018 mit 111 autonomen Testwagen in der Welt draußen unterwegs war, General Motors hat sogar eine Roboflotte von 162 Autos auf den Straßen. BMW dagegen nimmt am großen

Freilandversuch in Kalifornien mit gerade mal 5 Fahrzeugen teil, Mercedes-Benz mit 4. Der sogenannte Disengagement Report offenbart, wie oft das autonome Fahrsystem während der Tests im Jahresverlauf unterbrochen wurde, weil der menschliche Testfahrer eingriff oder eingreifen musste. Bei den Waymo-Autos war das im Jahr 2018, wie gesagt, alle 18 000 Kilometer der Fall. Die 5 BMW-Testwagen, die insgesamt nur etwa 65 Kilometer unterwegs waren, schafften ohne Eingriff der Fahrer keine 8 Kilometer, Mercedes schaffte sogar noch schlechter ab: Den Maschinen wurde alle 2,4 Kilometer in die Steuerung gegriffen. Waymos Vorsprung durch Technik, der Rückstand von BMW und Mercedes, ist bereits gigantisch.

Gut nur, dass die Google-Schwester keine Pläne hat, eigene Fahrzeuge zu bauen. Die weißen Vans in Mountain View stammen vom US-Hersteller Fiat Chrysler. Waymo hat sie mit seinen Sensoren aufgemotzt und ihnen die hauseigene künstliche Intelligenz eingehaucht. Für Volkswagen, Daimler & Co. ist das jedoch nicht minder bedrohlich.

Wenn Firmen wie Waymo mit ihren Algorithmen und ihrer Beherrschung von Kameras, Laserscannern und sonstigen Sensoren die Navigation künftiger Autos regieren, werden die heute noch großen



**Tankstelle in Hamburg um 1975, elektrische Ladesäulen**

Mehr als 14 000 sogenannte Supercharger hat Tesla bereits über den Globus verteilen lassen.

Hersteller am Ende womöglich zu bloßen Zulieferern von Karossen und Fahrwerken degradiert. Was aber ist ein mit Roboter-technik gesteuerter BMW noch wert, ohne die »Freude am Fahren«? Und was bleibt vom Mythos Mercedes, wenn sein Herzstück, der Motor, durch einen elektrischen Antriebsstrang samt Batterie aus Südkorea ersetzt wurde und die autonomen Flotten unter der Flagge amerikanischer Tech-giganten fahren? Man fliegt ja auch Lufthansa oder Emirates und nicht Airbus oder Boeing.

Wie so oft bei IT-Konzernen aus dem Silicon Valley ist Waymos Geschäftsmodell auf Größe und Marktbeherrschung ausgelegt. Die Firma betreibt derzeit schon eigene Fahrdienstfleotten und hat ihre selbstfahrenden Autos in 25 US-Städten getestet. In Phoenix holen Waymo-Autos ihre Kunden demnächst sogar schon ohne Sicherheitsfahrer ab.

Bei allem Drang zur Dominanz hat Krafcik aber kein Interesse daran, die alten Autokonzerne zu verdrängen. Zehn Jahre Forschungsarbeit und Milliarden an Investitionen hat das Unternehmen in die Zukunftstechnik gesteckt. Der hohe Einsatz rechnet sich für Waymo erst dann, wenn die bestehende Autoindustrie sein Robo-taxi-System kauft und einsetzt.

Nicht zufällig hielt der Waymo-Chef bei der IAA in Frankfurt die Eröffnungsrede, ist er gerade auf globaler Werbetour. Sein Unternehmen, sagt er, wolle die Autoindustrie nicht zerstören, sondern unterstützen.

Allerdings sei ihr heute noch gültiges Geschäftsmodell, vorwiegend Autos zu verkaufen, ineffizient. Es funktioniere »nicht wirklich gut«, sagt Krafcik dem SPIEGEL, »weder für die Umwelt noch für die Hersteller«.

Die meisten Autos stünden die meiste Zeit ungenutzt herum. Ein durchschnittlicher US-Autobesitzer fahre vielleicht 25 000 Kilometer pro Jahr. In einer autonomen Taxi- oder Fahrdienstflotte hingegen lasse sich die Nutzung der Fahrzeuge um das Vier- bis Fünffache steigern. Man brauchte in diesem Szenario wohl weniger Autos, müsste sie aber öfter austauschen.

Vor allem aber könnten die Autokonzerne nach Auffassung Krafciks nicht nur Geld mit dem Verkauf von Fahrzeugen verdienen, sondern mit jedem einzelnen Kilometer, den die Kunden in den Autos zurücklegen. Als Anbieter von Mobilitätsdiensten, sagt der Waymo-Chef, hätten die Autohersteller »viel bessere Möglichkeiten, Gewinne zu machen«.

Das gilt umso mehr, wenn im autonomen Gefährt der menschliche Fahrer als größter Kostenfaktor komplett wegfällt. Taxis ohne Taxifahrer, Wartungsfahrten ohne Personal, Lieferungen ohne Lieferant, in dieser neuen Welt fallen keine Löhne, keine Sozialkosten mehr an, und die

Maschinen streiken nur, wenn es technische Probleme gibt.

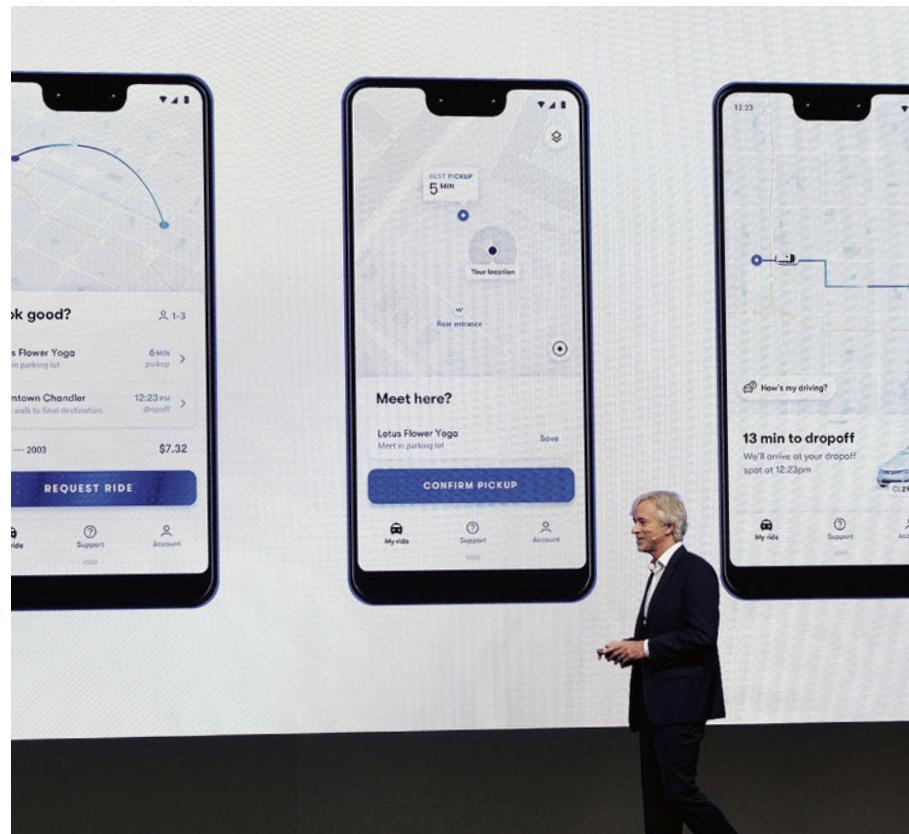
Die Prognosen, wie schnell sich fahrerlose Autos im realen Verkehr tatsächlich durchsetzen können, schwanken noch stark, vielleicht ist es 2025 so weit, vielleicht aber auch erst 2050. Dass automatisierte Fahrzeuge nach und nach Autobahnen und Innenstädte erobern werden, bezweifelt indes kaum noch jemand. Und je näher diese Zukunftsvision rückt, desto stärker steigt der Druck auf Konzerne wie VW, BMW oder Daimler, mit Hightechanbietern wie Waymo zusammenzuarbeiten. Denn dass sie die nötigen Innovationen aus eigener Kraft noch schnell stemmen könnten, scheint kaum realistisch.

Daraus erwächst ihnen ein gefährliches Dilemma. Ohne Kooperationen können die Deutschen in der Welt der vernetzten Autos womöglich nicht mehr vorn mitspielen. Lassen sie sich mit den Techspezialisten ein, laufen sie jedoch Gefahr, in deren Abhängigkeit zu geraten und am Ende nicht mehr Koch, sondern Kellner zu sein, nicht mehr Hersteller, sondern Zulieferer.

Um dem zu entgehen, ist man in deutschen Konzernzentralen schon auf die Idee gekommen, Anteile an Waymo zu kaufen, um sich Zugang zum Know-how und Mitspracherechte zu sichern. Doch die Versuche scheiterten schon im Ansatz, allein weil ein Einstieg unbezahbar gewesen wäre: US-Analysten glauben, dass Waymo aufgrund seiner guten Zukunftschancen bis zu 250 Milliarden Dollar wert ist. Das ist mehr als Daimler, Volkswagen und BMW zusammen.

Ist das also tatsächlich der »iPhone-Moment« für die deutschen Autobauer, wie amerikanische und britische Wirtschaftsblätter nicht frei von Schadenfreude schreiben – ein Wendepunkt, der die Zeit in ein Davor und ein Danach teilt? Noch gibt es nicht das eine Fahrzeug, das, wie einst Steve Jobs' iPhone, die besten vorhandenen Technologien gebündelt und in schöne, begehrenswerte Form gebracht hätte, es gibt ja noch nicht einmal Einigkeit über den Antrieb der Zukunft. So geht die Suche vorerst weiter, auch wenn der US-Riese Tesla glaubt, den heiligen Gral schon gefunden zu haben.

**Elon Musks Traumfabrik** steht im kalifornischen Fremont. Auf einer Fläche so groß wie der Vatikan lässt der Tesla-Chef eine Armee für sich schuften, die von Comichelden angeführt wird: Iceman, Thunderbird oder Cyclops wuchten Karosserien durch die Luft, setzen Elektrobatterien ein und heben täglich etwa tausend fertige Fahrzeuge behutsam von der Produktionsstraße. Allein der Ausstoß des neuen Massenfahrzeugs Model 3 hat sich dank der Montageroboter seit Jahresbeginn 2018 mehr als verachtfacht.



SEAN GALLUP / GETTY IMAGES

Waymo-Chef Krafcik bei der Eröffnungsrede auf der IAA in Frankfurt am Main

## Konzerne im Silicon Valley wollen den Menschen als Fahrer ersetzen.

Es sind knallrote Maschinen, die die Form kräftiger Arme haben, im ausgestreckten Zustand sind sie etwa doppelt so groß wie ein Mensch, aber ihre Bewegungen, ihre Kraft und ihre Präzision sind denen jedes menschlichen Mitarbeiters weit überlegen. Musk hat die größten von ihnen nach Figuren aus der Science-Fiction-Reihe »X-Men« benannt, ihre Namen stehen auf Käfigen aus Plexiglas, in denen sich die Roboter bewegen.

Wer die Halle in Fremont besuchen will, sollte Besitzer eines Tesla sein. Journalisten werden in Ausnahmefällen vorgelassen und mit vielen Auflagen belegt, weder Fotos noch Notizen sind erlaubt. Die Tour geht mit einer elektrisch betriebenen Bimmelbahn eine Stunde lang durch die Hallen mit einer Nutzfläche von fast 50 Hektar.

Am Eingang prangt in silbernen Lettern die selbst gegebene Mission der Firma, ebenso sperrig wie wuchtig: »Accelerate the world's transition to sustainable energy« (Den Übergang der Welt zu nachhaltiger Energie beschleunigen). Jeder Mitarbeiter, der die Schranken und den Sicherheitsbeamten am Eingang passiert, muss an der Parole vorbei. Nach der Gründung im Jahr 2003 entwickelte Musk nicht nur

einen Auto- und Technikkonzern, sondern eine Marke mit quasireligiösem Charakter. Kunden und Mitarbeitern gibt er das Gefühl, an einer großen Sache mitzuwirken, an der Rettung des Planeten direkt beteiligt zu sein.

Und wer nicht mitzieht, muss eben weichen: Musks erklärtes Ziel ist es, allen Dieselmotoren den Garaus zu machen. Und allen Autokonzernen, die die Zeichen der Zeit nicht erkennen, gleich mit. Der Verbrennungsmotor, prognostizierte Musk kürzlich per Twitter, werde bald genauso enden wie einst die Dampfmaschine: im Museum.

In der Fabrikhalle von Fremont hat Tesla ein paar alte Benzinzapfsäulen aufgestellt und gleich daneben eine elektrische Schnellladesäule, einen sogenannten Supercharger. Keine Frage, welche Geräte aus der Vergangenheit stammen und welchem die Zukunft gehört. Mehr als 14 000 Supercharger hat Tesla bereits über den ganzen Globus verteilen lassen, eine kühne Geste: Während in Deutschland Politiker und Automanager noch darüber diskutieren, ob Elektroautos überhaupt das Richtige sind und wer, falls ja, die zugehörigen Ladestationen finanzieren und be-



BACKGRID USA / BESTIMAGE

**Reality-TV-Star Kim Kardashian (r.) in Mercedes-Geländewagen**

Deutsche Automobile wurden zum Inbegriff für beste Wertarbeit, zu globalen Prestigeobjekten.

treiben soll, hat sich Tesla darangemacht, die nötige Infrastruktur kurzerhand selbst aufzubauen.

Es ist die Methode Musk: Als er Toyota die gigantische Fabrik in Fremont abkaufte, hielten ihn viele für verrückt. Als er ankündigte, einen neuen Autokonzern aufzubauen zu wollen, fand man das in Wolfsburg, München, Stuttgart und Ingolstadt eher zum Lachen. Heute lacht keiner mehr.

Die Tesla-Fabrik leuchtet wie ein steriler Krankenhaussaal. Ins Weiß der Stahl-

gerüste sind die Mitarbeiter wie Spielzeug hineingestellt, sie tragen schwarze Hosen und schwarze Shirts, als betrauteten sie schon ihre kommende Abschaffung. Denn Musks Traum ist die hoch automatisierte Fabrik. »Building the machine, that makes the machine«, lautet ein Ziel: Maschinen sollen bald Maschinen bauen. Aber noch braucht er Menschen. 9000 Leute arbeiten in Fremont, sie warten und programmieren rund 1100 Roboter, die das Model 3 fertigen.

Die etablierten Autokonzerne sahen in Musk lange, zu lange, einen Wichtigtuer, der mit seinen Milliardeninvestitionen in Ladestationen, Auto- und Batteriefabriken massenhaft Geld verbrannte. Sie haben sich getäuscht. Zwar schreibt Tesla immer wieder Verluste, diese Woche verkündete Musk überraschend einen Quartalsgewinn. Die Barreserven schwanken, das Unternehmen operiert gelegentlich an der Grenze zum finanziellen Kollaps. Große Probleme hatte Musk mit der Massenproduktion, die VW und Daimler so souverän beherrschen. Und trotzdem: Die Qualität der Tesla-Produkte war für alle ein Schock.

Konzerne wie VW besorgten sich Teslas neues Mittelklasseauto Model 3, bevor es auf den Markt kam, und zerlegten es in seine Einzelteile. Das Ergebnis der Anatomiesitzung war erschütternd: Der kleine US-Rivale war ihnen in wichtigen Bereichen um Jahre voraus. Teslas Autos haben effizientere Batterien, vor allem sind sie besser vernetzt. Der Anspruch der Amerikaner, Autos in rollende Computer zu verwandeln, war mehr als eine Sprechblase.

Die Tesla-Ingenieure gehen anders an ihr Produkt heran. Sie glauben, dass Autos wie Smartphones ständig mit Updates verbessert werden können. Sie entwickelten das sogenannte Over-the-air-Update, das es Kunden ermöglicht, ihr Auto technisch zu überholen, ohne eine Werkstatt zu besuchen. So konnten sie etwa den Bremsweg der Wagen verkürzen, indem sie den Algorithmus des Antiblockiersystems per Internet-Update neu ausrichteten. Model-3-Besitzer konnten außerdem eine – bereits verbaute – Sitzheizung auf den Rücksitzen freischalten. Es ist ein faszinierender neuer Kosmos, der vor allem technikaffinen Kunden Spaß macht, auch wenn nicht jede Neuheit gleich von Beginn an fehlerfrei funktioniert.

Die Teslas sind mit Zentralrechnern ausgestattet, die ungefähr so leistungsstark seien wie 150 PCs zusammengenommen, sagt ein Insider. Ganze Personalstäbe beschäftigen sich in Musks Firma nur mit der Frage, was ein Auto mit einer derartigen Masse an Rechenleistung anfangen kann.

Heraus kam etwa »Smart Summon«, eine Funktion, mit der Autobesitzer ihr Auto per Smartphone »rufen«, also autonom ausparken und vorfahren lassen können, was zunächst für Pannen sorgte. Oder der »Sentry Mode«, ein Überwachungsmodus, in dem das Auto die Umgebung ringsum filmt und Alarm auslöst, sobald ihm eine verdächtige Person zu nahe kommt. Wen ein Tesla verdächtig findet? Man kann es sich auf YouTube ansehen. Dort haben Tesla-Fahrer Videos hochgeladen, die in diesem Wachmodus entstanden sind. Sie zeigen Menschen, die heimlich Autos zerkratzen oder zu klauen versuchen.

Trotz der Erfolge ist nicht ausgemacht, dass Tesla überlebt. Musk hat es aber

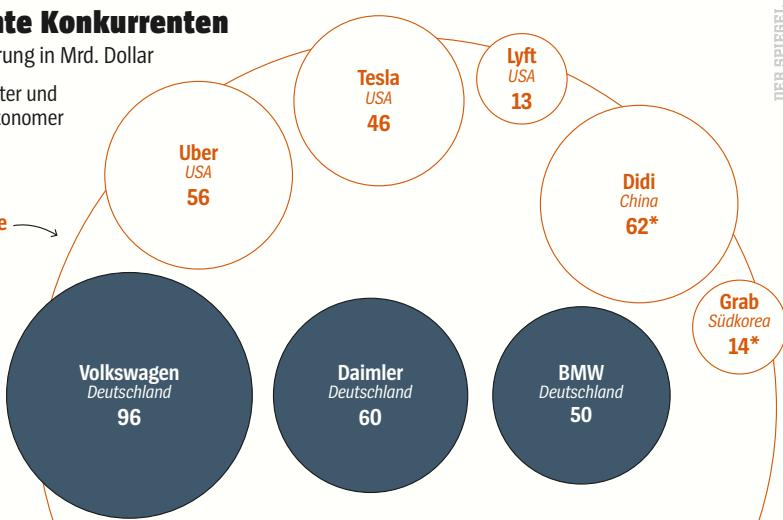
## Ungewohnte Konkurrenten

Marktkapitalisierung in Mrd. Dollar

■ Fahrdienstleister und Entwickler autonomer Fahrzeuge

Alphabet/Google

USA  
873



DER SPIEGEL

schon geschafft, die ganze Industrie aufzumischen. Seine Firma liefert mittlerweile fast 100 000 Batteriefahrzeuge pro Quartal aus, mehr, als VW oder Mercedes zuletzt in einem Jahr schafften. Auch deshalb versuchten die Konzerne, den Herausforderer aus Kalifornien an sich zu binden. Daimler stieg zeitweilig als strategischer Investor bei Tesla ein. Später liebäugelte VW-Chef Herbert Diess mit einem Anteilskauf.

Inzwischen haben die Deutschen ihre Strategie jedoch geändert. Sie wollen Tesla nicht mehr umarmen, sondern bekämpfen. Ob das eine gute Idee ist?

**Auf der A92 im Norden Münchens** nimmt Falk Schubert die Hände vom Steuer eines silbernen 7er BMW. Das Auto beschleunigt, schwenkt dann wie von Geisterhand gesteuert auf die Überholspur und wieder zurück auf die mittlere Fahrbahn. Es nähert sich dabei gefährlich einem Lkw auf der rechten Spur. Aber Schubert bleibt cool.

Der Ingenieur arbeitet im Kompetenzzentrum für autonomes Fahren, das BMW in Unterschleißheim eingerichtet hat. Rund 1500 Leute forschen, programmieren und testen dort, um Waymo, Tesla und Co. Paroli zu bieten. Während es den Amerikanern darum geht, das perfekte Betriebssystem zu entwickeln und so den Standard für voll autonomes Fahren zu setzen, machen es BMW und Daimler auf die deutsche Art. »Wir sehen das Auto immer als Ganzes und entwickeln es mit all seinen Funktionen als Einheit«, sagt Schubert. »Wir wollen nicht fahrende Hüllen für die Software bauen.« Schritt für Schritt bauen die Entwickler aus, was es an automatisierten Funktionen bereits gibt.

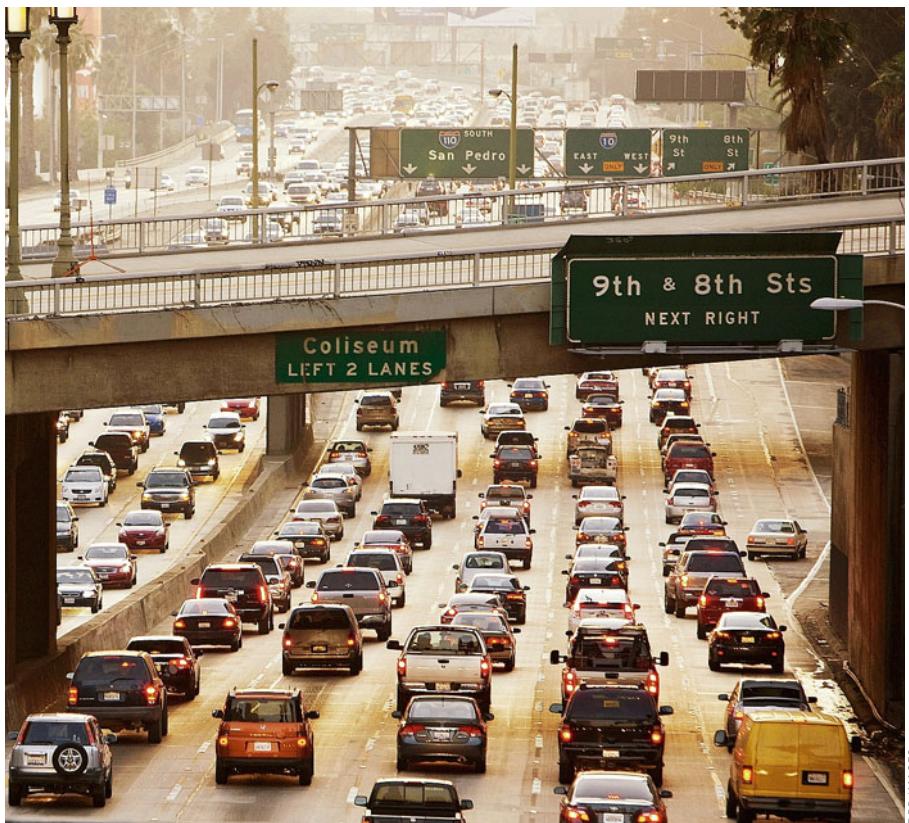
2021 will BMW den iNext mit einem Baukasten für autonomes Fahren auf Autobahnen einsetzen, das entspräche etwa Level 3, »hoch automatisiertes Fahren«, auf der sechsstufigen Skala, in die der Weg zum vollständig autonomen Fahren von Experten eingeteilt wurde. Die »0« steht für null Autonomie des Fahrzeugs, der Mensch am Steuer muss alles sehen und regeln, die »5« steht für Vollautomatik, der Mensch wird Passagier, und es gibt nicht einmal mehr ein Lenkrad im Wagen. Bisher dominiert auf öffentlichen Straßen weltweit Level 2.

Die Gefahr, dass Waymo eines Tages allein die Software für autonomes Fahren liefert und die Autohersteller nur die Hardware, sehen sie auch bei BMW. Aber dort gibt man sich zuversichtlich, dass es nicht so kommt, schließlich brauchten die Techkonzerne die Hersteller als Partner.

Klingt nach Hoffnung, nicht nach Strategie. Klar ist, dass die traditionellen Autobauer nicht in der Lage sind, die nötigen Innovationen aus eigener Kraft zu stemmen. Die Entwicklung autonomer Fahrsysteme verschlingt Unsummen, allein bei BMW gehen die Kosten schon jetzt in die



PAU BARRENA / AFP / GETTY IMAGES



DÖP IMAGES

#### Modell einer Smart City in China, Autobahn in Los Angeles

China plant aseptisch reine, autonom und elektrisch befahrene Städte. In Amerika dominieren Abgas und Asphalt.

Milliarden. Um die Lasten zu teilen, haben die Münchner im Juli eine Kooperationsvereinbarung mit dem Erzkonkurrenten Daimler unterschrieben.

Richtig reibungslos läuft das noch nicht, das hat sich – bei einer anderen Kooperation – schon nach kurzer Zeit gezeigt: beim Carsharing-Joint Venture Now. Im Februar hatten BMW und Daimler ihre Carsharing-Marken Car2Go und Drive Now zusammengeführt, im September schmiss die Now-Chefin hin, offenbar weil die beiden Mutterkonzerne nicht mehr Geld in die Mobilitätsdienste stecken wollen.

Die Grundidee, eine Wagenflotte in den großen Städten zu unterhalten, aus der sich Kunden für wenig Geld und per Handy-App auf die Schnelle ein Fahrzeug mieten können, bleibt gut. Aber die Kosten sind zu hoch, vor allem fürs Personal, das die Autos wartet, reinigt, betankt. Man hört förmlich Waymo-Chef Krafcik, der sagt, die Lösung sei das fahrerlose Mobil. Aber noch ist für Daimler und BMW das Business defizitär, und wenn nicht Finanzinvestoren Geld zuschießen oder sie mit VW eine größere Allianz bilden, könnte es mit dem Experiment schnell ganz vorbei sein. Die Deutschen fänden dann in Sachen Carsharing bald nicht mehr statt.

**Aus Peking führt Richtung Süden** knapp ein Dutzend Autobahnen und Schnellstraßen hinaus, nun wird eine weitere gebaut, gut hundert Kilometer lang und acht Spuren breit, von denen zwei ausschließlich für selbstfahrende Autos vorgesehen sind. Die Straße wird Peking mit Xiongan verbinden, einer Modellstadt, die eines Tages ein paar Millionen Einwohner zählen und die im Verkehr erstickende Hauptstadt Chinas entlasten soll.

Bislang ist nur der innerste Kern der »Xiongan New Area« errichtet, dort stehen ein Rathaus, ein Standesamt, ein Hotel, zwei Bürokomplexe und die örtliche Zentrale der Kommunistischen Partei. Doch dieser Kern lässt bereits erahnen, wie die Mobilität der Zukunft in China aussehen wird und in welchen Dimensionen man hier plant. Xiongan wird eine stille Stadt sein. Nur Elektroautos dürfen verkehren, Benziner und Diesel müssen draußen bleiben. Bislang gibt es zwei große Parkplätze, auf denen jeder Stellplatz schon mit einer Ladestation versehen ist. China, geplagt von chronischer Luftverschmutzung, setzt voll auf Elektromobilität.

Unternehmen wie BYD und CATL zählen international zu den größten Batterieherstellern; ihre geplante Kapazität ist dreimal so groß wie die im Rest der Welt. In Peking allein gibt es heute bereits um die 130 000 Anschlüsse zum Aufladen von Elektromobilen, das sind mehr als in ganz Deutschland. Chinas Regierung kann sich auch andere Antriebsarten vorstellen, da-

unter Hybridelektromotoren oder die sogenannte Brennstoffzelle. Fest steht, dass der Verbrennungsmotor im größten Automarkt der Welt keine Zukunft mehr hat.

Besitzer von Elektroautos werden in China gefördert – nicht mehr so großzügig wie in den vergangenen Jahren, als der Staat bis zu einem Drittel des Kaufpreises übernahm, aber nach wie vor deutlich spürbar: So müssen E-Auto-Käufer nicht die astronomischen Gebühren für Kennzeichen bezahlen, wie das für die Halter von Verbrennern üblich ist, und sie dürfen – anders als Fahrer von Benziner und Diesel – an allen Tagen fahren. Für konventionelle Autos gilt in den großen Städten jeweils an einem Wochentag ein Fahrverbot. Das neue Xiongan wird eine Stadt ohne Autofahrer sein. Auf der Ringstraße um das Zentrum drehen bereits kleine blaue, fahrerlose Busse ihre Runden. Noch ist jeweils ein Kontrolleur mit einem iPad an Bord und achtet darauf, dass keines der Fahrzeuge mit einer der gelben Kisten kollidiert, die ebenfalls ganz autonom ihre Runden drehen: Es sind mobile Getränke- und Snackautomaten, die sofort stehen

Xiongan führt, lebt ein paar Kilometer außerhalb und fährt einen weißen Golf. Den muss sie jeden Morgen, wenn sie zur Arbeit kommt, auf einem Parkplatz weit außerhalb der Xiongan New Area abstellen, wo eine Flotte von Elektrobussen wartet, die sie und Hunderte andere Pendler ins neue Zentrum bringt. China hat sich ein Beinahemonopol in der Herstellung von E-Bussen erarbeitet: Fast alle der 400 000 weltweit betriebenen Elektrobusse stammen aus chinesischer Produktion.

Auf die Frage, was sie sich nach dem Golf als Nächstes kaufen werde, sagt Fan Bonan: »Ich kaufe mir kein Auto mehr. Wer nach Xiongan zieht, braucht so etwas nicht. Die Stadt wird so gebaut, dass jeder Bewohner in einem ›15-Minuten-Zirkel‹ lebt: ein Supermarkt, ein Bürgerzentrum, eine Poliklinik, ein Kino und eine Schule – das alles muss binnen 15 Minuten zu Fuß erreichbar sein.« Und zum Arbeitsplatz, wenn der weiter als eine Viertelstunde entfernt sein sollte, bringe sie ein fahrerloser Autobus.

**Im Winter 2017** ließ der BMW-Konzern seine 22-stöckige Zentrale in besonderem

## Schlüsselindustrie

Der deutsche Autobau in Zahlen

**5,1** Mio. Fahrzeuge wurden hierzulande 2018 produziert.

Davon gingen 78 % in den Export

Anteil am Exportüberschuss:



\* inklusive Kraftwagenteile

**1,75** Mio. Beschäftigte arbeiten in Deutschland für die Autoindustrie.

880 000 direkt rund 870 000 indirekt

Anteil an allen Erwerbstätigen:



Quellen: Destatis, VDA

DER SPIEGEL

bleiben, wenn ihre Sensoren einen Passanten und potenziellen Kunden registrieren. Der kann sich dann eine Erfrischung kaufen – und natürlich per Handy bezahlen.

Die selbstfahrenden Busse und Automaten werden, ebenso wie die fahrerlosen Straßenreiniger in Xiongan, mit einer Software des Suchmaschinenbetreibers Baidu gesteuert. Der Internetriese hat sich als Erster auf fahrerlose Mobilität spezialisiert. Inzwischen sind auch der Onlineshändler Alibaba und der Social-Media-Konzern Tencent eingestiegen. Zusammen haben sie Milliarden in den Sektor investiert – in Fahrdienste wie Didi und E-Auto-Start-ups wie Nio und Byton. Und in Softwareingenieure, die Programme für selbstfahrende Autos schreiben. Und damit alle Datenströme ungestört fließen, baut Huawei mit Hochdruck am 5G-Netzwerk.

Fan Bonan, 23, die im Auftrag der Regierung Besucher durch die Modellstadt

Licht erstrahlen. Scheinwerfer tauchten die unteren Etagen in sattes Blau, auf den oberen Etagen leuchteten weiße Pluszeichen. Das berühmte Hochhaus der Bayrischen Motoren Werke, auch Vierzylinder genannt, verwandelte sich für einen Abend in ein Bündel aus Batterien, garniert mit dem leuchtenden Slogan »The Future is electric«.

Mit der Lichtinstallation feierte sich BMW damals für 100 000 weltweit verkaufte Elektro- und Hybridmobile. Das war zwar, gemessen an den rund 2,5 Millionen Autos, die die Bayern jedes Jahr absetzen, eine kleine Zahl, aber im schwach entwickelten Markt für E-Fahrzeuge reichte es für die Marktführerschaft in Deutschland. »An der Elektromobilität«, sagte der damalige BMW-Chef Harald Krüger, »messe ich unseren Erfolg.« Keine zwei Jahre später ist von diesem Selbstbewusstsein nicht mehr viel zu spüren.

**Innovationen** Sebastian Thrun, Vordenker des autonomen Fahrens, über die Zukunftschancen der deutschen Automobilindustrie

# »Ein bisschen weniger Pessimismus täte gut«

*Thrun, 52, macht beim autonomen Fahren niemand etwas vor. Für Google baute er die Abteilung für selbstfahrende Autos auf. Später leitete er Google X, die geheime Forschungsabteilung des Tech-Konzerns. Die Stanford University machte ihn einst zum Leiter des Fachbereichs für künstliche Intelligenz. Heute führt er zwei eigene Firmen: das Bildungsunternehmen Udacity, zu dem Voyage, ein Ableger für autonomes Fahren, gehört. Und Kittyhawk, ein Start-up für autonome Flugtaxis.*

**SPIEGEL:** Herr Thrun, laut Tesla-Chef Elon Musk sollen ab 2020 alle neuen Tesla in der Lage sein, als autonome Robo-taxis ohne menschliche Kontrolle zu fahren. Die deutsche Auto-industrie sagt, das sei erst 2030 technisch möglich. Wer hat recht?

**Thrun:** Die Technologie ist heu-te so gut wie reif. Zuletzt ging es nur noch darum, wie das Auto mit seltenen unerwar-teten Situationen umgeht, wenn etwa plötzlich ein Reh auf die Straße springt. Aber diese Schwierigkeiten sind nun ge-löst. Man muss nur in Kalifor-nien eine Testfahrt machen, um das zu erkennen.

**SPIEGEL:** Also fahren bereits im nächsten Jahr vollautonome Teslas auf den Straßen?

**Thrun:** Nein, Tesla ist nicht so weit. Aber einige andere sollten in drei Jahren bereit für den Markt sein, etwa die Google-Tochter Waymo, die General-Motors-Tochter Cruise, meine Firma Voyage. Um es noch mal zu betonen: Die Technologie ist nicht die Hürde. Es geht darum, das System kostengünstig zu machen und neue Geschäftsmodelle zu erfinden. Wem das als Erstes gelingt, der gewinnt das Rennen.

**SPIEGEL:** Die deutschen Autonomen könnten sich also durchaus noch durch-setzen?

**Thrun:** Auf jeden Fall. Die große Vision ist das Robotertaxi: Es kommt automatisch zu uns, wenn wir es brauchen, liefert uns ab und sucht sich einen neuen Kun-



MATHEW SCOTT / AUGUST

KI-Experte Thrun

»Die Industrie hat uns ignoriert.«

den. Das kann man für ein Viertel der jet-zigen Taxikosten machen. Bislang hat aber noch keiner ein konkretes Geschäftsmodell vorgelegt, der Wettbewerb ist komplett offen. Daimler und BMW könnten den Markt bestimmen, aber auch Newcomer wie Google.

**SPIEGEL:** Sie haben bereits vor 15 Jahren begonnen, erste autonome Autos zu ent-wickeln. Wie haben die Hersteller auf Ihre Erfolge reagiert?

**Thrun:** Die Industrie hat uns bis 2015 komplett ignoriert. Die Politik übrigens auch. Wir galten als Außenseiter, die futuri-stischen Kram machen. Ich wurde einmal Alan Mulally vorgestellt, dem damaligen Chef von Ford – 2013 oder 2014 war das. Er hat mir die Hand geschüttelt und

sich sofort weggedreht. Er hat-te null Interesse mit mir zu sprechen.

**SPIEGEL:** Google-Gründer Larry Page dagegen hat Sie mit einem riesigen Entwicklungs-budget ausgestattet. Warum?

**Thrun:** Weil er clever ist. Und weil er nicht aus der Autoindus-trie stammt.

**SPIEGEL:** Soll heißen: Volkswa-gen und BMW können so dis-ruptive Technologien nicht auf den Weg bringen, weil sie zu traditionsbewusst sind?

**Thrun:** Wer von außen kommt, hat weniger Hürden vor sich. Volkswagen hat eine riesige Zahl von Angestellten, etliche Fabriken, eine mächtige Ge-werschaft. Da ist es schwerer, einen grundlegenden Umbruch voranzutreiben, anders als bei Google, wo man sich nie vorher mit Autos beschäftigt hatte.

**SPIEGEL:** Inzwischen ist klar, dass sich die Autokonzerne wandeln müssen, weil digitale Technologien ihr Geschäft verändern. Wird es früher oder später eine Art Hybridindustrie geben, eine Mischung aus IT- und Autokonzernen?

**Thrun:** Jedenfalls sind Autos heute zunehmend Software-vehikel. Und mit dieser Umstel-lung tun sich die Autobauer schwer. Ihre Ingenieure sind spezialisiert auf Federung,

Bremssysteme, Motortechnik. Nicht auf künstliche Intelligenz. Aber genau darin liegt die große Frage für die Zukunft: Wer wird sich schneller anpassen? Fiat, BMW oder Daimler?

**SPIEGEL:** Kann das einem Autokonzern überhaupt gelingen? Das Entwicklungs-tempo ist bei den KI-Technologien so hoch, dass es selbst den Informatikexper-ten im Silicon Valley mitunter schwerfällt mitzuhalten.

**Thrun:** Klar, das ist eine Herausforderung. Heute kann dank der Fortschritte bei ma-schinellem Lernen jeder, der einiger-maßen clever ist und sich auskennt, Autos besser auf autonomes Fahren trainieren als die besten Google-Experten noch vor fünf Jahren. Wir erleben enorme Sprünge.

**SPIEGEL:** Und die Entwicklung wird in diesem Tempo weitergehen?

**Thrun:** Ja, ich staune immer wieder, wie viele Leute davon ausgehen, dass der Fortschritt irgendwann langsamer wird oder sogar stoppt. Es geht im Gegenteil immer schneller voran. Das fliegende Auto wird der nächste Schritt sein.

**SPIEGEL:** Das klingt tatsächlich futuristisch.

**Thrun:** Ich würde nicht darüber lächeln. Wir sind jetzt hier in der Frankfurter Innenstadt, ich kann Sie in wenigen Minuten zum Frankfurter Flughafen bringen mit einem autonomen Flugtaxi.

**SPIEGEL:** Falls Sie es dürften, der Flugverkehr ist streng reguliert.

**Thrun:** Ich werde es dürfen können. Wenn ich aus dem Fenster schaue, sehe ich unten eine überfüllte Straße voller Autos und Radfahrer. Wenn ich nach oben schaue, ist alles frei. Oben kann ich mich deutlich schneller bewegen und verbrauche gleichzeitig weniger Energie. Die Entwicklung wird dorthin gehen, davon bin ich überzeugt.

**SPIEGEL:** Sie malen die mobile Zukunft ziemlich rosa. Tatsächlich sind jedoch Zweifel angebracht. Eine neue Studie kommt zu dem Schluss, dass Robotaxis nicht zu weniger, sondern bis zu 40 Prozent mehr Verkehr in den Großstädten führen.

**Thrun:** Man kann natürlich immer das Negative suchen. Wenn wir vor hundert Jahren hier gesessen hätten und ich Henry Ford gewesen wäre, hätten Sie mir wahrscheinlich gesagt: Was soll das mit den stinkenden Kisten, ich liebe mein Pferd, das bringt mich immer sicher nach Hause, und ich kann es essen, wenn es gestorben ist. Wir sollten lieber die Chancen sehen, die jeder technologische Umbruch mit sich bringt.

**SPIEGEL:** Die typische Silicon-Valley-Haltung: Der Fortschritt löst am Ende alle Probleme. Nur die Deutschen haben das noch nicht begriffen.

**Thrun:** So pauschal stimmt das nicht. Aber es ist schon seltsam. Die Deutschen leben in einem der ökonomisch stärksten Länder der Welt und haben trotzdem oft einen Minderwertigkeitskomplex: Wir sind nicht gut genug, die anderen überholen uns.

**SPIEGEL:** Im Digitalsektor stimmt das ja auch. Gegenüber Amerikanern und Chinesen liegen deutsche Unternehmen abgeschlagen zurück.

**Thrun:** Sagen wir es so: Deutschland muss generell offener werden für neue Technologien und Entwicklungen, um ganz, ganz vorn dabei zu sein. Ein bisschen weniger Pessimismus täte schon gut. Interview: Thomas Schulz

Die Verkaufszahlen für E-Autos bleiben weit hinter den ursprünglichen Erwartungen zurück, Krüger hat das Unternehmen verlassen. Sein Nachfolger Oliver Zipse zieht ein verhaltenes Fazit aus den bisherigen Experimenten mit der E-Mobilität: »Es dauert lange, um die dafür nötige technische Erfahrung zu sammeln«, sagt der neue BMW-Chef, »diese Zeit werden auch unsere Wettbewerber benötigen.«

Den Anspruch, BMW zum Mobilitätsdienstleister zu formen, hat Zipse mittlerweile aufgegeben. Der Konzern beschränkt sich wieder darauf, eine gute Car Company zu sein.

Wie alle anderen Autokonzerne steht auch BMW unter starkem Kostendruck. Die Rendite hat sich im ersten Halbjahr 2019 im Vorjahresvergleich halbiert. Die Ausgaben für Forschung und Entwicklung stiegen zuletzt jährlich um etwa eine Milliarde Euro – unter anderem, um den immer strengerem Abgasauflagen zu genügen.

In Regionen wie Russland, Afrika oder Südamerika werden sich E-Autos noch lange nicht durchsetzen, glaubt die BMW-Führung. In der Diskussion um die E-Mobilität sieht BMW-Chef Zipse deshalb »viel Industriepopulismus«. Der wichtigste Faktor werde oft ausgebündet: »Allein der Kunde entscheidet, welches Fahrzeug mit welchem Antrieb er fahren möchte.« Der BMW-Chef plädiert für einen Mix verschiedener Antriebsarten, in dem Batteriefahrzeuge nur eine von mehreren Optionen darstellen, neben Wasserstoffautos mit Brennstoffzelle etwa.

Was Zipse neudeutsch »The Power of Choice« nennt, die Hoheit über die Auswahl, mag sich vernünftig anhören, spricht indes nicht für große Entschlossenheit. Dass sich ausgerechnet BMW nicht klipp und klar für eine Leittechnik, nämlich E-Autos mit Batterie, entscheiden will, klingt fast nach Kapitulation. Schließlich waren die Bayern auf diesem Spielfeld einmal Vorreiter.

Als erste deutsche Firma brachte BMW Ende 2013 ein Elektroauto heraus, das für den Massenmarkt zu taugen schien: Der Kleinwagen i3 sollte zum Verkaufsschlager in Europa sowie den versmögten Metropolen Chinas und der USA werden. Doch finanziell gesehen blieb das Prestigemodell ein Desaster.

Das liegt an den teuren Materialien, die BMW im i3 verbaut, an der Elektrobatterie und der Kohlefaserkarosserie. Zudem überschätzte BMW die Nachfrage. Gerade mal 16 000 i3-Autos verkauften die Bayern im ersten Jahr, 2019 will der Konzern rund 40 000 absetzen. In den Top Ten der weltweit meistverkauften Elektroautos taucht der i3 gar nicht mehr auf.

Bei BMW kursiert nun die Lesart, der Konzern sei einfach »zu früh dran« gewesen mit der neuen Technik. Doch das stimmt nur zum Teil. Denn kurz nach dem Start des i3 bekam das Management offenbar Angst vor der eigenen Courage. Statt mit weiteren E-Modellen nachzulegen, entschied sich BMW für eine längere Elektropause. Der hart erarbeitete Vorsprung schmolz dahin.

Nun will BMW erst ab 2021 die nächste Generation von Elektroautos auf den Markt bringen. Die meisten Wettbewerber kommen deutlich früher. Aus dem Vorreiter droht ein Nachzügler zu werden, und so haben viele E-Pioniere von einst BMW

verlassen. Ulrich Kranz, früher Leiter der BMW-Elektrooffensive, entwickelt mittlerweile E-Autos für das US-Start-up Canoo. Carsten Breitfeld, einst zuständig für das Hybridauto i8, ist jetzt Chef des amerikanisch-chinesischen Elektroautoherstellers Faraday Future. Christian Senger, früher Leiter für E-Produktkonzepte bei BMW, sitzt heute im Volkswagen-Markenvorstand.

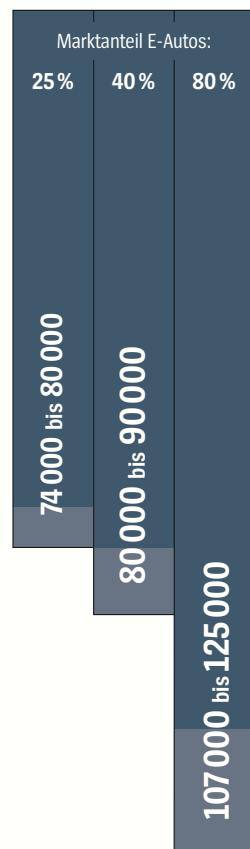
Und es spricht einiges dafür, dass BMW an diesem zögerlichen Kurs festhält, trotz neu angekündigter Elektromodelle. Vorstandschef Zipse hält nichts davon, unkalkulierbare Risiken einzugehen, weder bei den E-Autos noch bei Mobilitäts- und Sharingdiensten. BMWs Kernkompetenz bestehe darin, »die besten Fahrzeuge der Welt« zu bauen. Das sei »die wahre Herausforderung unserer Industrie«.

Zu den schnöderen Wahrheiten gehört freilich auch, dass dem neuen BMW-Chef für technische Großversuche schlicht das Geld fehlt, denn die Rendite soll keinesfalls noch weiter abstürzen. Der Vorstand verhandelt bereits mit dem Betriebsrat über mögliche Sparmaßnahmen: Die Erfolgsbeteiligungen sollen sinken, teilweise auch die Arbeitszeiten. Bei der Mo-

## Vom E-Auto überrollt

Prognostizierter Verlust von Arbeitsplätzen in der deutschen Autoindustrie bis 2030\*

\* bezogen auf 2017; mit Produktivitätssteigerung  
Quelle: Fraunhofer IAO, 2018



DER SPIEGEL

dellpalette will BMW sparen, auch die Zukunft des i3 ist noch nicht abschließend geklärt.

Große Ambitionen haben jetzt andere.

**Li Shufu, den manche als Phantom** bezeichnen, hatte vor einigen Wochen einen Auftritt ganz nach seinem Geschmack. Er besuchte die Automesse IAA, blieb aber weitgehend unsichtbar, bis auf ein paar handverlesene Manager hat ihn niemand gesehen. Der Gründer und Chef des größten privaten Autokonzerns in China, Geely, ist zu einem der einflussreichsten Männer in der Autowelt aufgestiegen. Li gilt als Kontrollfreak, sein Unternehmen, heißt es, führe er an der kurzen Leine, ein Mikromanager, der manche vom Typ her an Ferdinand Piëch erinnert.

Ähnliche Ambitionen wie der kürzlich verstorbene VW-Übervater hat Li Shufu zweifellos. Er will Geely zu einem Weltmarktführer bei der E-Mobilität machen, also zum direkten Wettbewerber von VW. Die Viel-Marken-Strategie der Wolfsburger dient ihm dabei als Vorbild.

In Europa machte Geely 2010 einen ersten großen Schritt zu mehr Produktvielfalt. Mit der Übernahme von Volvo stieg Geely von heute auf morgen in die Premiumliga auf, bis dahin hatte der Konzern vor allem Kleinwagen produziert. Seitdem treibt er die Elektrifizierung der skandinavischen Marke massiv voran. Auch die Produktion der Black Cabs, der legendären Londoner Taxis, hat Geely aufgekauft. Die Chinesen übernahmen die Pleitefirma 2013, bauten für 275 Millionen Pfund ein neues Werk und wollen die – natürlich elektrifizierten – Black Cabs zum Exportschlager machen. Der Shuttle-service Ioki der Deutschen Bahn setzt erste Exemplare bereits ein.

Hierzulande kommen die Chinesen durch die Hintertür, aber mit großen Zielen. Als Li Shufu erstmals im Herbst 2017 beim damaligen Daimler-Chef Dieter Zetsche für eine Beteiligung warb, stieß er auf wenig Gegenliebe. Wenige Monate später hatte er für rund sieben Milliarden Euro knapp zehn Prozent am Konzern erworben, die Stuttgarter wurden überrumpelt.

Mittlerweile, unter dem neuen Daimler-Chef Ola Källenius, haben sich Topmanagement und Investor angenähert. Sichtbar wurde das, als Daimler im März die kriselnde Kleinwagentochter Smart in ein Joint Venture mit Geely einbrachte. Der neue Partner baut in China ein Werk, aus dem schon 2022 vollelektrische Smarts rollen sollen. »Dort können wir auf Kostenstrukturen zurückgreifen, die für uns hier nicht realisierbar waren«, sagt Källenius, »und auf eine adäquate Rendite kommen.« Bisher hat der Smart nur Verluste produziert. In einem weiteren Joint Venture betreiben Daimler und Geely in



DAIMLER AG

**Mercedes-V8-Benzinmotor**

**Der Stolz der deutschen Autoindustrie wird gerade abgeschafft.**

China einen Ride-Hailing-Service, eine Art Luxus-Uber.

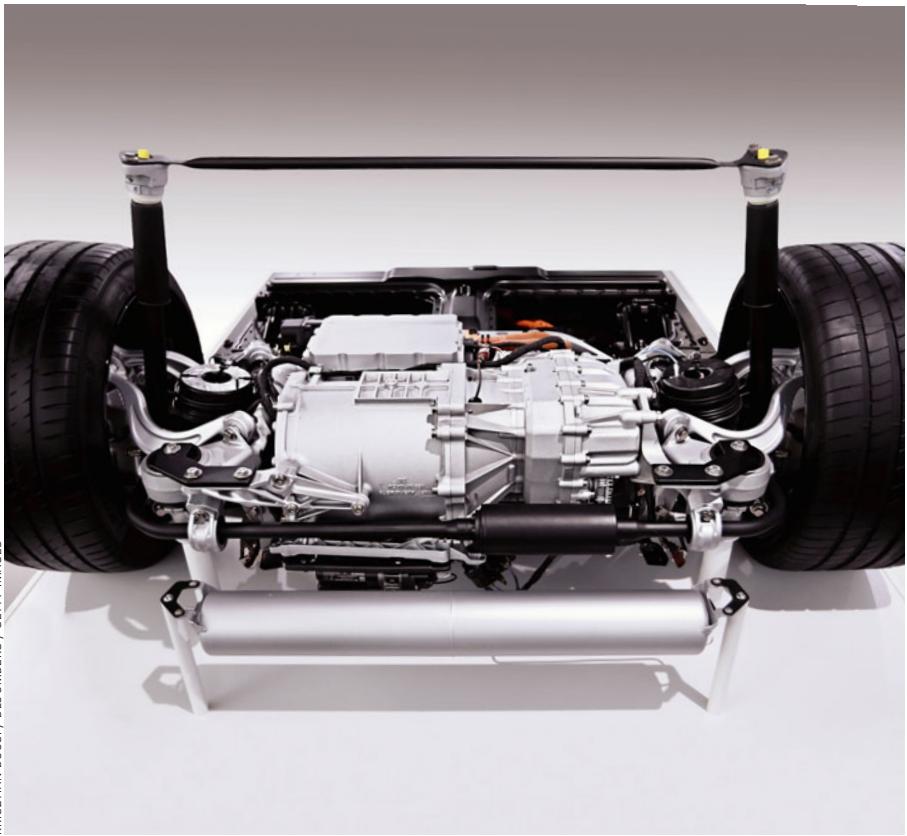
Li Shufu ist überzeugt, dass der Angriff auf die etablierten Autohersteller, zu denen er seine eigene Firma zählt, von außerhalb der Branche kommt, von Alibaba, Google und Co. Die Wettbewerber von heute müssten zu Freunden werden, um diese Angreifer abzuwehren. Deshalb suchte er die Kooperation mit Daimler, deshalb hat er nun einen Brückenkopf in Deutschland errichtet, im hessischen Rauhheim.

Neun Autominuten vom Frankfurter Flughafen entfernt hat Geely ein Büro- und Forschungsgebäude für 300 Mitarbeiter errichtet, bislang sind etwa 40 Geely-Leute eingezogen. Ingenieure, Designer und andere Fachleute werden abgeworben bei Ferrari und Maserati, GM und Fiat, aber auch bei deutschen Zulieferern und Premiumherstellern. Ihre Aufgabe wird es sein, in Rauhheim Fahrwerke und Sicherheitskomponenten für Elektroautos zu entwickeln, die für alle Fahrzeuge des Geely-Konzerns einsetzbar sind. Auch an der Vernetzung wird geforscht. Geely hat das Büro im Rhein-Main-Gebiet bezogen, weil man in China immer noch sehr viel von deutscher Ingenieurskunst hält. Man wolle lernen.

Das hört man als Deutscher gern, die Frage ist nur, wie lange diese Demut anhält. Geely baut seine Marktposition systematisch aus, auch in China selbst. Die Regierung unter Xi Jinping will globale Champions schaffen, Geely zählt dazu. Der Privatkonzern könnte zur Andockstation für staatliche Hersteller werden.

Zunächst hatte die Regierung Hunderte Firmen konkurrieren lassen, um die große Elektromobilitätsoffensive voranzubringen. Dank der gigantischen staatlichen Investitionen in den Aufbau einer Lade-Infrastruktur ist das gelungen, die heimischen Hersteller dominieren uneingeschränkt den Markt, auch wenn selbst einigen der namhaften Start-ups bald die Luft ausgehen dürfte. Unter den zehn meistverkauften E-Autos in China findet sich kein einziger deutscher Hersteller – nur bei Verbrennungsmotoren sind VW, Daimler und BMW noch führend.

**Günther Oettinger ist nicht zimperlich**, wenn es um die Verteidigung der deutschen Autoindustrie geht. Tübingens Oberbürgermeister Boris Palmer warf er schon mal Landesverrat vor, als dieser statt eines Daimlers einen Toyota mit Hybridantrieb



**Elektroantrieb auf der Hinterachse des Porsche Taycan**

**Statt 1400 Bauteilen hat der Antrieb der Zukunft noch maximal 200 Teile.**

zum Dienstwagen nahm. Oettinger ahnt Böses. Der EU-Kommissar für Haushalt und Personal sieht eine Abhängigkeit Europas und seiner Autoindustrie von den IT-Konzernen in Amerika und Asien vor sich. Bei den klassischen Bauteilen, sagt er, bei Stoßdämpfern, Kotflügeln, bei Sitzen oder Beleuchtungstechnik seien die deutschen Konzerne führend, nicht jedoch beim Sammeln und Auswerten großer Datenmengen. »Autobauer wie Mercedes, Audi oder BMW könnten zu Zulieferern für Datenkonzerne wie Google oder Mobilitätsdienstleister wie Uber degradiert werden«, fürchtet Oettinger. »Die große Gefahr ist, dass die Autokonzerne die Hoheit über die Daten und damit die Schnittstelle zum Kunden verlieren. Wer keine Daten hat, ist machtlos.«

Zugleich hält es Oettinger für falsch, alle Kraft auf die Elektromobilität zu konzentrieren. Mit ihren E-Offensiven reagierten die Konzerne auf den Druck der Politik – aber die setze die Anreize falsch. Die EU-Regulierung erlaube es den Herstellern, ihre CO<sub>2</sub>-Bilanzen schönzurechnen: Bei der Berechnung ihres Flottenausstoßes dürften sie ein E-Fahrzeug mit null Gramm CO<sub>2</sub> ansetzen, obwohl allein bei der Herstellung

mehrere Tonnen des schädlichen Gases freigesetzt würden. »Elektrofahrzeuge als klimaneutral zu betrachten ist nicht immer richtig«, sagt Oettinger. »Es kommt ja auch drauf an, wie der Strom hergestellt wird, sind es erneuerbare Energien oder nicht.«

Selbst wenn die Kundschaft künftig vermehrt auf E-Autos umsteigt, müssen das noch lange keine deutschen Modelle sein. Ein Autotester der französischen Tageszeitung »Le Monde« staunte im Mai über Kaufpreise von 82 600 Euro für den Audi e-tron und 78 950 Euro für den Mercedes EQC. Schöne, komfortable Fahrzeuge, gewiss, mit um die 400 Kilometern Reichweite und 300 Kilowatt Leistung, schrieb der Kollege, aber in der Steuerung doch »weniger ausgereift« als vergleichbare Tesla-Modelle. Vor allem fehle beiden Autos ein Schuss Verwegenheit: Sie wirkten wie »elektrifizierte konventionelle Fahrzeuge und nicht wie eine neue Generation von Automobilen.«

**Mit Revolutionen, ob politisch oder technologisch,** tun sich die Deutschen von jeher schwer. Und so ist auch das Aus des Verbrenners noch lange nicht im Bewusstsein angekommen. Die Industrie baut weiter schwere SUV mit Benzin- und Diesels-

motor, als hätte es die Klimadebatte nie gegeben. Fuhren 2010 35 Millionen sportliche Geländewagen über die Straßen der Erde, sind es heute 200 Millionen. Laut einem Bericht der International Energy Agency macht die Autoindustrie damit jeglichen technischen Fortschritt wieder zunichte. Es sind Rückzugsgefechte, die jedoch den Trend nicht mehr umkehren können.

Der Motor, der Stolz der deutschen Autobauer, der werthaltigste Teil ihrer Automobile, wird vor ihren Augen gerade abgeschafft. Das tut weh und hat gravierende Folgen weit über große Marken wie Daimler und Audi hinaus: Wer einmal einen komplett zerlegten Verbrennungsmotor gesehen hat, mit 1200 oder 1400 Teilen, bekommt eine Ahnung davon, wie groß und ziseliert eine Zuliefererindustrie sein muss, die all diese Teile herstellt. Hinter jedem Riemen und Saugrohr, jedem Kolben und Gussteil, hinter jeder Dichtung und Nockenwelle stehen ganze Unternehmen, die die Teile in bester Qualität mit höchster Präzision fertigen und zuliefern. Das ist bei einem Elektromotor alles ganz anders.

Ein elektrischer Antrieb hat vielleicht 100, maximal 200 Teile. Die dazugehörige Batterie ist im E-Mobil das werthaltigste Stück, sie macht etwa ein Drittel der gesamten Wertschöpfung aus. Die Batterien werden aber nicht – wie die Motoren – aus Deutschland kommen, sondern von Samsung und LG Chem aus Südkorea oder von CATL aus China. Der Wettkampf um eine eigene, wenigstens europäische Batterieproduktion scheint bereits verloren.

Was wird das heißen für den Standort Deutschland, der zu Recht so stolz ist auf die in der Provinz beheimateten Mittelständler, die alles können außer Hochdeutsch? Was wird es heißen für die Automobilindustrie, den wichtigsten deutschen Industriezweig mit 880 000 direkt Beschäftigten und noch einmal knapp 900 000, die indirekt von ihr abhängen? Es sind, das ist nüchtern zu konstatieren, Hunderttausende Arbeitsplätze gefährdet.

Kaum einer stemmt sich diesem Schicksal so vehement entgegen wie VW-Chef Diess. 30 Milliarden Euro steckt der Konzern in den nächsten Jahren in den »Systemwandel«, um den ehemaligen Dieselsünder in den künftigen Weltmarktführer für E-Mobilität zu verwandeln. In den nächsten zehn Jahren plant VW, 22 Millionen Elektroautos zu produzieren, mehr als jeder andere Hersteller. Ein teures Experiment mit unsicherem Ausgang.

Niemand weiß, wie sich der Absatz von E-Autos entwickeln wird, noch sind sie Ladenhüter, ihr weltweiter Marktanteil liegt zwischen zwei und drei Prozent, in Deutschland niedriger. Die Bundesregierung wird das einst ausgegebene Ziel von einer Million E-Fahrzeugen im Jahr 2020 krachend verfehlt. Aber das muss alles nichts hei-

# Was ist los mit Dir, Deutschland?

Peter Maxwill zeigt in seinen Reportagen die Brüche und Risse einer Gesellschaft inmitten einer kollektiven Identitätskrise auf.



**ullstein**

SPIEGEL ONLINE

ßen. Die neue Zeit beginnt ja gerade erst. Der VW-Chef vertraut darauf, dass die Politik den Wandel kräftig subventionieren wird: »Das ist ein gesellschaftliches Anliegen.« Tatsächlich sieht der Entwurf des Klimakabinetts höhere Zuschüsse als bisher für Elektroautos vor. Am 4. November ist ein Autogipfel im Kanzleramt geplant, bei dem es um die Frage geht, wie Regierung und Industrie der E-Mobilität endlich zum Durchbruch verhelfen können. Denn bisherige Anreize verpufften: Von den 1,2 Milliarden Euro Kaufprämie, die Regierung und Industrie bereitgestellt haben, riefen die Kunden bis Mitte 2019 gerade mal ein Drittel ab. Doch selbst wenn die Wette von Diess aufgeht und die Kunden ihm seine E-Autos abkaufen – auf das Autoland Deutschland kommen trotzdem harte Zeiten zu.

**Am Stammsitz von ElringKlinger** in Dettingen werden Zylinderkopfdichtungen gefertigt, für fast alle großen Hersteller. Das Produkt erinnert an eine Schablone, mit der sich vier Kreise malen ließen, ein tonnenschweres Stanzwerkzeug sticht dafür Löcher in ein Metallband, in die später je ein Zylinderkopf passt. Die sensiblen Bauenteile müssen starken Erschütterungen und hohen Temperaturen standhalten, sie dichten den Verbrennungsraum des Motors ab.

In Elektromotoren wird nichts mehr verbrannt. Für ElringKlinger, Weltmarktführer für Zylinderkopfdichtungen, ist das ein Problem. Etwa 90 Prozent des Umsatzes von 1,7 Milliarden Euro hängen vom Diesel- und Benzinmotor ab. Ersetzen VW, Daimler, BMW und all die anderen Kunden in den nächsten Jahren große Teile ihrer Diesel- und Benzinerflotte durch E-Autos, brechen in Dettingen Aufträge weg.

»Der Druck der Hersteller auf die Zulieferer hat massiv zugenommen in der letzten Zeit, sie verhalten sich kurzsichtig«, sagt ElringKlinger-Chef Stefan Wolf. Er trägt die grauen Haare nach hinten gekämmt und ist als Vorsitzender des Arbeitgeberverbands Südwestmetall so etwas wie der Klassensprecher für all die Zulieferer rund um Stuttgart und auf der Schwäbischen Alb. Obwohl lange dabei, ist Wolf kein »petrol head«, der sich ganz dem Verbrennungsmotor verschrieben hätte. Sein zweiter Dienstwagen ist ein Tesla.

Die Transformation werde nur gelingen, wenn man den Zulieferern Luft lasse, sie mitzustalten, sagt Wolf. Schließlich hätten die Hersteller ihre Zulieferer jahrelang getrieben, die Dieseltechnologie zu perfektionieren. Was die Luft für Unternehmen wie ElringKlinger zusätzlich verknapp: Die Hersteller versuchen, einen größeren Anteil der Produktion wieder selbst zu erledigen, um Jobs zu retten, die mit der Abkehr von Diesel und Benzin wegfallen werden. Die mächtigen Betriebsräte drängen auf dieses »Insourcing«.

»Viele kleine und mittlere Zulieferer, die am Verbrennungsmotor hängen, werden die Transformation nicht schaffen«, sagt Wolf. »Der Zug fährt jetzt schon verdammt schnell, es ist sehr schwer, da noch aufzuspringen.« Die Gusswerke Saarbrücken, Eisenmann, Weber Automotive sind in diesem Sommer in die Insolvenz gegangen, das waren große Mittelständler mit bis zu 3000 Beschäftigten. Bei Continental stehen 20 000 Jobs auf der Kippe, beim Schwesterkonzern Schaeffler fallen weitere 1300 Stellen weg, bei Bosch 1600, Mahle baut ebenfalls Arbeitsplätze ab. ElringKlinger und andere stellen sich auf Kurzarbeit ein, beim Stiftungsunternehmen ZF gehen die Arbeitnehmer auf die Barrikaden, weil sie eine massive Verlagerung von Jobs und Fabriken ins Ausland befürchten.

Anders als nach der letzten Rezession 2009 wird diesmal viel vom verlorenen Geschäft nicht zurückkommen, weil Autos sich jetzt so grundlegend verändern. Der Wandel trifft die Zulieferer oft stärker als die Autobauer selbst, die weiterhin Fahrzeuge aus Komponenten montieren werden, wenn es auch andere sein werden. Und er hat auch gesellschaftliche Folgen: Die vielen Betriebe, die sich auf den Bau von Autoteilen spezialisiert haben, sitzen und produzieren häufig in ländlichen Regionen, die ohne sie als strukturschwach gelten würden. ElringKlinger ist auf der Schwäbischen Alb zu Hause, Schaeffler oder Brose sitzen in Franken, ZF am Bodensee, Hella oder Benteler in Ostwestfalen, sie alle sind regional immens bedeutende Arbeitgeber.

ElringKlinger-Chef Wolf hat das Drama kommen sehen. »Ich habe mich schon vor 15 Jahren gefragt, was ist, wenn es mal keine Verbrennungsmotoren mehr gibt. Dann wäre diese Firma irgendwann obsolet geworden.« Daher investierte er früh in neue Produkte. ElringKlinger hat seine Produktionsanlagen so entwickelt, dass der Konzern jetzt auch Teile für die Fertigung von Brennstoffzellen liefern kann, sogenannte Bipolarplatten und ganze Module. Ein paar Fertigungsstraßen weiter baut die Firma schon seit 2011 Komponenten für Batterien. Erster großer Kunde dafür war BMW mit seinem Pioniermobil i3. »Wir sind im Prinzip fertig mit der Transformation«, sagt Wolf.

Das hilft nur nichts, solange die deutschen Autobauer noch nicht fertig sind. Und sie sind nicht fertig.

Ullrich Fichtner, Simon Hage, Martin Hesse, Gerald Traufetter, Bernhard Zand  
Mail: simon.hage@spiegel.de,  
martin.hesse@spiegel.de

Animation  
**Wer macht das E-Rennen?**

spiegel.de/sp442019auto  
oder in der App DER SPIEGEL





# Den Lebensrhythmus der Kunden kennen

**Online-Bestellungen sind auf Rekordniveau. Nun braucht der E-Commerce zuverlässige Zustellbedingungen, um die Käufer nicht zu verärgern. Die leben aber nicht nur zeitbewusst, sondern auch nachhaltig. Jetzt revolutionieren Innovationen bei Retouren oder Klimaschutz den Einkauf im Netz.**

Fünf Tage bis zum Abenteuerurlaub in der kanadischen Wildnis und noch immer hatte Janine Weber kein ultraleichtes Zelt. Erst als sie durch die Webseite eines kleinen Spezialanbieters surfte, fand sie ihr erhofftes Produkt. Bereits zwei Tage später war es da. Als berufstätiger Mensch half ihr die Wunschzustellung der DHL an die bevorzugte Packstation. Das geht natürlich auch an den gewünschten Ort auf dem Grundstück. Oder an den Lieblingsnachbarn. Hauptsache einfach.

## Zustellung ganz einfach, ganz zuverlässig

In Zukunft könnte das Paket sogar bei einer Lidl-Filiale ankommen. Dort richtet DHL bundesweit 500 neue Packstationen ein. Neben dem Einkauf kann also gleich die Bestellung aus dem Netz mit nach Hause genommen werden. „Weil ihre Zeit kostbar ist, wollen die Menschen unnötige Wege vermeiden“, sagt Dr. Ole Nordhoff, Chief Marketing Officer Post & Paket Deutschland der Deutsche Post DHL Group. „Für uns ist es wichtig, dass wir ihnen durch guten Service den Alltag erleichtern.“



der Kunden wählen Händler mit einem einfachen Retourenverfahren aus\*



der Deutschen legen beim Einkaufen Wert auf ökologische und soziale Nachhaltigkeitsaspekte\*\*

Und wenn Janine Weber ihr Zelt doch zurückschicken muss? Dann kann sie das mit der neuen Mobilen Retoure von DHL ganz bequem tun. Einfach mit Hilfe des per E-Mail zugesandten QR-Codes den Retourenschein in der Filiale, Packstation oder beim Zusteller an der Haustür drucken lassen.

## Den Klimaschutz im Blick

Die Verbraucher kaufen aber nicht nur bewusster, sie leben auch entsprechend. Nachhaltigkeit ist heute gesellschaftlicher Megatrend. Die Menschen achten darauf, ihren ökologischen Fußabdruck zu verbessern – wozu jede punktgenaue und klimaneutrale Lieferung eines Online-Einkaufs beiträgt.

Für DHL ist nachhaltiges Zustellen daher besonders wichtig: Aktuell sind 10.000 batteriebetriebene Street-Scooter umweltschonend unterwegs, 5.000 weitere sollen folgen. Und der klimaneutrale Versand mit GoGreen gleicht smart die transportbedingten Emissionen aus. Damit gibt jeder Online-Händler ein klares Statement für den Umweltschutz ab.

\* „Bericht über den Zustand der eCommerce-Lieferung“, Metapack; \*\* „Weg mit unnötigem Verpackungsmüll: Jeder zweite Deutsche achtet auf Nachhaltigkeit beim Online-Shopping“, YouGov Deutschland im Auftrag von Trusted Shops



# Deutschland

»Das Kauz hafte muss weg. Die Gravitas muss her. Da ist die Fliege nicht hilfreich.« ► S. 36



INA FASBENDER / DPA

Anti-BDS-Protestierer in Bochum 2018

BDS-Boykott-Bewegung

## Uno rügt Antisemitismus-Resolution

Sonderberichterstatter beschweren sich bei Maas über Einschränkung der Meinungsfreiheit.

● Das Büro des Hohen Kommissars der Vereinten Nationen für Menschenrechte wirft dem Bundestag vor, mit einer Resolution gegen Antisemitismus die Meinungsfreiheit einzuschränken. Es geht um den Beschluss vom 17. Mai gegen die Bewegung BDS (Boykott, Desinvestitionen und Sanktionen). Union, SPD, FDP und Grüne hatten darin die Argumentationsmuster und Methoden der antisraelischen Boykottbewegung als antisemitisch bezeichnet. »Wir möchten unsere Sorge zum Ausdruck bringen, dass der Beschluss einen besorgniserregenden Trend setzt, die Meinungs-, Versammlungs- und Vereinigungsfreiheit unverhältnismäßig einzuschränken«, heißt es in einem von fünf Sonderberichterstattern unterzeichneten Brief des Hochkommissariats in Genf vom 18. Oktober an Außenminister Heiko Maas (SPD). »Der Beschluss greift

unverhältnismäßig in das Recht der Menschen auf politische Meinungsäußerung in Deutschland ein, nämlich Unterstützung für die BDS-Bewegung zum Ausdruck zu bringen.« Die Uno-Vertreter fordern die Bundesregierung auf, innerhalb von 60 Tagen zu erklären, welche rechtlichen Auswirkungen der Bundestagsbeschluss habe und wie er sich mit den Verpflichtungen Deutschlands zum Schutz der internationalen Menschenrechte vertrage. Zudem soll die Regierung erklären, wie sie sicherstellt, dass BDS-Aktivisten Menschenrechtsverletzungen »ohne unzulässige Einschränkungen« benennen können. Als »ermutigend« bezeichnen die Autoren Gerichtsentscheidungen in Köln und München, in denen Pro-BDS-Gruppen erfolgreich gegen Einschränkungen geklagt hatten. Das Auswärtige Amt hat den Brief noch nicht beantwortet. CSC, RAS

Bundeskriminalamt

### Rechter Nachwuchs

● Beim Bundeskriminalamt (BKA) sind drei Kommissarsanwärter mit rechtsradikalen Entgleisungen aufgefallen, wie eine Sprecherin dem SPIEGEL bestätigte. Gegen einen Anwärter laufe ein Entlas-

sungsverfahren, er habe Hausverbot.

Außerdem habe man gegen ihn Strafanzeige erstattet wegen des Verdachts auf Volksverhetzung. Der Nachwuchspolizist habe sich im Juli bei einer computergestützten Lehrübung den Namen »Holocaust=fake« gegeben. Ein zweiter Anwärter, der sich den Namen »Hitler« gab, sei gemäßregelt

worden. Mit Blick auf seine »glaubhafte Entschuldigung« sehe man von einer Entlassung ab. Einen weiteren Anwärter, der an der Übung als »NateHigger« teilnahm, habe man nicht identifizieren können. »Im BKA ist kein Platz für rechtes oder menschenverachtendes Gedanken-gut«, so die Sprecherin. SEP, SMS

Attentate

## »München wurde vergessen«

Die Sozialpädagogin Anja Spiegler, 33, von der Opferberatungsstelle »Before« über die Einstufung des Anschlags am Münchner Olympia-Einkaufszentrum (OEZ) von 2016 als rechte Tat

**SPIEGEL:** Mehrere Gutachten haben den Münchner Täter, der neun Menschen erschoss, als auch rechtsmotiviert eingestuft. Warum werden in Bayern die Toten bislang nicht als Opfer rechter Gewalt gezählt?

**Spiegler:** Die abschließende Bewertung wird seit Monaten verzögert, bislang hält das bayerische Innenministerium an der These eines vor allem psychisch gestörten Einzeltäters fest. Wir erwarten von der Politik, dass sie spätestens jetzt die extrem rechte Ideologie des OEZ-Attentäters anerkennt, damit die Betroffenen endlich Klarheit haben.

**SPIEGEL:** Anders als die Anschläge von Christchurch und Oslo war der von München in den vergangenen Tagen kaum Thema. Wieso nicht?

**Spiegler:** Ich habe das Gefühl, München wurde vergessen. Viele Opfer haben keine Lobby. Auch wenn einige sich öffentlich geäußert haben: Ihre Stimmen wurden nicht ernst genommen. In der Berichterstattung waren die Opfer sowie-



so kaum präsent. Für viele Betroffene in München war das nach der eigentlichen Tat eine erneute Verletzung.

**SPIEGEL:** Was hat die Tat von München mit der in Halle gemein?

**Spiegler:** Beide Male waren die Täter junge Männer, die ihren Hass auf Juden und Muslime zuvor im Netz kundgetan hatten. Im Internet organisierten sie sich auch Waffen und bekamen das Gefühl, einer größeren Community anzugehören. Der eine beim Portal »Steam«, der andere bei »8chan« und »Twitch«. Beide Täter zielten darauf ab, Helden zu werden, sie suchten Publikum, beide auch international.

**SPIEGEL:** Sie betreuen seit drei Jahren Betroffene und Hinterbliebene. Wie geht es den Opfern?

**Spiegler:** Der Umgang ist sehr unterschiedlich. Viele versuchen, die Tat zu verdrängen. Bei anderen ist sie noch sehr präsent. Ich kenne niemanden, der weitermachen konnte wie zuvor. Viele Betroffene meiden bis heute Menschenansammlungen, manche können kaum U-Bahn fahren. Der Anschlag von Halle hat bei vielen die Angst geweckt, dass so etwas wieder passieren kann.

**SPIEGEL:** Die Gründung Ihrer Beratungsstelle war eine Reaktion auf den rechten NSU-Terror. Haben Sie das Gefühl, seitdem hat sich genügend verändert?

**Spiegler:** Wenn ich mir die Diskussion um die Kürzung von Fördergeldern anschau, habe ich, ehrlich gesagt, so meine Zweifel. RED

Organtransplantationen

## Spahn will Debatte über Lebendspenden

• Im Dezember will der Bundestag über eine Neuregelung der Organspende im Todesfall entscheiden. Für Bundesgesundheitsminister Jens Spahn (CDU) ist damit nicht genug gegen den Mangel an Spenderorganen getan. »Aus meiner Sicht ist es damit noch nicht zu Ende. Wir haben anschließend noch eine Debatte zu führen über das Thema Lebendspenden«, sagte Spahn am Dienstag auf einer Veranstaltung des Bundesverbands der Organtransplantierten. Nach heutiger Rechtslage dürfen nur enge Angehörige und nahestehende Personen zu Lebzeiten Organe spenden. Experten fordern etwa, solche Lebendspen-

den auf einen größeren Personenkreis auszudehnen. Eine Diskussion um diese ethische Grundsatzfrage schiebe man seit Jahren vor sich her, monierte nun auch Spahn. Gerade für Nierenkranke seien Lebendspenden wichtig.

Bei der Abstimmung im Dezember geht es um Spahns Gesetzentwurf für die Einführung der sogenannten Widerspruchslösung. Der Entwurf sieht vor, dass alle Menschen im Falle eines Hirntods als potenzielle Organspender gelten, wenn sie zu Lebzeiten ihren Widerspruch nicht in einem offiziellen Register hinterlegt haben – und wenn ihre Angehörigen keine Einwände haben. Ein Gegenvorschlag will, dass auch künftig die ausdrückliche Zustimmung zur Organspende erforderlich ist. Sie soll regelmäßiger abgefragt werden, auch Ärzte sollen dazu beraten. cos



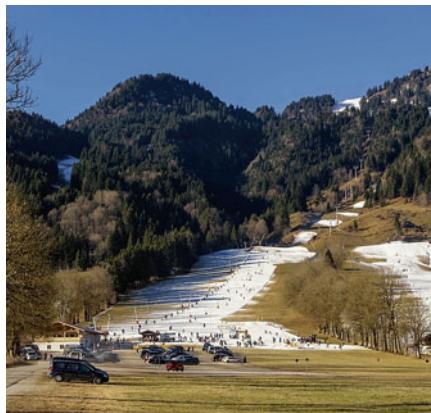
FELIX ZAHN / PHOTOTHEK.NET / IMAGO IMAGES

Spahn

Reisebranche

## Schneemangel kaum Forschungsthema

• Die Grünen werfen der Bundesregierung vor, dass die Tourismusforschung ungenügend auf Herausforderungen wie den Klimawandel oder die Digitalisierung reagiere. So gingen 2018 nur 0,022 Prozent aller Forschungsmittel des Bundes – das sind 3,8 Millionen Euro – in diesen Sektor, wie aus einer Antwort der Bundesregierung auf eine Kleine Anfrage der Grünenfraktion hervorgeht. Die Wachstumsbranche Tourismus trägt dagegen mit 8,6 Prozent zum Bruttoinlandsprodukt bei. Der grüne Bundestagsabgeordnete Markus Tressel hält angesichts dieses Stellenwerts die Beforschung für unverhältnismäßig gering. Klimaanpassungen, tou-



IMAGO STOCK

Skigebiet Brauneck im Januar 2017

ristische Mobilität oder »overtourism« (»touristische Überbeanspruchung«) stellten die Reisebranche vor immense neue Aufgaben. Damit die Verkehrswende gelinge, so der Saarländer, müssten »alternative Antriebe für den Flug- und Kreuzfahrtverkehr« entwickelt werden. Besondere Not hätten zudem die Skigebiete: »Es gibt kaum noch Gebirgsregionen mit verlässlicher Schneesicherheit in Deutschland«, so Tressel, für die betroffenen Gebiete müssten »alternative touristische Nutzungskonzepte« entwickelt werden. Auch der Deutsche Tourismusverband beklagt mangelndes Engagement der Regierung. »Wir fordern den Bund auf, sich endlich der Verantwortung für den Deutschlandtourismus in Forschung und Entwicklung zu stellen«, sagt Verbandschef Norbert Kunz, auch »im Rahmen der geplanten Nationalen Tourismusstrategie«. Vorbild könnten laut Kunz die »Radverkehrspfadien« sein, die der Bund zur Förderung der Fahrradnutzung ins Leben gerufen hat. AB

## Streit um DNA-Analysen zu Fahndungszwecken

● Der Deutsche Anwaltverein (DAV) warnt die Bundesregierung davor, Ermittlern neue Befugnisse bei DNA-Analysen zu geben. Der Passus im Gesetzentwurf zur Modernisierung des Strafverfahrens, der am Mittwoch das Kabinett passierte, sei ein »Tabubruch«, sagte DAV-Hauptgeschäftsführer Philipp Wendt. Es gehe um einen »unzulässigen Eingriff in das Persönlichkeitsrecht«. Polizisten sollen künftig DNA-Spuren, die den Ermittlern nicht bekannte Personen am Tatort hinterlassen haben, auf die Farbe von Augen, Haaren und Haut analysieren dürfen. Auch das ungefähre Alter von Gesuchten wäre ermittelbar, um Fahndungen zu erleichtern. Wendt forderte, der Bundestag solle den Passus kippen, bevor er das Gesetz beschließe. Der Kriminologe Christian Pfeiffer kritisiert, der Entwurf wecke

»Erwartungen, die nicht erfüllbar sind«. Die Wissenschaft sei noch nicht weit genug. Vorhersagen liegen bei blonden Haaren in nur 70 Prozent der Fälle richtig. Pfeiffer: »Der Innenminister muss Geld investieren, damit die Forschung vorankommt.« Auch im Bundesrat, der zu dem Entwurf Stellung nehmen muss, gibt es bereits Änderungswünsche. Die niedersächsische Justizministerin Barbara Havliza (CDU) will erreichen, dass auch das Alter von Beschuldigten ermittelt werden darf, wenn dieses nicht aus Dokumenten sicher hervorgeht. »Eine DNA-Untersuchung ist für den Betroffenen ein wesentlich geringerer Eingriff als die bisherigen Methoden«, sagt Havliza. »Es ist ein Unterschied, ob ein Röntgengerät zum Einsatz kommt oder ein Wattestäbchen.« DNA lässt sich mit einer Speichelprobe gewinnen. Sollte der Bundestag die neuen Regeln absegnen, müssten die Behörden bundesweit knapp fünf Millionen Euro allein für neue Analysegeräte ausgeben. SMS

»Hate Speech«

## Anzeigen statt löschen

● Die Justizminister der Länder verlangen von den Betreibern sozialer Netzwerke aktive Mitwirkung bei der Bekämpfung von Hasskommentaren (»Hate Speech«). In einer von Bayern eingebrochenen Beschlussvorlage für die Justizministerkonferenz Anfang November in Berlin heißt es, Auskunftsersuchen der Strafverfolgungsbehörden müssten »ohne Wenn und



REUTERS

Ehrenwache an Lübcke-Sarg

## Endlager

## Millionen-Entschädigung für Morsleben

● Die Große Koalition will einen Entschädigungsfonds für das Endlager in Morsleben (Sachsen-Anhalt) einrichten. Damit sollen die »strukturellen Nachteile des Standorts durch die Lagerung radioaktiver Abfälle« abgefедert werden, heißt es in einem gemeinsamen Antrag der Frak-

tionen von Union und SPD, der im Haushaltsausschuss des Bundestags abgesegnet wurde. Der Fonds soll bis 2023 mit jährlich bis zu 400 000 Euro aus Bundesmitteln auf 1,6 Millionen Euro aufgestockt werden. Ähnliche Fonds gibt es bereits für andere Endlager, etwa Konrad oder Asse, beide in Niedersachsen. In das ehemalige DDR-Endlager Morsleben wurde nach der Wende noch bis 1998 strahlender Abfall auch aus westdeutschen Kernkraftwerken eingelagert, nun soll das ehemalige Kali- und Steinsalzbergwerk stillgelegt werden. Während westdeutsche Endlager auch wegen Bürgerprotesten mit staatlichem Geld versehen wurden, wurde die Region um Morsleben bislang nicht entschädigt. »Es ist gut, dass sich der Bund zu den atomaren Altlasten bekennt, die auch westdeutsche Kernkraftwerke in Morsleben hinterlassen haben«, sagt Burkhard Lischka, SPD-Landesvorsitzender von Sachsen-Anhalt und bis vor Kurzem Bundestagsabgeordneter. »Traurig ist, dass dies erst drei Jahrzehnte nach dem Fall der Mauer passiert.« KNO



JENS WOLF

Endlager Morsleben

## Bürokratie

## CDU will schneller bauen

● Die CDU will Planen und Bauen in Deutschland vereinfachen und beschleunigen. Das sieht ein Antrag für den Bundesparteitag im November vor, der von mehreren Landesverbänden unterstützt wird. Zur Begründung heißt es, wegen der wachsenden Zahl planungs- und umwelt-

rechtlicher Vorschriften dauere der Bau großer Vorhaben – etwa neuer Bahnstrecken – zu lang. In einem Zwölf-Punkte-Plan werden mehr Personal bei Gerichten und Behörden, kürzere Gerichtsverfahren, eine Einschränkung des Verbandsklage-rechts und andere Maßnahmen gefordert. Außerdem sollten zentrale Verkehrsinfrastrukturprojekte ausschließlich final durch den Bundestag beschlossen werden, um

auf ein Planfeststellungsverfahren zu verzichten. Vorbild dafür ist Dänemark. »Das aktuelle Planungsrecht in Deutschland genügt nicht den Ansprüchen von Bürgern und Unternehmen, die zu Recht erwarten, dass wichtige Infrastrukturvorhaben schneller geplant und umgesetzt werden«, sagen die Initiatoren des Antrags, die Bundestagsabgeordneten Christoph Ploß und Patrick Schnieder. RAN



**SEHR GUT (1,4)**

LG OLED TV 65C97LA

Einzeltest  
im Produktfinder  
Fernseher

Veröffentlicht am  
02.08.2019  
[www.test.de](http://www.test.de)

19AF87

## Der beste je von Stiftung Warentest getestete OLED TV. Der LG OLED TV 65C97LA.

Nur auf perfektem Schwarz erstrahlen Farben erst so richtig intensiv. Erleben Sie das perfekte Schwarz des neuen, von der Stiftung Warentest ausgezeichneten LG OLED TV 65C97LA mit dem leistungsstarken α<sup>9</sup> Prozessor der zweiten Generation und den komfortablen AI-Funktionen für ein Fernseherlebnis so intensiv wie nie zuvor.

Jetzt die ausgezeichneten LG OLED TVs erleben: [lg.de/awards](http://lg.de/awards)

**LG OLED AI ThinQ**

 **LG**  
Life's Good



Ministerin Kramp-Karrenbauer auf Truppenbesuch in Mali

# Das Kriegsspiel

**Regierung** Mit ihrem Vorschlag für eine Schutzzone in Syrien hat Verteidigungsministerin Annegret Kramp-Karrenbauer wichtige Verbündete in der Koalition verprellt und internationale Partner düpiert. Entscheidet das hochriskante Manöver über ihre Kanzlerkandidatur?

**G**ibt es eine Frage aus dem Publikum? Na, wer macht den Anfang? Der Moderator blickt sich um in dem kleinen Veranstaltungsräum. Viele CDU-Anhänger sind es nicht, die an diesem Mittwochabend in das Erfurter Dompalais gekommen sind, um die Parteichefin zu erleben. Höchstens 70

werden es sein, ein paar junge Leute und viele Rentner.

Gibt es Wortmeldungen? Ja bitte, der Herr da hinten. Ein weißhaariger Mann steht auf. »Ich fang mal an«, sagt er, »ich wollte Ihnen, Frau Kramp-Karrenbauer, sehr herzlich danken für die Initiative, die Sie für die Menschen in Nordsyrien unter-

nommen haben. Vielen Dank!« Er setzt sich wieder, unter freundlichem Beifall.

In Berlin mögen viele über den Vorschlag der Bundesverteidigungsministerin für eine internationale Schutzzone in Nordsyrien herfallen und Kramp-Karrenbauers Alleingang kritisieren, auch im Ausland wird gespöttelt und kritisiert – aber



ARNE IMMANUEL BANSCH / DPA

hier in Erfurt? Nur Lob von der Basis. Das ist doch was.

»Ich habe immer gesagt, wir sind in der Europäischen Union eine Wertegemeinschaft«, sagt Annegret Kramp-Karrenbauer, »und das müssen wir auch ernst nehmen.« Ob ihr Vorstoß am Ende erfolgreich sein werde, wisse sie natürlich nicht, »aber ich würde mir einen Vorwurf machen, wenn wir's nicht zumindest mal probiert hätten.« Und wieder Beifall.

Zwei Stunden später, beim nächsten Wahlkampfauftritt in einem Autohaus in Gotha, gibt es Lob von der CDU-Landtagskandidatin. Sie hätte erst am Nachmittag mit der Senioren-Union über Syrien gesprochen, und zwar sehr positiv.

Die Ministerin lebt in zwei Welten in diesen Tagen, die kaum unterschiedlicher sein könnten.

Es gibt die eine Welt, die aus kleinen Zirkeln besteht, aus Kramp-Karrenbauers Beratern, aus Militärs und Fachpolitikern, und aus Begegnungen mit der Basis wie in Erfurt. Hier ist man stolz auf Kramp-Karrenbauers Aufschlag: Endlich ein entschlossener Schritt auf die Weltbühne, heißt es, eine mutige Neuausrichtung der deutschen Verteidigungspolitik, ein ganz großes Ding. Wen interessiert, ob die Sozialdemokraten mitziehen? Wir stehen auf Augenhöhe mit Macron, Putin, Erdogan! In diesen Kreisen wähnt man sich nun einen Schritt weiter auf dem Weg zur Kanzlerkandidatur.

Dann gibt es die andere Welt, wo man solche Gedanken für Größenwahn hält. Hier ist die Stimmung zweifelnd bis wütend, wird Kramp-Karrenbauer offen oder vertraulich kritisiert für ihren Schnellschuss, der mit diesen Methoden und zu diesem Zeitpunkt nicht den Hauch einer Chance habe. In dieser Welt trifft Kramp-Karrenbauer auch eigentlich loyale Unterstützer, die rätseln, warum die Parteichefin sie mit dem Alleingang so düpieren musste. Hier halten viele Kramp-Karrenbauer spätestens jetzt für nicht kanzlerfähig.

Bald wird sich entscheiden, welche Welt für »AKK« die reale ist. Viel spricht dafür, dass die für sie wichtigeren Leute im Lager der Enttäuschten und Kritiker stehen, dass hier Kramp-Karrenbauers Zukunft entschieden wird. Die CDU-Chefin wurde in ihrer kurzen Amtszeit schon aus viel banaleren Gründen für erledigt erklärt, wegen verpatzter Auftritte und schlechter Umfragewerte. Aber jetzt zeigt sie ausgerechnet bei einem wahrhaft existenziellen Thema der deutschen Außenpolitik, bei dem am Ende das Leben deutscher Soldaten gefährdet sein könnte, dass sie unfähig oder unwillig ist, die Geflogenheiten des politischen Berlin einzuhalten und wichtige Verbündete professionell einzubinden.

»AKK« ist auf volles Risiko gegangen. Die Kollateralschäden dürften sich zeigen, wenn es an die Kanzlerfrage geht.

Andererseits ist die CDU-Chefin noch nicht am Ende. Wo das Risiko hoch ist, gibt es viel zu gewinnen. Auch Gegner der Ministerin sind beeindruckt von ihrer Chuzpe. Alleingänge leisten sich die meisten Spitzopolitiker im Laufe ihrer Karriere. Sollte die Idee scheitern, könnte es für künftige Regierungen trotzdem schwer sein, dahinter zurückzufallen.

Kramp-Karrenbauer hat richtig kalkuliert, dass sich an der CDU-Basis und unter den Abgeordneten viele eine aktiveren Außenpolitik wünschen. Die eigenen Leute widersprechen auch nicht, formal haben sich Fraktion und Kanzlerin hinter sie gestellt, so wie CSU-Chef Markus Söder. »Den Vorstoß der Verteidigungsministerin unterstütze ich«, lobt Innenminister Horst Seehofer (CSU). Es liege »migrations- und sicherheitspolitisch im deutschen und euro-

päischen Interesse« Syrien zu stabilisieren.

»Ich denke besonders an die Millionen syrischen Flüchtlinge, die in oder vor den Türen der Türkei sind. Stabilität und Sicherheit in der Region sind dringend notwendig, um zusätzliche Flucht- und Migrationsbewegungen zu vermeiden.«

Man kann auch nicht sagen, die Verteidigungsministerin habe keinerlei Signale für ihre Idee ausgesandt. Das letzte war vor wenigen Tagen auf dem CSU-Parteitag zu hören: »Wann haben wir als Deutschland, und wann haben wir als CDU und CSU zu internationalen Fragen eigentlich das letzte Mal einen wirklich tragenden Vorschlag gemacht?«, rief die

## Viele fragen sich, ob die Parteichefin die Regeln des Politikbetriebs noch nicht beherrscht.

Ministerin. »Ich kann es nicht mehr hören, dass wir besorgt sind. Wir sind stark, es kommt auf uns an, und wir müssen irgendwann endlich eigene politische Antworten geben.«

Ihre Worte fanden großen Applaus unter den CSU-Delegierten. Nur schienen in Berlin alle zu denken, dass es bei wohlfeilen Worten bleiben würde – wie meistens in der deutschen Außenpolitik. Dass die Ministerin zwei Tage später per Nachrichtenagentur und TV-Interviews Taten ankündigen würde, ahnte niemand.

Wie auch? Als der Koalitionsausschuss von Union und SPD am vergangenen Sonntag im Kanzleramt zusammentraf, keine 24 Stunden vor Kramp-Karrenbauers Aufschlag, hörte die Runde kein Sterbenswörtchen von der Idee. Außenminister Maas referierte ausführlich zur Syrienkrise, ohne dass sich Kramp-Karrenbauer groß zu Wort meldet hätte, heißt es.

SPD-Fraktionschef Rolf Mützenich habe sogar explizit nach den 200 000 Flüchtlingen im nordsyrischen Gebiet gefragt, berichten Teilnehmer, ob diese nur mit humanitärer Hilfe überhaupt zu erreichen seien. Schwierig, habe Maas geantwortet, aber dank Hilfsorganisationen wie dem Roten Kreuz ansatzweise möglich. Es wäre eine von vielen Gelegenheiten für Kramp-Karrenbauer gewesen, ihre Idee zu erwähnen. Sie tat es nicht. Niemand sollte ihren Vorschlag zerreden.

Die SPD wurde am Montag völlig überrumpelt. Außenminister Maas, mit Kramp-Karrenbauer aus Saarländer Zeiten freundschaftlich bekannt, erhielt zwar eine SMS. Darin kündigte seine Kabinettskollegin dem Vernehmen nach jedoch nur an, in einem Interview etwas zu Syrien zu sagen. Eine Nachfrage von Maas blieb unbeant-

wortet, er erfuhr von dem Manöver aus den Nachrichten.

Ähnlich erging es Vizekanzler Olaf Scholz. Er hörte von den Plänen der Ministerin auf dem Hauptstadtfest der Funke Mediengruppe in der Berliner Friedrichstraße. Der einzige Vorteil dieser sehr öffentlichen Umstände war, dass Scholz der ebenfalls anwesenden Kanzlerin sein Befremden gleich persönlich übermitteln konnte.

SPD-Fraktionschef Mützenich, langjähriger Außenpolitiker, wurde von Kramp-Karrenbauers Ansage auf dem Weg zu einer DGB-Feier überrascht. Als sich die genervten Sozialdemokraten später intern verständigten, war ihnen eine Sache klar: Dieser Ball durfte nicht in ihrem Spielfeld liegen, die SPD sich nicht noch ein Unionsproblem aneignen.

Man vereinbarte, die Verteidigungsministerin mit Detailfragen zu bombardieren: Wo sollte die Zone verlaufen? Mit welchen Mitteln sollte sich Deutschland beteiligen? Und mit welchen internationalen Partnern überhaupt? Sie sollte erst mal liefern.

Den Koalitionspartner im Dunkeln zu lassen ist schwierig genug: Ohne die SPD käme keine Bundestagsmehrheit für einen Syrieneinsatz zustande. Aber die CDU-Chefin sparte es sich sogar, den CSU-Amtskollegen Markus Söder diskret vorzuwarnen. Dabei ist ohne die Zustimmung der Schwesterpartei ein Außenpolitischer Paradigmenwechsel gar nicht möglich.

Stattdessen erläuterte Kramp-Karrenbauers engster Berater den Plan am Montag zwei Parteifreunden Söders, dem Parlamentarischen Verteidigungsstaatssekretär Thomas Silberhorn und dem Verteidigungspolitiker Florian Hahn. Der informierte den CSU-Chef dann per SMS.

Söder war empört. Wie Landesgruppenchef Alexander Dobrindt hält er Kramp-Karrenbauers Vorgehen für heikel, strategisch wie inhaltlich: Die Idee, deutsche Soldaten zwischen türkischen und syrischen Truppen sowie Terrormilizen zu stationieren, betrachten beide als wagemutig. Es dauerte zwei Tage, bis Söder die Ministerin öffentlich unterstützte.

Etwas vorsichtiger ging Kramp-Karrenbauer mit der Bundeskanzlerin um, die sie mittelfristig beerben möchte. Angela Merkel habe von den grundsätzlichen Überlegungen der Verteidigungsministerin gewusst, berichten Eingeweihte, und die CDU-Frauen hätten über eine mögliche Sicherheitszone in Nordsyrien gesprochen, die ohnehin seit Jahren diskutiert wird. Vor der Bundestagsfraktion unterstützte Merkel den Plan denn auch.

Doch die Kanzlerin wirkte reserviert. Offenbar hatte Kramp-Karrenbauer ihr ein



REUTERS

Syrische und türkische Kämpfer in Nordsyrien: Schutzzone in Scheiben?

entscheidendes Detail vorenthalten: den Zeitpunkt ihres Vorstoßes. Merkel sei davon ausgegangen, heißt es, dass ihre Ministerin eine so grundlegende Initiative um des Koalitionsfriedens willen mit anderen Ressorts abstimmen würde, dass also alle noch mal reden würden. Der Teil muss nun mühsam nachgeholt werden.

Dass »AKK« auch ihren Generalsekretär Paul Ziemiak, den Unionsfraktionschef Ralph Brinkhaus und die wichtigsten Außenpolitiker der Union außen vor ließ, ist ungeschickt, aber könnte in den Folgen für sie noch zu verschmerzen sein. Doch mit Söder und Merkel irritierte sie zwei unschätzbar wichtige Verbündete: Söders

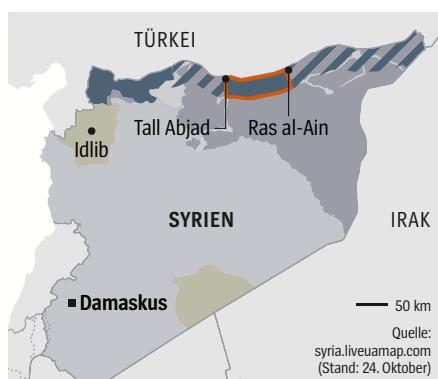
Rückhalt und Vertrauen braucht die CDU-Chefin für eine Kanzlerkandidatur. Und ohne Merkels aktive Hilfe lässt sich ihr Vorstoß in der Koalition schwer umsetzen, schon gar nicht auf internationaler Ebene.

Deshalb fragen sich viele in der Unionsführung, ob die Parteichefin die Regeln des Politikbetriebs noch nicht beherrscht. Sie habe einem guten Anliegen durch ungeschickte Kommunikation geschadet, sagt ein hochrangiger CDU-Mann.

Nachträglich bemüht sich die Ministerin um Schadensbegrenzung und mehr Austausch mit ihren Fachpolitikern. Viele Details konnte sie aber noch nicht nennen. Die müsse man erst mit den internationalen Partnern klären, soll die Ministerin in Ausschusssitzungen verkündet haben.

Doch die Partner zögern. Geradezu irritiert zeigen sich die Amerikaner über Kramp-Karrenbauers Projekt. Schließlich waren US-Unterhändler in diesem Jahr mehrmals nach Berlin gereist, um die Bundesregierung zu bitten, sich an einer von den USA angeführten Schutzzone zu beteiligen. Jedes Mal gab es eine brüskie Absage: Nein, man werde definitiv keine Bodentruppen nach Syrien schicken. Seither galt Berlin in Washington endgültig als unwilliger Verbündeter, der wegen des friedensverliebten Koalitionspartners SPD militärisch nicht handlungsfähig sei.

Nun, da die Amerikaner sich aus Nordsyrien zurückziehen, hat Washington auch kein Interesse mehr an Kramp-Karrenbauers Offensive. »Wir waren nicht informiert, jetzt Verwunderung bis hoch in die Chefetage«, kommentierte ein hochrangiger Regierungsmann am Dienstag per SMS. Aus Berlin sei am Sonntag eine E-Mail ans Pentagon gegangen, habe er gehört, doch niemand wisse, was die deutsche Ministerin



Russisch-türkische Einigung vom 22. Oktober

- akzeptiert vorläufig jüngste türkische Einnahmen
- fordert Abzug der kurdischen YPG-Miliz

#### Gebiete unter Kontrolle von

- Assads Armee und Verbündeten
- kurdischer YPG-Miliz
- türkischem Militär und Verbündeten
- Anti-Assad-Rebellengruppen

DER SPIEGEL



ANGELINA VON STOCKI / FACE TO FACE

**CDU-Politikerinnen Kramp-Karrenbauer, Merkel:** Ein entscheidendes Detail vorenthalten

eigentlich vorhave. Auch US-Verteidigungsminister Mark Esper sagte am Donnerstag in Brüssel, er habe »den deutschen Vorschlag nicht gelesen oder im Detail studiert«. Dass die Europäer wohl einen Sicherheitskorridor in Syrien einführen wollen, finde er gut. Aber die USA würden sich definitiv nicht beteiligen. »Wir beabsichtigen nicht, Bodentruppen oder irgendetwas anderes zu dieser Operation beizutragen.«

Die Verwirrung setzt sich bei den europäischen Verbündeten fort. Im Élysée-Palast war man geradezu alarmiert über Kramp-Karrenbauers Nordsyrien-Vorstoß. »Was soll das sein?«, erkundigte man sich per SMS bei deutschen Vertrauten – und: »Müssen wir das ernst nehmen?«

Antworten ließen auf sich warten, da auch in Berlin ja niemand wusste, was »das« denn war. »Man hätte es nicht geglaubt, aber selbst in Deutschland regiert das Chaos«, so die hämische Reaktion aus Pariser Regierungskreisen. Zwar ist auch Frankreichs Präsident ein Meister des politischen Überraschungsangriffs. Doch ist im Élysée schwer vorstellbar, dass eine Ministerin diesen Part übernimmt.

Im Umfeld von Emmanuel Macron ist Kramp-Karrenbauer ohnehin nicht gut beleumundet. Ihre Reaktion auf Macrons Appell für mehr Europa empfand der Élysée als Affront: »Europa richtig machen«, hatte Kramp-Karrenbauer ihre Antwort zum Ärger der Franzosen überschrieben.

So belässt man es bei der diplomatischen Floskel: »Über Syrien bleibt man natürlich gemeinsam im Gespräch.« Bisher ist Berlin den Franzosen auch nicht als aktiver militärischer Partner bekannt. Ein geflügeltes Wort zur deutschen Außenpolitik lautet: »Die Deutschen verteidigen den Frieden bis zum letzten französischen Soldaten.«

Auch im Nato-Hauptquartier hält man es hinter vorgehaltener Hand für ausgeschlossen, dass die Allianz eine Rolle in der »Mission AKK« spielen könne. Nato-Operationen erfordern Konsens, und dass Trump zustimmt oder gar Erdogan, dessen Offensive die Schutzzone überhaupt nötig machte, ist ausgeschlossen.

Nein, es gebe keine Anfrage für eine Nato-Mission in Nordsyrien, sagt Generalsekretär Jens Stoltenberg vor dem Start des Verteidigungsministertreffens in Brüssel am Donnerstag. Der Vorschlag müsse »im Detail diskutiert werden«. Kramp-Karrenbauers erhoffte Partner sagen also entweder ab, spielen auf Zeit oder fühlen sich nicht angesprochen.

Trotzdem geriet der Nato-Termin für Kramp-Karrenbauer nicht zur Blamage. Der eine oder andere Amtskollege ließ Sympathie für den Vorschlag erkennen. Die »Internationalisierung der Konfliktlösung« sei sinnvoll, sagen mehrere. Auch Stoltenberg will die Deutsche nicht beschädigen, er braucht sie: Kramp-Karrenbauer hat versprochen, sich für höhere Verteidigungsausgaben starkzumachen. So kann die Ministerin ihr Gesicht wahren.

Am Donnerstag votierte zudem das EU-Parlament mit großer Mehrheit für eine Resolution, die eine syrische Schutzzone unter Aufsicht der Uno fordert. Doch genau hier zeigt sich, wie unrealistisch Kramp-Karrenbauers Pläne sind: Ein Uno-Mandat würde voraussetzen, dass Wladimir Putin im Sicherheitsrat zustimmt – der Mann, der Syrien seit Jahren bombardiert und für viele zivile Todesopfer verantwortlich ist. Eine Schutzzone ohne Moskau kann es nicht geben. Aber eine Schutzzone nach russischem Plan wäre keine. Gerade haben Putin und Erdogan das nordsyrische Gebiet unter sich

aufgeteilt – vor diesem Hintergrund erscheint Kramp-Karrenbauers Idee vielen Militärstrategen und Außenpolitikern reichlich naiv.

Vor allem stützt Putin Syriens Machthaber Baschar al-Assad. Kramp-Karrenbauers Idee umzusetzen hieße, sich mit dem Diktator zu arrangieren und mit der Türkei, der die Bundesregierung doch seit deren Einmarsch in Syrien einen Bruch des Völkerrechts vorwirft. Sind das die Verbündeten, mit denen sich Kramp-Karrenbauer auf die bisher gefährlichste Mission der Bundeswehr begeben will?

Alles spricht also dafür, dass ihr Vorschlag nie Realität werden wird, vielleicht auch nie werden sollte. Kramp-Karrenbauer dürfte das wissen, was den Vorstoß zynisch und kalkuliert erscheinen lässt. Denn selbst wenn nie ein deutscher Soldat einen Stiefel auf nordsyrisches Gebiet setzen sollte, muss das für Kramp-Karrenbauer innenpolitisch keine Niederlage sein.

Ihre kurze Zeit als CDU-Chefin war von Pannen gezeichnet, und nach hundert Tagen im Ministeramt wirkt sie blass. Dieses Manöver ist der waghalsige Versuch einer Profilierung, eines Befreiungsschlags, nachdem kleinere Initiativen wie kostenlose Bahnfahrten für Soldaten ihre schlechten Umfragewerte nicht beflogen konnten.

Der Vorstoß der Ministerin zielt auf ein spezielles Publikum: auf die CDU-Basis, die sie zur Kanzlerin küren soll. Auf die Verteidigungs- und Außenpolitiker der Fraktion, die nach mehr Bedeutung dürsten. Und auf die Truppe.

In Kramp-Karrenbauers Offizierscorps kommt es gut an, dass eine Verteidigungsministerin zur Abwechslung nicht nur mit »tiefer Sorge« auf eine internationale Krise reagiert, sondern die Initiative ergreift. »Endlich verstecken wir uns nicht hinter den anderen«, sagt ein hoher General. In seinen Kreisen hat die Chefin an Gewicht und Zuspruch gewonnen.

Doch gleichzeitig ist die militärische Führung irritiert, weil sie bewusst außen vor gelassen wurde. Der oberste Soldat der Bundeswehr, Generalinspekteur Eberhard Zorn, saß am Montagnachmittag im Auto, als ihn Kramp-Karrenbauer am Telefon über ihren Vorschlag unterrichtete. Zwei Tage später informierte Zorn die Inspekteure der Teilstreitkräfte über den Stand der Dinge. Viel war es nicht, was er den Generälen berichten konnte.

Der wichtigste Berater der Ministerin ist in diesen Tagen kein erfahrener Militär, sondern der Leiter ihres Leitungsstabs, den sie aus der Partezentrale mitbrachte. »Einen so wichtigen Vorstoß nur mit Leuten aus dem Konrad-Adenauer-Haus zu

# JETZT IM HANDEL



  
oder digital auf  
[manager-magazin.de/premium](http://manager-magazin.de/premium)

beraten zeugt von Realitätsverweigerung«, zitieren Offiziere einen General.

Die militärischen Strategen müssen nun die Ideen der Ministerin mit Leben füllen. Doch die Schubladen sind leer: Nachdem die USA beim Thema Schutzzone abgewiesen wurden, hatte »AKKs« Vorgängerin Ursula von der Leyen einen strikten Planungsstopp erlassen. Selbst unter strenger Geheimhaltung durften keine Szenarien ausgearbeitet werden. Die Ministerin fürchtete Lecks und unangenehme Schlagzeilen.

So stand die Truppe blank da. Doch in aller Eile haben die Militärs für die Ministerin grob überschlagen, was sie europäischen Partnern anbieten könnte. Die Strategen gehen von einem Szenario aus, in dem eine mögliche Schutzzone in Sektoren von etwa 40 Kilometer Breite und 30 Kilometer Tiefe aufgeteilt würde. In einem dieser Sektoren könnten die Deutschen als »Rahmennation« die Führung einer internationalen Truppe übernehmen und selbst drei robuste Kampfbataillone stellen, also etwa 2500 Soldaten.

Die Militärplaner sprechen von einem »kompletten Paket«, das sie bereitstellen würden: Aufklärer, Spezialeinheiten, »Boxer«-Radpanzer, schwere Bewaffnung, Panzerhaubitzen, Pioniere, Minenräumer. Auch die Luftunterstützung für die eigene Truppe traut sich die Bundeswehr zu, die Aufklärung mit »Tornado«-Kampfflugzeugen und eine bewaffnete Komponente mit Eurofightern. In zwei Bereichen aber wäre man wohl auf Hilfe angewiesen: bei Hubschraubern und der Sanitätsversorgung.

Bisher zog die Bundeswehr meist auf unbegrenzte Zeit in Einsätze. Für das Syrienszenario raten die Planer, sich am Beispiel der Niederländer zu orientieren und den Einsatz auf zwei Jahre zu begrenzen. Danach müssten andere Nationen ran.

Ein deutscher Einsatz in Syrien? Die vergrätzte SPD dürfte dem kaum zustimmen.

Am Ende könnte es für Kramp-Karrenbauer der beste Ausgang sein, wenn ihre Operation unauffällig im Sand verliefe. Dann hätte sie der deutschen Außenpolitik und der Truppe ein Himmelfahrtskommando erspart, könnte aber behaupten, sie habe sich mal richtig etwas getraut.

In der politischen Liga der Parteichefin stoßen solche Argumente durchaus auf Verständnis: »Wer in der Politik etwas bewegen will, muss auch mal einen Stein ins Wasser werfen«, sagt der langjährige CSU-Chef Horst Seehofer. »Nichts anderes hat die CDU-Vorsitzende getan.«

Dann müssten nur noch die anderen Parteifreunde Kramp-Karrenbauer den Alleingang verzeihen.

Melanie Amann, Florian Gathmann, Matthias Gebauer, Konstantin von Hammerstein, Julia Amalia Heyer, Veit Medick, Peter Müller, Ralf Neukirch, Christoph Schult



REUTERS TV / REUTERS

Szene aus Video des Christchurch-Angreifers, Schütze Balliet in Halle an der Saale: »Unzufriedener weißer Mann«

## Extremer Verlierer

**Terror** Die Aussage des Halle-Attentäters zeigt, wie sehr er antisemitischen Verschwörungstheorien aus dem Netz anhing – und sich so radikalierte.

Zwei Tage nachdem Stephan Balliet in Halle zwei Menschen erschossen und vergebens versucht hatte, eine Synagoge zu stürmen, sitzt er in Karlsruhe vor dem Haftstrichter und redet. Vier Stunden lang.

In der Vernehmung präsentiert der Attentäter ein Weltbild, zusammengesetzt aus rechtsextremen und antisemitischen Verschwörungstheorien. Entdeckt hat er sie offenbar in rechten Foren wie 8chan, das einst warb, »die dunkelste Ecke des Internets« zu sein.

Die Bekennisse des Doppelmörders sind eine Herausforderung für die Sicherheitsbehörden. Sie zeigen, wohin die Ermittler in Zukunft ihr Augenmerk richten müssen: in anonyme Foren und abgeschottete Gruppen, in denen sich eine Weltsicht festigt, die am Ende zu tödlichen Taten führen kann.

Er sei ein »unzufriedener weißer Mann«, sagte Balliet, 27, dem Haftstrichter. Sein Strafverteidiger Hans-Dieter Weber beschreibt ihn als »sozial isoliert«.

Das Chemiestudium musste Balliet wegen einer Erkrankung abbrechen, eine Bewerbung bei der Bundeswehr im Jahr 2018 zog er zurück. Er war arbeitslos und wohnte bei seiner Mutter im Mansfelder Land. Manchmal tauchte er ganze Tage im Internet ab – in eine digitale Schattenwelt, in der er auf krude Theorien stieß.

Die Juden, so erklärte der Attentäter bei seiner Haftvorführung, strebten die Weltherrschaft an. Sie steckten hinter der Europäischen Union und den Plänen für eine CO<sub>2</sub>-Steuer. Außerdem kontrollierten sie den Dollar und die US-Notenbank. Auch die Grünen und die Linken seien durchsetzt mit Juden.

In der Wahnwelt von Balliet wurde auch die Flüchtlingskrise von Juden gesteuert, dazu zähle der US-Finanzinvestor George Soros, der Migranten hergelockt habe, um Deutschland in einen multikulturellen Vielvölkerstaat zu verwandeln.

Das sei zudem der Grund, warum Männer wie er keine Frau abbekämen: Die würden ihnen von den Millionen Ausländern weggeschnappt, die von der Regierung ins Land gelassen worden seien.

Soros und die Juden als treibende Kraft hinter dem »Großen Austausch«: Es ist die ultimative Verschwörungstheorie der neurechten Alt-Right-Bewegung, die Balliet vor dem Richter ausbreitete. Das Attentat von Halle zeigt, wie mächtig derartige Hirngespinste sind – und wie gefährlich.

Balliet ist nicht der erste Attentäter, der an eine von Juden gelenkte »Umwaltung« glaubte. Vor einem Jahr erschoss ein Rechtsextremist in Pittsburgh am Schabbat elf Besucher der Tree-of-Life-Synagoge. Der Angreifer hatte über den Onlinedienst Gab, bekannt als »Twitter für Rassisten«, behauptet: Jüdische Vereine steuerten den Migrantentreck von Honduras in die USA. Nach der Bluttat warnte das FBI erstmals explizit vor Anschlägen, die durch abseitige Verschwörungstheorien im Internet ausgelöst werden.

Auch deutschen Verfassungsschützern war zuletzt aufgefallen, dass sich unter potenziellen Rechtsterroristen krude Verschwörungstheorien und Untergangsszenarien ausbreiten. Attentäter könnten künftig aus Milieus kommen, die man nicht im Blick habe, warnten sie zum Jahresanfang in einer vertraulichen Analyse.

Bis zum Anschlag in Halle gelang es den Behörden nicht, die Netzwerke, in denen solche Theorien zirkulieren, zu durchdringen: Plattformen wie 8chan, Steam oder Discord, auf denen sich rechtsextreme Ideologen mit der Gamer-Szene mischen. »Wir müssen mehr externen Sachverstand in die Sicherheitsbehörden holen«, fordert der FDP-Innenexperte Benjamin Strasser.

8chan, das derzeit offline ist, soll eine der meistgenutzten Seiten des Attentäters von Halle gewesen sein. Er habe die »absolute Anonymität« solcher »Imageboards« geschätzt, sagt sein Verteidiger.

Vor dem Haftstrichter in Karlsruhe erzählte Balliet, dass er immer ein Einzelgänger gewesen sei, echte Freunde oder eine Freundin habe er nie gehabt. Niemand habe gewusst, was er vorhabe.

Seit dem Moschee-Attentat vom März im neuseeländischen Christchurch habe er sich auf seine Tat vorbereitet, berichtete er weiter. Von seinen Eltern wohl unbemerkt baute er Waffen und Sprengsätze, teils mit Hilfe von Plänen aus dem Netz. Er versteckte das Arsenal unter seinem Bett und in einem Ausklappsofa – um an Jom Kippur zuzuschlagen, dem höchsten jüdischen Feiertag.

Sein Ziel sei es gewesen, so Balliet, die Besucher der Synagoge beim Gottesdienst zu treffen. Die massive Eingangstür hielt seinen Schüssen stand, am Ende ermordete er eine Frau und einen Mann, die weder jüdisch waren noch Migranten.

Während der Attentäter versuchte, die Synagoge zu stürmen, sprach ihn eine Passantin an, Jana L. Das habe ihn so aus dem Konzept gebracht, dass von da an alles schiefgelaufen sei, sagte Balliet bei der Haftvorführung. Er erschoss sie wortlos.

Auch Kevin S., den er kurz darauf in einem Dönerbistro tötete, sei eigentlich nicht sein Ziel gewesen. Er habe ihn mit einem Ausländer verwechselt.

Er habe es noch nicht einmal geschafft, von der Polizei erschossen zu werden, sagte Balliet in der Vernehmung. Er habe auf ganzer Linie versagt.

Jörg Diehl, Sven Röbel,  
Wolf Wiedmann-Schmidt

# »Weimar ist auch heute eine Mahnung«

**Hochschulen** Nach den Eklats um AfD-Gründer Bernd Lucke an der Uni Hamburg warnt Bundesministerin Anja Karliczek, 48 (CDU), vor studentischen Zensoren und übertriebener Korrektheit.

**SPIEGEL:** Es gibt gerade eine Diskussion, ob an den Unis die Meinungsfreiheit in Gefahr ist. Bernd Lucke, der mittlerweile aus der Partei ausgetretene AfD-Mitgründer, konnte in Hamburg eine Vorlesung nicht halten, weil Studenten die Veranstaltung störten. Wie sehen Sie diesen Fall?

**Karliczek:** Ich sehe mit großer Sorge, dass wiederholt an Universitäten Vorlesungen gestört oder verhindert worden sind. Hochschulen müssen Orte der freien Debatten, der freien Lehre und des freien Studiums sein. Es geht nicht, dass sich Studentengruppen oder Aktivisten als Meinungzensoren aufspielen. Selbst wenn die ganz große Mehrheit der Hochschulen nicht betroffen war, ist das eine Entwicklung, die den Kern der Freiheit von Wissenschaft und Lehre berührt. Universitäten müssen die Ausübung dieser Freiheiten gewährleisten, auch wenn ich weiß, dass in der Abwägung der Mittel schwierige Entscheidungen zu treffen sind.

**SPIEGEL:** Sehen Sie eine neue Qualität? Ein paar radikale Studentengruppen gab es doch schon immer.

**Karliczek:** Mein Eindruck ist, dass sich die Ereignisse derzeit leider häufen. Auch Thomas de Maizière wurde in dieser Woche daran gehindert, sein Buch vorzustellen. Das ist ein ähnlicher Vorgang. Eine immer stärkere Polarisierung schadet einer Gesellschaft und kann sie im Extremfall kaputt machen. Weimar ist auch heute eine Mahnung.

**SPIEGEL:** In Wahrheit kann doch heute jeder sagen, was er will. Über die sozialen Netzwerke sogar schriller, lauter und radikaler als je zuvor. Wo, bitte schön, soll denn da die Meinungzensur sein?

**Karliczek:** Natürlich kann man überall frei reden. Aber die freie Rede schlägt mittlerweile oft in ein Niedermachen, in Hass um. Das geschieht von vielen Seiten. Bis in die Mitte der Gesellschaft hinein gibt es heute das Gefühl, man dürfe nicht mehr alles sagen. Das ist in vielen Bürgerdiskussionen zu einer stehenden Redewendung geworden. Wenn einer das sagt, nicken die anderen. Die Leute haben das Gefühl, dass sie schon dann, wenn sie sich vielleicht etwas ungeschickt ausdrücken, runtergemacht

werden. Wir müssen aufpassen, den politischen Diskurs nicht so zu verengen, dass wir einen Teil der Gesellschaft verlieren.

**SPIEGEL:** Wie meinen Sie das?

**Karliczek:** In der Gesellschaft fehlt es zum Teil an der Bereitschaft, eine Meinung einfach mal so stehen zu lassen. Wir brauchen mehr Toleranz. Das bedeutet nicht, dass sich die Gesellschaft nicht gegen Radikale von links und rechts, gegen Antisemitismus abgrenzen muss. Das muss sie vielleicht mehr denn je. Aber wenn wir nicht wieder etwas offener werden, dann haben wir definitiv auch ein Problem. Dann wenden sich noch mehr Menschen von den demokratischen Parteien ab, weil sie sich einfach nicht verstanden fühlen.

**SPIEGEL:** Herr Lucke hat einst der AfD zur Geburt verholfen, die heute teils rechtsextrem argumentiert. Da ist eine gewisse Emotionalität doch nachvollziehbar.

**Karliczek:** Ja, man muss Herrn Lucke nicht mögen. Man darf sich natürlich mit ihm auseinandersetzen und sollte dies erst recht mit der AfD tun. Zu viele sitzen aber auch auf einem moralischen Thron. Eine solche Haltung nützt der Demokratie nicht. Nur weil sich vielleicht jemand nicht voll gendergerecht ausdrückt oder nicht umfassend politisch korrekt formuliert, darf er nicht gleich runtergemacht werden. Viele Menschen wollen einfach nur reden, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist. Die meisten Bürger sind nicht rassistisch oder extremistisch unterwegs. Sie haben eine Einstellung zu bestimmten Dingen, und die wollen sie artikulieren in ihrer AlltagsSprache. Wir müssen lernen, wieder mehr zuzuhören und auch einmal Meinungen



MARKUS SCHOLZ / DPA

**Ökonom Lucke während einer von Störern belagerten Vorlesung:** Die Universitäten befinden sich mitten im Meinungskampf

ernst zu nehmen, die vielleicht nicht überall gleich ungeteilten Beifall finden. Und wir müssen mehr miteinander reden.

**SPIEGEL:** Was hat Wissenschaftspolitik damit zu tun? Was kann sie leisten, um den gesellschaftlichen Diskurs zu prägen?

**Karliczek:** Zu einem guten Diskurs kann die Wissenschaft einiges beitragen. Es nützt jeder Diskussion, wenn sie auf Grundlage der Fakten stattfindet. Wissenschaft ist eine Grundlage für unsere politischen Entscheidungen. Da braucht es Transparenz und eine Plattform, die den Menschen einen Überblick über den Stand der Wissenschaft gibt.

**SPIEGEL:** Haben Sie ein konkretes Beispiel im Kopf, wo Orientierung fehlte?

**Karliczek:** Die Diskussion um den Feinstaub etwa. Da hat sich eine Mindermeinung laut artikuliert. Die Mehrheitsmeinung war wochenlang nicht zu hören. Wissenschaft muss sich stärker in den Diskurs einmischen, darf ihn nicht meinungsstarken Gruppen überlassen. Erst das Gutachten der Leopoldina hat hier für eine Versachlichung gesorgt.

**SPIEGEL:** Aber in der Klimaforschung zum Beispiel hält es der weit überwiegende Teil der Wissenschaft für völlig unstrittig, dass der Klimawandel menschengemacht ist. Trotzdem lässt sich eine relevante Minderheit davon anscheinend nicht überzeugen.

**Karliczek:** Die Klimaforschung ist ein gutes Beispiel. Die Entwicklung ist doch heute so: Jede Richtung zitiert einen ihr genehmten Wissenschaftler und nutzt ihn zur Legitimation ihrer Sichtweise, egal wie abseitig sie ist. Könnten wir noch klarer machen, dass die Klimawandelleugner eine verschwindend geringe Verankerung in der Wissenschaft haben, würde vielen die Einsicht leichter fallen, dass der Klimawandel Konsequenzen für unser Leben haben muss.

**SPIEGEL:** Wenn Sie Pech haben, sagt dann eine übergroße Mehrheit der Wissenschaftler: Das Klimapaket der Bundesregierung ist nicht ausreichend.

**Karliczek:** Die Erkenntnisse der Wissenschaft sind die Grundlage für politisches Handeln. Die Politik muss aber bei der Umsetzung der Erkenntnisse die Bürgerinnen und Bürger davon überzeugen. Das ist die Kunst in einer Demokratie: die Menschen zu überzeugen. Und konkret: zehn Euro für die Tonne CO<sub>2</sub> mag umstritten sein. Aber es geht doch ums Signal, um die Botschaft in die Gesellschaft: CO<sub>2</sub> hat künftig einen steigenden Preis. Das hat eine große Signalwirkung.

**SPIEGEL:** In Kürze will die Bundesregierung die Arbeit der Koalition evaluieren. Haben Sie für sich selbst schon mal eine Halbzeitbilanz gemacht?

**Karliczek:** Wir sind in dieser Wahlperiode in Bildung und Forschung schon richtig gut vorangekommen. Von den 66 Vor-



STEFFEN ROTH / DER SPIEGEL

**Bildungsministerin Karliczek**

»Sehr bewusst ins Risiko gegangen«

haben, die der Koalitionsvertrag für meinen Bereich aufzählt, sind immerhin 65 in der Umsetzung oder Bearbeitung. Damit bin ich sehr zufrieden.

**SPIEGEL:** Gab es für Sie ein Highlight?

**Karliczek:** Die drei Wissenschaftspakte ragen da sicher heraus. Viele haben gezweifelt, ob wir das hinbekommen – und gerade ich als damals noch relativ neue Bundesministerin, die die Verhandlungen führen musste. Aber es ging: Bund und Länder werden in den nächsten Jahren verbindlich 160 Milliarden Euro in die Wissenschaft geben. So etwas hat es noch nie gegeben, das gibt es auch sonst nirgendwo auf der Welt.

**SPIEGEL:** Nicht alle sind so zufrieden mit Ihnen als Bildungsministerin, wie Sie selbst es sind. Sie haben schon manchmal danebengelangt, zum Beispiel, als Sie in der Debatte über die 5G-Mobilfunkfrequenzen sagten, die gehörten »nicht an jede Milchkanne«. Was war da los?

**Karliczek:** Das war nur die eine Hälfte meines Zitats, das war los. Ich hatte gesagt, wir brauchen derzeit nicht 5G an jeder Milchkanne, also in jedem Privathaushalt, wir müssten erst einmal 4G flächendeckend ausbauen, um die Funklöcher zu schließen. Dazu stehe ich auch.

**SPIEGEL:** Es wirkte aber, als ob Digitalpolitik nicht so Ihr Feld wäre.

**Karliczek:** Also ich bitte Sie. Vielleicht ist zu wenig bekannt, wie breit mein Haus die Digitalisierung und die künstliche Intelligenz gerade voranbringt. Die KI-Strategie habe ich zusammen mit meinen Kollegen Peter Altmaier und Hubertus Heil auf den Weg gebracht. Wir erhöhen die Mittel für die KI-Zentren. Vergessen Sie den Digitalpakt für die Schulen nicht. Und wir haben dafür gesorgt, dass Unternehmen auch ihre eigenen 5G-Netze – sogenannte Campus-Netze – aufbauen können.

**SPIEGEL:** Sie sind 2018 aus den hinteren Reihen der Union urplötzlich in die erste Reihe des Bundeskabinetts aufgestiegen, wurden Bildungsministerin, obwohl Sie nie Bildungspolitik gemacht hatten. Wie hat sich das angefühlt?

**Karliczek:** Vielleicht musste ich mich ein bisschen länger einarbeiten als andere, das gebe ich gern zu. Nicht nur in die Materie, auch die Strukturen in einem Ministerium waren für mich neu. Aber jeder, der eine neue Aufgabe übernimmt, sollte sich Einarbeitungszeit nehmen. Am Anfang habe ich mich in meinem Haus erst einmal erkundigt, was die Menschen in einzelnen Abteilungen machen. Und ich brauchte ein Team. Auch das dauert eine Weile, wenn man nicht auf ein festes Netzwerk zurückgreifen kann.

**SPIEGEL:** Eine Ihrer umstrittenen Entscheidungen war, eine Fabrik für Batterieforschung in der Nähe Ihres Wahlkreises anzusiedeln – und nicht zum Beispiel in Ulm, was eine Idee in der Gründungskommission war. Ihre Parteifreundin Susanne Eisenmann, Kultusministerin in Baden-Württemberg, hat deshalb kürzlich gar Ihren Rücktritt ins Gespräch gebracht. Was dachten Sie, als Sie das hörten?

**Karliczek:** Ich hatte vorher mit der zuständigen Kabinettskollegin von Frau Eisenmann gesprochen. Insofern fand ich den Zwischenruf schon ungewöhnlich. Aber sie ist Kultusministerin, und wir werden noch viel zusammenarbeiten müssen.

**SPIEGEL:** Das klingt jetzt ein bisschen wie eine Drohung.

**Karliczek:** Überhaupt nicht, ich freue mich drauf.

**SPIEGEL:** Ist die Lehre aus der Batteriedebatte, in Sachen Standortwahl bei künftigen Projekten genauer hinzugucken?

**Karliczek:** Die Standortentscheidung für Münster ist richtig. Natürlich müssen wir Lehren aus dem schwierigen Prozess ziehen. Gerade bei dem Thema Batterieforschung kann es nur um Exzellenz gehen, wenn wir im Wettbewerb mit China bestehen wollen. Davon hat sich mein Haus leiten lassen. Die Forschungsfabrik wird dementsprechend für die ganze deutsche Wirtschaft und Wissenschaft offen sein.

**SPIEGEL:** Würden Sie zur Halbzeit rückblickend sagen: Das habe ich am Anfang alles komplett unterschätzt?

**Karliczek:** Wir reden immer so viel davon, dass man auch einmal etwas wagen muss. Ich bin sehr bewusst ins Risiko gegangen. Heute würde ich sogar sagen, es ist es auch ein großer Vorteil, als Seiteneinsteigerin in ein Ministerium zu kommen. Man bewahrt sich den Blick von außen. Es gibt natürlich mehr kritische Stimmen, wenn man von außen kommt. Aber man kann ja auch Kritiker überzeugen.

Interview: Melanie Amann, Veit Medick

# Willy werden

**SPD** 23 Konferenzen, Streit mit der Parteiführung, Wut auf Kevin. Karl Lauterbach hat zusammen mit Nina Scheer um den SPD-Vorsitz gekämpft – mit den radikalsten Positionen aller Bewerber. *Markus Feldenkirchen* hat die beiden begleitet.



Kandidat Lauterbach

**W**ir waren die Bösen«, sagt Nina Scheer. »Die Schmuddelkinder«, ergänzt Karl Lauterbach. Die eine wirkt eher zu nett. Der andere mit Fliege eher zu geschniegelt, wie sie da zusammensitzen. Es ist der 4. September, Saarbrücken. Gleich beginnt hier die erste Regionalkonferenz der Bewerber um den SPD-Parteivorsitz.

Scheer und Lauterbach kommen gerade von der Vorbesprechung aller Kandidaten mit Generalsekretär Lars Klingbeil. Dem Mann, der in den kommenden Wochen den offenen Prozess loben wird und die Einzigartigkeit der Kandidaten. 70 Prozent der Zeit, erzählen Lauterbach und Scheer nun im Restaurant, sei es um sie gegangen. Sie sollten ihre Forderung aufgeben, die Mitglieder über den Ausstieg aus der Großen Koalition entscheiden zu lassen, hieß es. Das sei zu teuer. Und zweitens solle man die Suche nach der neuen Parteispitze bitte schön von der Frage trennen, wie es mit der Regierung weitergehe. So weit die Vorgabe für den offenen Prozess.

Lauterbach und Scheer, das wird gleich zu Beginn deutlich, sind die widerspenstigsten Bewerber um den Parteivorsitz. Ihre Forderungen nach einer radikalen Klimapolitik und dem sofortigen Ausstieg aus der Großen Koalition machen sie zum Feind des Establishments. Sie unterlaufen das weitverbreitete Bedürfnis in dieser tief verunsicherten Partei, dass sich die da oben nach all den Machtkämpfen der Vergangenheit bitte endlich lieb haben sollen.

So startet die SPD in das größte interne Demokratieprojekt mit einem kleinen Problem: Wettsstreit ja, aber bitte schön kuschelig. Und mit einem Paradoxon: Die Schmuddelkinder sind die Frau mit dem Blazer und den abgestimmten Ohrringen und der Mann mit der Fliege. Frau Dr. Scheer und Professor Dr. Lauterbach.

»Wenn die echt dachten, sie könnten mich davon abbringen, dann kennen sie mich aber schlecht«, sagt Lauterbach. »Man muss zur absoluten Konfrontation bereit sein. Man darf keinen Millimeter nachgeben.« Die unter den Genossen weitverbreitete Angst vor Neuwahlen erinnere ihn an Menschen, die den Gang zum Arzt meiden aus Angst vor der Diagnose.

Jetzt schnell noch einen koffeinfreien Kaffee. Sicherheitshalber fragt er den Kellner, mit welchem Wasser der gebrüht werde. Nicht dass der Salzgehalt zu hoch ist. Lauterbach lebt seit 30 Jahren salzlos.

Gleich auf der Bühne müsse es zwischen ihnen Hand in Hand gehen, sagt Lauterbach. Er selbst werde völlig authentisch reden. »Ich spanne den Bogen von meiner Kindheit bis zum Ausstieg aus der GroKo. Ohne Manuscript. Das könnt' ich nach fünf Glas Wein noch bringen.«

So redet er gern. Und es gehört zu den lustigen Momenten, ihn dabei zu beobach-

ten, wie er seine Spontaneität genau plant. In den kommenden Wochen wird es häufig dazu kommen, an vielen Orten der Republik. Denn so wie die Kandidatur der zwei kämpferischen Doktoren ein Experiment für die SPD ist, so ist die Kampagnenwelt ein Experiment für die zwei Doktoren.

**Ein Montagabend im August**, Restaurant Toscana im Prenzlauer Berg. Lauterbach hat sich bereit erklärt, sich den Wahlkampf über begleiten zu lassen. Er hat sich gut vorbereitet auf seine Kandidatur mit der Umweltpolitikerin Nina Scheer. Er spricht über den neuen, generalüberholten Lauterbach. »Ich habe mein Twitter-Verhalten geändert«, sagt er. Oberste Regel sei: »Nicht mehr nach Weingenuss!«

»Ich spreche jetzt auch anders.« Lauterbach hat Videoanalysen seiner Reden im Bundestag gemacht. »Ich habe Spaß daran, besser zu werden.« Auch sein Outfit hat er optimiert. Sein Klassiker, schwarzer Anzug, weißes Hemd, sei von gestern, sagt er. Er wolle modischer auftreten, weniger klassisch. »Nichts ist schlimmer als der dünne Hecht im Anzug.«

Nur was seine Fliege betrifft, ist er noch unschlüssig. Er denkt darüber nach, sein Markenzeichen öfter mal wegzulassen, jetzt, da er Vorsitzender werden will. »Die Fliege wirkt professoral.« In diesen Zeiten sei aber Kampfmodus angesagt, da laufe man nicht festlich mit Fliege rum.

Die Existenzkrise der SPD bietet für Exzentriker wie Lauterbach eine einmalige Gelegenheit. Unter den alten Bedingungen hätte jemand wie er wohl nie eine Chance auf den SPD-Vorsitz gehabt. Man brauchte dafür eine Machtbasis in der Partei, die Unterstützung von Landesverbänden und Strömungen. Lauterbach, der in Harvard studierte und mit 35 Jahren Professor wurde, las lieber Studien oder besuchte Talkshows, als die Gremien der Partei zu umgarnen. Nun aber dürfen die Mitglieder über ihre Vorsitzenden entscheiden, und alles scheint möglich.

Das Verfahren geht so: Nach einer Tournee aller Kandidatenpaare durch 23 Regionalkonferenzen stimmen die Mitglieder ab. Das Ergebnis wird an diesem Samstag verkündet. Die beiden führenden Paare kommen in die Stichwahl.

Bislang war Lauterbach den Bürgern vor allem als Gesundheitsexperte bekannt, das Etikett haftet an ihm wie seine Fliege. Dass er nun als Klimaschützer unterwegs ist und die Regierung platzen lassen will, wirft unter seinen Parteidreunden Fragen

auf. »Ich gelte ja als gerissen«, sagt er. »Deshalb denken jetzt viele, das sei alles Taktik.« Wenn man ein klares Ziel habe, dann sei jede Finesse oder Trickserie erlaubt, um es zu erreichen. »Aber das Ziel selbst, das, wofür man einsteht, das darf niemals taktisch gewählt sein.«

Dass dem Klimawandel schnell und radikal begegnet werden müsse, davon sei er überzeugt. Er habe alle Studien dazu gelesen. Studien sind sein Hobby, seine Einschlafklette, er liest fast alles, was erforscht wurde. Seine 12-jährige Tochter zieht mit den Aktivisten von »Fridays for Future« auch gegen die Politik der SPD durch die Straßen. All das habe ihm zu denken gegeben, sagt Lauterbach. Vielleicht sei die Dringlichkeit der Klimafrage sogar der wichtigste Antrieb für seine Kandidatur. Es gibt Genossen, die das bezweifeln. Ist ihm schnuppe. Sei's drum.

Mit der Sozialpolitik die Älteren erreichen, mit dem Klima und der Absage an die GroKo die Jüngeren. »Das ist die Zwei-frontenstrategie«, sagt Lauterbach.

**Ein paar Tage später** ist er auf dem Weg nach Dachau, Sitzplatz 1E in der Lufthansa-Maschine nach München. Am Abend soll er eine Rede in einem Bierzelt halten. Das Experiment beginnt.

Am Flughafenhotel wird er vom Klaus abgeholt, einem örtlichen Genossen. Es dauert nicht lange, bis Lauterbach zur Sache kommt. »Was würdet ihr davon halten, wenn jetzt auch Kevin Kühnert kandidieren würde?« Dieses Gerücht hatte er gehört, es geisterte durch die SPD. Lauterbach fürchtet, dass der populäre Kühnert mehr Stimmen im linken Lager holen und alles auf einen Zweikampf Scholz – Kühnert hinauslaufen könnte. Ohne Kühnert hatte er sich bereits große Chancen auf den Sieg ausgerechnet. »Ich dachte schon, der Fisch sei geputzt.«

»Wir sind zwiespältig bei dem«, antwortet Klaus.

»Sonst hättest du den Kühnert eingeladen und nicht mich, oder?«

Man habe das diskutiert, sagt Klaus. »Aber du lagst weit vorne.«

Lauterbach nickt zufrieden. »Ha, da steigt bei mir doch gleich die Stimmung.«

Im Bierzelt wirkt er mit Fliege und seinem vorbildlichen Body-Mass-Index zwischen all den Schweinhaxen und Bierhumpen etwas deplatziert. Neben Salz verzichtet er seit 32 Jahren auch auf Fleisch.

Es folgt eine einstündige Rede, in der er nicht nur die Lage des Landes, unter-

»Falls wir gewinnen, wird sich die SPD schnell erholen. Es ist eigentlich keine Raketenwissenschaft, der Partei wieder Leben einzuhauen.«

füttert mit vielen Daten, skizziert. Er entwirft auch die Vision einer gerechteren Gesellschaft, basierend auf den Gedanken des linken Philosophen John Rawls, bei dem er einst in Harvard studierte. »Dass ich inhaltlich gut zu Fuß bin, nimmt mir jeder ab. Dass ich auch 'ne Rampensau bin, überrascht die Leute«, sagt er später über den Abend. Zum Dank wird ihm eine Fliege aus Holz überreicht.

Nach der Rede wünschen ihm viele Besucher Glück für die Kandidatur. »Karl, deine Rede hat mich tief bewegt«, sagt ein Genosse. »Ich habe Willy Brandt noch erlebt.« Pause. »Das war jetzt wieder so.«

Auf der Rückfahrt zum Airport-Hotel sagt Genosse Klaus, dass er ihn beim nächsten Besuch gern wieder abholen würde. »Dann aber als Bundeskanzler. Und mit Holzfliege.« Lauterbach, beflügelt von einem Abend, an dem er genügend Zeit zum Reden hatte, hält diese Aussicht plötzlich für realistisch. »Falls wir gewinnen, wird sich die SPD schnell erholen. Es ist eigentlich keine Raketenwissenschaft, der Partei wieder Leben einzuhauen. Und dann wird sich die Kanzlerfrage umso mehr stellen.«

Für eine Kandidatur mag der rosarote Blick auf sich selbst von Nutzen sein. Aber er birgt auch die Gefahr, am Ende bitter enttäuscht zu werden.

Ein paar Tage später erfährt er, dass Kevin Kühnert doch nicht antreten wird. Er sitzt in einem Zug von Köln ins Saarland. »Ich bin sehr erleichtert.« Als Beleg, dass es nun gut für sie laufe, verweist Lauterbach auf eine Umfrage des Meinungsforschungsinstituts Forsa unter mehr als tausend SPD-Mitgliedern. Scholz und seine Partnerin Klara Geywitz lägen vorn mit 26 Prozent. Dann Scheer und er mit 14, vor Ralf Stegner und Gesine Schwan mit 13. »Wir liegen an zweiter Stelle!« Alles laufe auf eine Stichwahl mit Scholz hinaus.

Das bestimmende Thema der kommenden Wochen werde ihr Thema sein, die Klimapolitik. Nina Scheer sei eine ausgewiesene Expertin auf dem Feld. »Und ich bin auch voll im Stoff.« Als er neulich Gast bei Maybrit Illner war, saß er mit grüner Fliege dort. »Mir war wichtig zu signalisieren: Ich bin der für Umweltschutz. Ganz subtil.« Es wirke ein wenig künstlich, wenn er die Fliege jetzt radikal weglasse, sagt er. Er will von Anlass zu Anlass entscheiden.

In Neunkirchen sollen sie am Abend vor Genossen reden. Nina Scheer, die aus Schleswig-Holstein angereist ist, wartet bereits in der Gaststätte Zum Bahnhof. Es riecht wie in einer Frittenbude, die Speisekarte bietet unter anderem »Schweineschnitzel mit Bolognese überbacken«. Für den salzlos, fleischlos und eher freudlos essenden Lauterbach ist das ähnlich attraktiv wie Knoblauch für Vampire. Aber die

Köchin hat Nudeln mit Babyspinat und Babykirschtomaten vorbereitet. »Alles ohne Milch, ohne Käse, ohne Salz.«

»Eine Delikatesse«, sagt Lauterbach. »Perfekt!«

Als ein Fotograf später Bilder von ihnen machen will, posiert Lauterbach mit ausgebeulten Hosentaschen und weit runterhängendem Gürtel. »Bin ich nicht zu schmal?«, fragt er den Fotografen. »Vom Babyspinat wird das jedenfalls nicht besser«, bemerkt Scheer.

Nach der Veranstaltung üben sie Manöverkritik im Regionalexpress. »Wenn heute abgestimmt worden wäre, hätten wir eine klare Mehrheit gehabt«, sagt Lauterbach. »Ein solches Format mit viel Zeit für Inhalte bräuchten wir eigentlich.« Er befürchte aber, dass bei den bald beginnenden Regionalkonferenzen ihre zentrale Stärke nicht zum Tragen komme. Weil dort 17 Kandidaten auf der Bühne stünden und insgesamt nur zweieinhalf Stunden Zeit sei, belaue sich die Redezeit pro Team »auf neun Minuten, maximal auf neun zwanzig«. Hat er jedenfalls so ausgerechnet. In Wahrheit wird es etwas mehr.

**Auftakt der Regionalkonferenzen**, Saarbrücken, 4. September. »Geht's los?«, fragt Lauterbach. Er trägt die Fliege, denn ethische Leute hatten sich gewünscht, dass er sie wieder häufiger umbinde. »Und ich hatte mich fast schon entwöhnt.«

Er starrt auf die Digitaluhr vor ihm auf dem Boden und wirkt wie ein 100-Meter-Läufer im Startblock. Die Uhr läuft. »Alles klar. Ja, mein Name ist Karl Lauterbach. Ich komme aus dem Rheinland, aus Düren. Ich bin das Kind aus einer Arbeiterfamilie. Mein Vater war Vorarbeiter. Ich hab dann das Glück gehabt, einen Bildungsaufstieg zu machen. Bin Arzt und Wissenschaftler, Gesundheitsökonom. Hab zehn Jahre in den Vereinigten Staaten gearbeitet und geforscht. Bin dann zurückgekommen nach Deutschland, hab an der Uni Köln eine Professur gehabt.«

Jedes Team hat fünf Minuten Zeit für das Eingangsstatement. Lauterbach spricht vor Nina Scheer und redet drei von fünf Minuten. Dann will er ihr sein Mikrofon reichen, aber sie hat schon eins. Ihr bleiben nur noch zwei Minuten. Scheer redet gehetzt, schaut auf die Uhr am Boden vor sich, sagt: »Ich muss mich jetzt ein bisschen kürzerfassen.« Es geht nicht gut los.

Das mit der Doppelspitze muss die Partei erst lernen. Etliche Herren auf der Büh-

ne stehen unter dem Verdacht, dass sie lieber allein kandidiert hätten. Manche hatten eine Bewerbung angekündigt, noch bevor sie eine Frau gefunden hatten. So entstand der Eindruck, als sei die Doppelspitze manchen Herren eine lästige Fleißarbeit. Lauterbach verstärkt nun diesen Eindruck. Man wird nicht über Nacht zu Baerbockhabbeck.

Spätabends geht es im gemieteten Flinkster zurück nach Köln, ein Mitarbeiter Lauterbachs am Steuer, die Kandidaten auf der Rückbank. Lauterbach spendiert eine seiner Nussmischungen, die er immer im Gepäck hat. »Wir hatten ein paar Key-Messages, die wir rüberbringen wollten«, sagt er. »Dass wir aus Überzeugung gegen die Große Koalition sind. Dass wir das Klima retten wollen. Dass wir Fachpolitiker sind, die sich auskennen.« Sei alles klar rübergekommen.

Das resümiert er trotz zwei schwerer Versprecher. Auf der Bühne sagte er: »Wir wollen den Klimawandel.« Und: Als Privatversicherter habe man »erhebliche Nachteile«. Er meinte Vorteile. Das seien so Konzentrationssachen, sagt Scheer nun im Auto. »Ja, ne, das ist diese Jagd gegen die Uhr«, erklärt Lauterbach. »Weil man sieht da die Scheißuhr, die lief ständig, wie 'ne Stoppuhr.« Das Format sei einfach schlecht für Leute, die ein bisschen in die Tiefe gehen wollen. »Ich hatte noch so viele Argumente und Studien im Kopf.« Scheer weist ihn darauf hin, dass sie bald eine Konferenz verpassen werde. »Gott sei Dank, da hab ich endlich Zeit«, ruft Lauterbach und macht selbstironisch vor, was er dann sagen wird: »Meine Damen und Herren, neue Studien zeigen ... Oder: Ich möchte anknüpfen an das, was ich vorgestern gesagt habe ...« Großes Gelächter im Flinkster.

»Unsere Chancen, in die Stichwahl zu kommen, sind heute nicht gesunken«, sagt Lauterbach, als sie Köln erreichen. Als größten Konkurrenten, neben Olaf Scholz, sieht er nun den früheren nordrhein-westfälischen Finanzminister Norbert Walter-Borjans. Der Landesverband NRW hat ihn und die Bundestagsabgeordnete Saskia Esken noch kurz vor Bewerbungsschluss nominiert. Ihre Kandidatur wird auch von Juso-Chef Kühnert unterstützt. Als Lauterbach von dem Plan hörte, versuchte er noch, Walter-Borjans davon abzubringen, am Telefon, so erzählt er es, habe er vor dem »Morbus Spalticus« der politischen Linken gewarnt und davor, dass man sich im Duell mit Olaf Scholz doch nur gegen-

**»Das Kauzhafte muss weg. Die Gravitas muss her. Da ist die Fliege nicht hilfreich. Die Fliege steht im Widerspruch zur Härte meiner Aussagen.«**



**Protestaktion von Klimaschützern\***: »Ich bin voll im Stoff«

seitig die Stimmen wegnehme. Aber der Versuch scheiterte.

Walter-Borjans und Esken seien heute schwächer gewesen, als er befürchtet habe, sagt Lauterbach nach der ersten Konferenz. Boris Pistorius auch. Die anderen seien nur Außenseiter.

Im Zug zur vierten Konferenz in Bremen sagt er, dass ein Gefühl der Befreiung bei ihm eingesetzt habe. Zwei Tage zuvor hatte er beschlossen, bei den anstehenden Wahlen nicht mehr als Fraktionsvize zu kandidieren. Die ganze Nacht habe er gebrübelt. Aber er könne nicht als Kandidat gegen die Große Koalition hetzen und gleichzeitig als Fraktionsvize weiter Ge-

setze aushandeln. »Das wäre nicht konsequent, nicht glaubwürdig. Ich spüre diese Spannung, und sie ist nicht richtig.«

Auch in Sachen Fliege scheint er nun freier zu sein. Jetzt, da er alles auf eine Karte setze, wäre es auch symbolisch richtig, optisch etwas zu verändern, sagt er.

Nach Bremen und den folgenden Konferenzen hat er jeweils ein sehr gutes Gefühl. Immer glaubt er, dass Scheer und er den größten Applaus bekommen haben. Jedes Mal hält er den Auftritt von Esken und Walter-Borjans für schwach. Das mag

\* Kegel mit Porträts von Scheer, Lauterbach und Kampmann am 27. September in Braunschweig.

Wunscheden sein. Richtig ist aber, dass der bisweilen ekstatische Jubel mancher Jusos für Kühnerts Team nicht zwingend im Einklang mit dessen Darbietung steht. Es gibt eine Bereitschaft, Esken und Walter-Borjans zu Kultfiguren hochzujubeln. Und es gibt Hilfe in Form von Fragen, die auf den Veranstaltungen gestellt werden. Lauterbach spricht von »Elfmeterfragen«, rhetorischen Vorlagen, die leicht zu verwandeln sind. Manche Fragen mussten sich die Jusos nicht mal selbst ausdenken. Kühnerts Bundesvorstand hat sie vorher rumgemailt. Wie das konkret aussieht, lässt sich oft beobachten, zum Beispiel in Dresden.

Zunächst meldet sich ein junger Mann mit einer Frage an den Norbert. »Ich will dich gerne zur Außen- und Rüstungspolitik fragen. Da würde mich mal interessieren, wie da deine Prinzipien sind.« Das macht der Norbert gern, denn er hat bekanntlich sehr klare Prinzipien bei Rüstungsexporten. Später steht ein Juso auf, der wissen will, wie man denn endlich bei der Vermögen- und Erbschaftsteuer was erreichen könne, ein Kernanliegen von Walter-Borjans. »Ja, am liebsten würde ich die Frage an alle stellen, aber ich muss mich ja für einen entscheiden.« Er lässt eine Pause, als müsse er tatsächlich überlegen. »Ach, dann nehm ich halt mal den Norbert.« Selbst die anderen Jusos können sich bei diesem schlechten Schauspiel das Lachen nicht verkneifen.

**Steakhaus Maredo**, Unter den Linden. Vor der Abfahrt nach Erfurt nimmt Lauterbach hier in Berlin seinen Lunch ein. Es ist eines seiner Stammlokale, was für einen Fleischlos-Esser ungewöhnlich erscheint. Lauterbach kommt wegen der Salatbar her. Sie bietet regionale Produkte in Reinform, nichts ist angemacht. Er bestellt »einmal Salatbar mit Nachschlag« und nimmt jedes Mal das Gleiche.

Gestern Abend, erzählt er, habe er wieder eine Studie gelesen, das brauche er zum Einschlafen. Sie befasste sich mit positivem Denken. »Ich halte mich mit negativen Gefühlen nicht auf, das wäre nur Zeit- und Energieverschwendug«, hat er vor Jahren mal gesagt. »Wirklich erfolgreiche Leute machen das nicht.«

In der Politik, glaubt Lauterbach, würden derzeit verstärkt Außenseiter gewinnen, die klare Positionen bezogen. Seine Beispiele: Emmanuel Macron, Donald Trump und »unser Bürgermeister in Leverkusen«. Oder eben Scheer und er.

Dann berichtet er, tief über den Salatsteller gebeugt, von einer wegweisenden Entscheidung. »Die Fliege muss weg.« Lauterbach schaut entschlossen. »Das Kauzhaft muss weg. Die Gravitas muss her. Da ist die Fliege nicht hilfreich.« Die Fliege stehe im Widerspruch zur

Härte seiner Aussagen. »Sie macht mich weicher.«

Auf der Rückfahrt von Oldenburg trifft er beim Umstieg in Hannover seine Konkurrenten. Als Gesprächsthema bieten sich die Mitbewerber an, die gerade nicht da sind. Man lästert über Christina Kampmann und Michael Roth. Es herrscht Klassenfahrtatmosphäre.

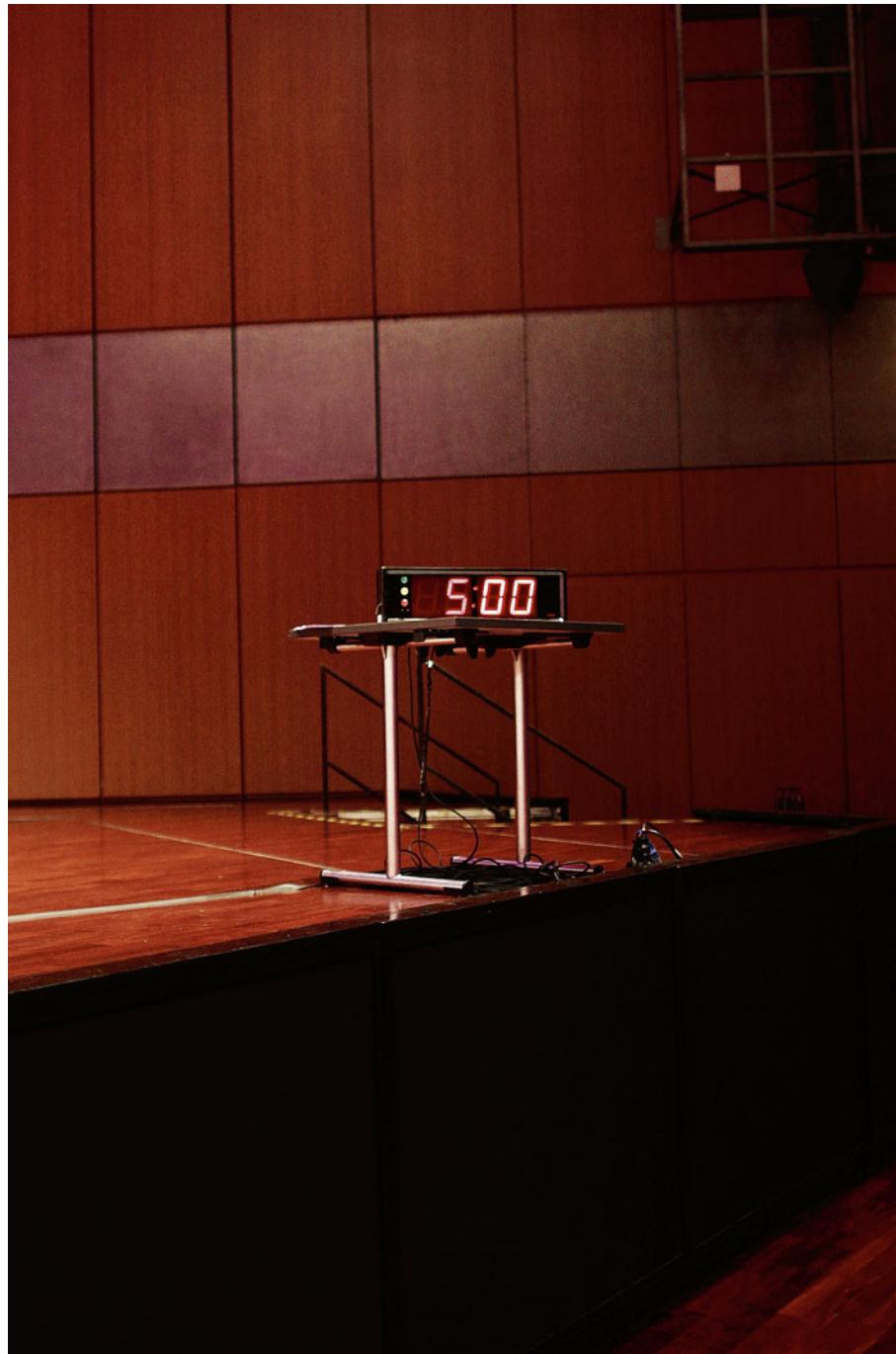
Man müsse unbedingt noch eine 24. Veranstaltung machen, bei der man nur den Text der anderen Teams spreche, schlägt Saskia Esken vor. Großes Gegiggel am Bahnsteig. Dann fordert sie Lauterbach auf, ihren Text aufzusagen. »Ich bin für Gleichberechtigung. Deshalb wollte ich einem Mann eine Chance an meiner Seite geben ...« Einmal in Fahrt, macht Lauterbach weiter. »Norbert hat ein Hobby. Er sammelt CDs. Steuer-CDs.« Es ist der Gasenbauer der Konkurrenz, über den er sich schon so oft lustig gemacht hat.

Nun imitiert Esken ihn: »Ich bin stolz und froh, mit Nina Scheer kandidieren zu dürfen.« »Dass sich deine Partnerin da nicht beschwert«, murmelt Gesine Schwan. Sie regt an, dass man unbedingt zusammen in den Speisewagen müsse. Das werde lustig. Als der Zug einfährt, wird klar, dass Lauterbach dieser Geselligkeit gern entkommen würde. Während die anderen zum Speisewagen laufen, schlägt er die andere Richtung ein.

**Zur Halbzeit der Tour** findet die Regionalkonferenz im Berliner Willy-Brandt-Haus statt. Scheer und er sitzen in seinem Bundestagsbüro zur Vorbesprechung, einem großen Büro mit Blick auf die Spree. Mit dem Posten als Fraktionsvize wird er demnächst auch dieses Büro aufgeben müssen. »Wo wir bald sind, hängt davon ab, wie die Kandidatur ausgeht.«

Heute sei man beim Establishment zu Gast, sagt Lauterbach mit ähnlicher Verachtung, wie die Anhänger Donald Trumps über den vermeintlichen Sumpf in der Hauptstadt Washington reden. Das Ressentiment beruht auf Gegenseitigkeit. In der Bundestagsfraktion und im Willy-Brandt-Haus wird Lauterbach wegen seiner radikalen Positionen zunehmend als »verrückt« dargestellt. Wahlweise auch als »unehrlich, rein taktisch«. Über Nina Scheer heißt es, sie müsse ständig heulen.

Im Willy-Brandt-Haus beginnt Scheer konzentriert, das ist bei ihrer Vorliebe für Bandwurmsätze nicht immer der Fall. Aber Lauterbach, der sehr klar und pointiert reden kann, verhaspelt sich gleich im Eingangsstatement. »Ich bin dankbar und stolz, diese Kampagne gemeinsam mit Nina Scheer betreiben zu können, obwohl sie einen ganz zentralen Nachteil hat: Sie bringt etwas, also einen Nachteil hier mit...« Er ist aus dem Konzept, stottert: »Sie ist keine gute...« Er sucht nach Wor-



**Stoppuhr bei Regionalkonferenz in Braunschweig:** »Man sieht die Scheißuhr, die lief ständig«

ten, Pause, »... Drescherin leerer Phrasen.« Und dann der Nachsatz: »Trotzdem hab ich mich für sie entschieden.« Das Gönnerhafte in dieser Aussage wird von allen bemerkt, die Berichte in den Medien fallen überwiegend negativ für sie aus.

Später klingt Lauterbach geknickt. Er weiß um seine Fehler. Kurz vor der Veranstaltung erfuhr er, dass sein Vater zusammengebrochen ist. Ein Tumor wurde entdeckt. Keine Heilungschancen. »Der Vorarbeiter, dessen Sohn ich bin und dessen Lebenswirklichkeit ich immer wieder beschreibe, der stirbt gerade.«

Berlin ist der Tiefpunkt ihrer Kampagne, der Abend hat sie verunsichert. Am

nächsten Tag besucht Lauterbach Scheer zu Hause für eine spontane Krisensitzung.

»Wir haben uns wieder gefangen«, sagt er danach auf der gemeinsamen Zugfahrt nach Hamburg. Sie hätten ihre Schlüsse aus dem verpatzten Abend gezogen. Klar sei, dass er wieder kämpferischer auftreten müsse. »Ich war gestern persönlich geschwächt.« Und auf keinen Fall werde er noch einmal sagen, dass er sich für Nina entschieden hätte. Er legt die Hand auf ihren Arm. »Das war ein idiotischer Satz, ein schwachsinniger Fauxpas.« Der Lernprozess in Sachen Doppelspitze geht voran.

Man habe aber gesehen, dass es in Deutschland ein ähnliches Phänomen

gebe wie in den USA: die Diskrepanz zwischen der Hauptstadt und dem Rest des Landes. Er spricht von der Berliner Blase, von Machtspielen und Zynismus. In Berlin hätten sie keine Begeisterung zu erwarten. Dort säßen Leute, die um ihren Job fürchteten, wenn sie aus der GroKo rausgingen.

Sie wollen bei ihrer Strategie bleiben: die Basis erreichen, sich nicht verunsichern lassen. Ihre Kampagne sei nun auch ein Experiment, ob eine Stimmung im Rest des Landes gedreht werden kann durch eine Stimmung, die aus der Hauptstadt kommt. Er klingt jetzt wirklich ein bisschen wie Trump, nur mit rheinischem Singsang.

Ihm sei übrigens aufgefallen, dass er ohne Fliege viel ernster genommen werde, sagt Lauterbach noch. »Die Unverschämtheiten, die ich jetzt vortrage, kann man nicht mit einer Fliege vortragen.«

**Ettlingen, 23. September.** Am Nachmittag dieses Tages nimmt er an einer Aufzeichnung von »Hart aber fair« in Köln teil, das Thema lautet »Schönheitsoperationen«. Sei gut gelaufen, sagt Lauterbach. »Der Schönheitschirurg Professor Mang meinte, ein Eingriff an meiner Hakennase würde die Chancen bei unserer Kandidatur erhöhen.« Nun muss er mit dem Zug weiter nach Ettlingen, wo in drei Stunden die nächste Konferenz beginnt.

Auf der Reise muss er immer wieder mit seiner Familie telefonieren. Sein Vater liegt im Koma, es könnte sein, dass er in dieser Nacht stirbt. Bis er vor einer Woche beim Holzhacken umkippte, habe sein Vater im vollen Saft gestanden, sagt Lauterbach im Taxi. Er habe ihn zu Beginn der Kampagne immer erwähnt auf der Bühne. Weil er, der Vorarbeiter eines Tiefbautrupps, für ihn die Verkörperung des Arbeiterstolzes war. »Ich hätte es da nie für möglich gehalten, dass er das Ende dieser Kandidatur nicht mehr erleben könnte.« Er schüttelt den Kopf. »Das sind echt dramatische Momente jetzt gerade.« Dann hält das Taxi vor der Halle. Er muss raus. Auf die Bühne.

Auf der Bühne lässt er sich nichts anmerken. Wie viele Politiker kann Lauterbach das echte Leben weitestgehend verdrängen, wenn es die politische Mission zu stören droht. Seine fünf Kinder sind aus dem Haus oder leben bei den Müttern, da unterscheidet sich sein Leben von dem Nina Scheers, die Mutter und ledig ist und der die Vereinbarkeit von Familie und Kandidatur viel mehr zu schaffen macht. Sie gondelt zu manchmal irrsinnigen Tageszeiten kreuz und quer durch die Repu-

blik, nur um für ein paar Stunden ihre Tochter zu sehen und die Illusion eines normalen Lebens aufrechtzuerhalten.

Nach dem Auftritt sitzt er mit Scheer in der Bar des Hotels Erbprinz. »Wir gehören zu den Gravitas-Teams und kriegen bei den Veranstaltungen trotzdem Applaus«, sagt Lauterbach, als der Wein bestellt ist. Dann summt sein Handy, ein Anruf. Er steht auf und läuft aus der Bar. Als er später wiederkommt, sagt er, dass sein Vater soeben verstorben sei.

Die nächsten Tage verbringt Lauterbach bei der Familie. Sein Vater hätte gewollt, dass er die Kampagne fortführe, sagt er. Sich nie hängen lassen, das sei sein Lebensmotto gewesen. Es müsse weitergehen. Scheer muss das Klimapaket in der Bundestagsfraktion allein kritisieren.

Drei Tage später sitzt sie mit Lauterbach im Zug von Berlin zur nächsten Konferenz in Braunschweig und ist noch immer fassungslos über den Verlauf der Fraktaionsitzung in dieser Woche. Leider habe die Fraktion ein Stück weit den Bezug zur Realität verloren. Es sei ernsthaft erzählt worden, dass das Klimapaket der Bundesregierung nicht so schlecht sei. Der Tenor sei gewesen: Wenn wir zusammenhalten und zu dem Paket stehen, dann werde es auch als Erfolg rüberkommen. Als sie das Paket dann kritisiert habe, als Einzige, sei man ihr regelrecht ins Gesicht gesprungen. »Ich habe so was noch nie erlebt.«

»Wäre ich da gewesen, ich hätte was gesagt. Ich schwör's dir!« sagt Lauterbach.

»Von Teilen werden wir klar als Nestbeschmutzer bezeichnet«, sagt Scheer.

Zur Beruhigung der Gemüter zieht Lauterbach eine seiner Tüten hervor. »Wir arbeiten nicht nur an den Reden, sondern auch an der Nussmischung«, erklärt er. »Bisher haben wir mit dem Heidelbeer-Mandel-Mix gearbeitet. Jetzt probieren wir's mit Mandel-Cranberry-Mix.«

Auf der Bühne kritisiert Scheer dann Olaf Scholz für das Klimapaket der Regierung. Man solle nicht so tun, als sei das gut, was man erreicht habe. Scholz steht neben ihr und lächelt, wie er all die 23 Veranstaltungen durchlächelt, freundlich und entrückt. Er zeigt keinerlei Regung. Zu den meisten Konferenzen hätte er auch einen Papp-Olaf schicken können. Es hätte keinen großen Unterschied gemacht.

Dann wird Saskia Esken wieder eine Elfmeter-Frage gestellt. »Und zwar, wie ihr zur Klimafrage steht?« In ihrer Antwort gibt sich Esken als große Klima- und Umweltschützerin und kritisiert das Kli-

mapaket der Bundesregierung scharf. Hinter ihr auf der Bühne sitzen Lauterbach und Scheer und schütteln die Köpfe. In seinem Schlussstatement spricht er über Probleme mit der Glaubwürdigkeit und wendet sich gezielt an Esken: »Einige haben hier eben auch gesagt: Das Klimaschuttpaket, das klappt so nicht. Saskia hat eben auch gesagt: Das klappt so nicht. In der Fraktion aber hast du nichts gesagt. Da hat nur Nina gesprochen.«

Danach steuert Lauterbach seinen Mietwagen durch die Nacht Richtung Kamen, wo am Morgen die nächste Konferenz stattfindet. Für ihre Position benötigte man massive Konfliktbereitschaft, sagt er. Er stelle sich gerade gegen alle Freunde in der Parteiführung, gegen den gesamten Fraktionsvorstand, gegen die gesamte Fraktion, gegen alle Minister. »Ich hab ja schon vieles mitgemacht. Aber das ist keine Kleinigkeit.« Dann zählt er auf, wer alles seinen schönen Posten verlieren würde, wenn sie sich durchsetzen und die GroKo beendet würde. »Wir konfrontieren ja wirklich alle. Wenn man da vorne steht, dann spürt man die Widerstände körperlich.«

Mit dieser Konfliktbereitschaft gehen sie vielen in der Partei auf den Senkel, das weiß er. »Wir verderben der ganzen Show die Harmonie«, sagt Lauterbach. Wären sie nicht dabei, wäre die Harmonie ungestört. Man würde sich in guter Laune überbieten. »Daher sind wir die Stimmungskiller für das Fest.«

Um kurz vor Mitternacht trifft er an der Rezeption des Hotels Stadt Kamen zufällig auf Saskia Esken. Sie sei sofort auf seine Spur eingegangen, in der Fraktion zum Klimapaket geschwiegen zu haben, so erzählt es Lauterbach gleich im Anschluss. Das sei unkollegial gewesen. Unkollegial sei es, die Kollegin nicht zu unterstützen, habe er entgegnet.

Nach der Begegnung sitzt er in der Gaststätte »en place« am Marktplatz und bestellt einen Rotwein. »Aber bitte keinen, der lange offen ist.« Es ist wieder mal spät geworden bei dieser Tournee, und nun fliegen die Gedanken. Wenn sie tatsächlich aus der GroKo rausgingen und eine andere Klimapolitik machten, sagt Lauterbach, »das hätte dann eine weltpolitische Dimension.« Er wiederholt den Begriff immer wieder. »Was wir hier spielen, ist von weltpolitischer Bedeutung.« Fürs Erste aber wartet ein schmales Einzelzimmer im Hotel Stadt Kamen auf ihn.

»Wir müssen reden«, heißt die Veranstaltung der Kölner Jusos am Nachmittag des nächsten Tages. Sie haben die beiden Kölner Kandidaten Lauterbach und Walter-Borjans mit ihren Partnerinnen Scheer und Esken eingeladen. Rund 30 Jusos sitzen in einem schmucklosen Raum.

Endlich wird offen gesprochen, wird kritisiert, werden Unterschiede deutlich. Bei

**Wären sie nicht dabei, wäre die Harmonie ungestört.  
Man würde sich in guter Laune überbieten.  
»Daher sind wir die Stimmungskiller für das Fest.«**

den offiziellen Konferenzen sieht die Regie vor, dass die Kandidaten brav Fragen beantworten, sich aber nicht aufeinander beziehen. Nichts soll die erwünschte Kuschelstimmung stören nach all den Machtkämpfen und Intrigen der Vergangenheit. Nichts erinnert an den diskursiven, scharfen Charakter amerikanischer Vorwahlen, in der die Bewerber auch auf die Schwachpunkte der Konkurrenz aufmerksam machen. Der Wunsch nach Harmonie ist einfach zu groß.

In Köln wollen Lauterbach und Scheer das Alleinstellungsmerkmal ihrer Kampagne deutlich machen: dass sie das einzige Team sind, das wirklich vorzeitig aus der Koalition aussteigen will und dafür einen konkreten Plan hat: den Mitgliederentscheid. Bei den Konferenzen hat Saskia Esken bislang jedes Mal erklärt: »Die GroKo hat keine Zukunft.« Aber Lauterbach und Scheer werfen ihren Konkurrenten vor, die Wähler zu täuschen. Weil sie in Wahrheit drinbleiben wollten.

»Darf ich jetzt auch mal ausreden?« ruft Scheer, als Esken sie unterbrechen will. Sie sollten nicht von Bauchschmerzen mit der GroKo reden, sondern sich klar bekennen. Als Walter-Borjans später erklärt, dass er die Sorge habe, die SPD würde der Verlierer sein, wenn sie einfach so aus der GroKo rausgehe, ist es Scheer, die unterbricht: »Ihr wollt also drinbleiben?«

»Nee, Moment.«

»Ja, was denn dann? Ich will's nur wissen, ich will's einfach wissen.«

Die Delegierten des Parteitags Anfang Dezember sollten entscheiden, erklärt Walter-Borjans. So sei es ja vorgesehen.

Wenn es keinen Mitgliederentscheid über die GroKo gebe, würde es wie folgt laufen, sagt Lauterbach: Den Parteitagsdelegierten würde eine Bewertung der Regierungsarbeit als Grundlage für ihre Entscheidung vorgelegt. »Und das macht zum großen Teil die Regierung selbst. Das Zwischenzeugnis für das Finanzministerium wird derzeit von den Mitarbeitern von Olaf Scholz vorbereitet. Und so geht das für jeden Bereich.«

»Ich bin sehr gespannt, was da rauskommt«, sagt Scheer.

»Die Mitglieder sollen hier mit einem Trick umgangen werden«, fährt Lauterbach fort. »Die Delegierten werden das beschließen, was vorliegt.« Sie hätten noch nie gegen den Leitantrag der Führung gestimmt. »Von daher: Macht euch nichts vor.«



#### Vielreisender Lauterbach

»Ich dachte schon, der Fisch sei geputzt«

Es ist die interessanteste Veranstaltung der gesamten Kandidatur. 30 Menschen haben sie gesehen.

**Nach der Konferenz** in Troisdorf soll in der dortigen Stadthalle eigentlich ein Treffen der vier linken Teams im Kandidatenfeld stattfinden. Ralf Stegner und Gesine Schwan haben ihn und die anderen angeprochen. Man solle sich doch wenigstens mal zusammensetzen. Sonst heiße es wieder, die Linken seien zu stur, um sich abzustimmen und überließen den Rechten das Feld. Erst wollte Lauterbach schlecht gelaunt mitmachen.

Doch am Morgen des geplanten Treffens teilt er Stegner und Schwan mit, dass sie nicht mitmachen. Er rät, das Treffen platzen zu lassen. Er wolle sich nicht von Walter-Borjans erklären lassen, dass er sich massiv in Führung sehe und man darüber nachdenken solle, wer von uns für ihn zurücktritt.

Wenn er doch hingegangen wäre, erzählt Lauterbach später, hätte er gesagt: »Norbert, laut Umfragen kennen dich 20 Prozent der Bürger, die Saskia kennen noch weniger. Viele sprechen mich an, ob du nicht bereit bist zurückzuziehen.« Aber er geht nicht hin, Stegner und Schwan ebenfalls nicht. Das Treffen platzt, und der Versuch, sich hinter einem linken Team im Kampf gegen Olaf Scholz zu versammeln, ist gescheitert.

Am Tag der Deutschen Einheit wird eine Umfrage unter SPD-Mitgliedern veröffentlicht, die erste und einzige während dieser Kandidatur. Knapp vorn liegt darin mit 23 Prozent das Team Kampmann/Roth. Knapp dahinter folgen Esken/Walter-Borjans, Pistorius/Köpping und Scholz/Geywitz. Weit abgeschlagen Stegner/Schwan mit sechs Prozent und Lauterbach/Scheer mit nur fünf Prozent.

Das Institut, das die Umfrage durchgeführt hat, heißt Wahlkreisprognose.de und war bislang kaum bekannt. Es wurden angeblich 397 Mitglieder befragt. Wo sie befragt wurden oder ob es ein Zufallsprinzip gab, darüber gibt es keine Angaben. Die Befragung einer Glaskugel hätte zu ähnlichen Ergebnissen führen können. Trotzdem verbreitet sich die Umfrage schnell, sie wird in unzähligen Medienberichten zitiert, meist bestimmt sie deren Tenor.

»Es ist deprimierend«, sagt Lauterbach, als er die Umfrage gesehen hat. »Erst dieser ganze Hype um Esken und Walter-Borjans durch die jubelnden Jusos, jetzt so 'ne unseriöse Umfrage – es könnte ja wirklich der Wind nicht eisiger von vorne wehen. Das ist schon ein herbes Verfahren.« Er spricht kraftlos, so deprimiert hat er die ganze Kandidatur über nicht gewirkt.

Für den Rest des Wettbewerbs wird die Umfrage eine überproportionale Bedeutung haben. Viele Medienberichte, in denen die Chancen der Bewerber taxiert werden, fußen auf dieser Umfrage. Es gibt den sogenannten Bandwagon-Effekt in der Politik, wonach Wähler gern auf der Seite der Sieger stehen. Bei einem Team, das in der Berichterstattung als »abgeschlagen« gilt, machen die wenigsten gern ihr Kreuz.

»Das Zwischenzeugnis für das Finanzministerium wird derzeit von den Mitarbeitern von Olaf Scholz geschrieben. Und so geht das für jeden Bereich.«

»Von allen Dingen, die uns geschadet haben, war die Umfrage am schlimmsten«, wird Lauterbach am Ende sagen.

Bei der vorletzten Konferenz der Tour in Dresden fügt Saskia Esken ihren beiden Sätzen zur GroKo plötzlich einen weiteren Satz hinzu: »Die GroKo hat keine Zukunft. Mit der GroKo baut man keine Zukunft. Wir müssen da raus – aber bitte mit Plan.«

Im Taxi in die Dresdner Innenstadt erzählt Lauterbach, dass er Kevin Kühnert am nächsten Tag für dessen Einmischung in der »taz« angreifen werde, die massive Einmischung für Esken und Walter-Borjans. Alle anderen Kandidaten fluchen darüber, und sie empören sich, dass die beiden das lächelnd mitmachen. Dies sei gegen den Geist des Verfahrens. Unter ihnen kursiert auch das Gerücht, Kühnert solle Generalsekretär

der Angriff auf Kühnert in der »taz« geziündet hat. Er findet den Artikel und ist enttäuscht. Seine Zitate klingen völlig harmlos. »Der Angriff ist verpufft!« Jetzt müsse er noch mal nachlegen. Auch Walter-Borjans wolle er noch mal für seine Wissenschaschihaltung zur GroKo angreifen.

In München angekommen, hat er einen »Bild«-Reporter am Apparat, der Angriffe gegen Walter-Borjans gern nehmen würde. Aber anders, als er es sich am Vormittag vorgenommen hatte, verzichtet Lauterbach. Stattdessen lobt er den Idealismus der Mitglieder. »Der Vorsitzende kritisiert nicht den Unterlegenen, sondern dankt denen, die ihn gewählt haben«, sagt er in einem Café in Bahnhofsnahe. Er habe seine Strategie noch mal überdacht. Walter-Borjans Heuchelei vorzuwerfen würde diesen erstens unnötig

**Die letzte Regionalkonferenz** wird ihre beste. Sie kommunizieren klar, erhalten viel Applaus, werden vom Publikum häufig befragt. Beim Abschlussfoto der Kandidaten im Biergarten des Löwenbräukellers halten sie sich fest im Arm. Sie wirken glücklich. Wenn bei diesem Prozess alles organisch liefe, kämen sie ins Finale, sagt Lauterbach auf der Rückreise.

Wenige Tage vor der Auszählung sitzt er wieder in einem Berliner Restaurant. Er wirkt weniger aufgebracht als auf den letzten Metern. Was die Einmischung von Kevin Kühnert angehe, müsse er sagen: So funktioniere es eben. »Wir sind nicht im Kirchenchor und nicht im Ethikseminar, sondern in der Politik.«

Wenn sie mit ihren Positionen die Partei überzeugen könnten, dann spiele diese

# NORWEGEN

Auf den Spuren der Postschiffroute

## KOMMEN SIE AN BORD VON MS FRIDTJOF NANSEN!

- Neues Hybrid-Expeditionsschiff
- Deutschsprachiges Expeditionsteam an Bord
- 11 Erkundungstouren an Land inklusive (nicht an See-, Ein- und Ausschiffungstagen)
- Vollpension mit Tischgetränken an Bord (Softdrinks, Bier und Wein)

\*Limitiertes Kontingent. ©Montage/Getty Images/iStockphoto/Hurtigruten



**HURTIGRUTEN**  
Expeditionen

April bis Juni 2020  
15 Tage ab 3.999 € p.P.\*  
in einer Außenkabine

15-TÄGIG  
ab/bis  
**HAMBURG**



Jetzt im Reisebüro buchen oder Tel. (040) 874 084 62

Weitere Informationen unter [www.hurtigruten.de](http://www.hurtigruten.de).  
Hurtigruten GmbH • Große Bleichen 23 • 20354 Hamburg

werden, sollten seine Lieblinge gewinnen. Man sehe an all dem auch, sagt Lauterbach, wie volatil die Lage der Partei sei. Dass eine kleine Gruppe Jusos den Kurs und den Vorsitz der Partei bestimmen könne. Andererseits könne er sich nicht vorstellen, dass ein 30-jähriger Juso-Messias jemanden zum Parteivorsitzenden machen könne, der nicht mehr politisch aktiv sei und den kaum jemad kenne. Mit einer Partnerin, die auch keiner kenne. Dann wäre er jedenfalls überrascht von der Partei.

Am nächsten Morgen startet Lauterbach von Dresden mit dem ICE Richtung München. Es ist die letzte Reise seiner Kandidatur. Im Stehbistro holt er seine Plastikbox mit selbst gemixter Müslimischung hervor, die er mit einem Orangensaft aus dem Bistro einweicht. Vorher schaut er kurz auf seinem Handy nach, ob

aufwerten, und zweitens würde er selbst wirken wie einer, der fürchtet zu verlieren. Er wolle nicht verbittert enden.

Das sei ein häufiger Fehler in der Politik: »Dass man aus einem Unrechtsempfinden, aus einer Kränkung heraus emotional handelt und Fehler macht.« Es müsse so wirken, als ob er das Amt bereits innehabe.

Am Morgen vor der letzten Konferenz sitzen Scheer und er mit kleinen Augen in der Hotellobby. »Eine furchtbare Nacht«, sagt Lauterbach. Er hat in irgendeinem Bumshotel direkt neben dem Bahnhof geschlafen. In den Zimmern um ihn herum war die Hölle los. Scheer hat in Berlin noch bis zwei Uhr nachts an einem Podcast für ihre Kampagne gearbeitet, und weil sie die letzte Konferenz auf keinen Fall verpassen wollte, ist sie um vier aufgestanden und war schon vor dem Sicherheitspersonal am Flughafen.

Einmischung keine Rolle. Und wenn sie nicht gewählt werden, dann seien ihre Positionen eben nicht mehrheitsfähig in der SPD. Das sage dann auch etwas aus über die Partei.

Und was wird nun aus der Fliege?

»Ich werde sie ausschleichen lassen«, sagt Lauterbach. »Weil das ist heute einfach nicht mehr zeitgemäß.« Die Kleidungsnormen seien ja immer lockerer geworden. Wenn man da noch mit der Fliege rumrenne, wirke das zunehmend befremdlich. »Alles hat seine Zeit.«

Video  
**Unterwegs mit  
Karl Lauterbach**

[spiegel.de/sp442019lauterbach](http://spiegel.de/sp442019lauterbach)  
oder in der App DER SPIEGEL



# Jetzt wechseln: Deal des Jahres.

Egal für welches Modell Sie sich entscheiden, mit einem neuen Volkswagen sind Sie souverän unterwegs. Und das ab sofort zu besonders günstigen Konditionen. Denn beim Kauf eines neuen Volkswagen SUV oder eines anderen ausgewählten Volkswagen Neufahrzeugs profitieren Sie jetzt von einer attraktiven Prämie.<sup>1</sup>



<sup>1</sup>Nähere Informationen beim teilnehmenden Volkswagen Partner.

# Prämienherbst

bei Volkswagen<sup>1</sup>



[volkswagen.de](http://volkswagen.de)

# Deckel drauf

**Wohnen** Berlins oberste Stadtentwicklerin Katrin Lompscher will mit der Mietenregulierung die Stadt als Raum für alle retten, auf Kosten vieler Eigentümer. Was treibt die Linkenpolitikerin an?



GORDON WELTERS / DER SPIEGEL

**Senatorin Lompscher:** »Gift für die soziale Funktion der Stadt«

**D**er Einfluss einer Berliner Senatorin endet gewöhnlich an der Stadtgrenze, aber Katrin Lompscher bewegt gerade Menschen in ganz Deutschland. Sie hat ein Gesetz vorgelegt, das weit über die Hauptstadt hinaus eine Signalwirkung entfaltet, es wird gerühmt, gefürchtet und gehasst.

Denn der sogenannte Mietendeckel ist ein Symbol für den Streit, der um das urbane Zusammenleben in Deutschland geführt wird. In einer Zeit, in der eine jüngere Generation sich massiv vor den zerstörerischen Wirkungen des globalen Kapitalismus sorgt, sind Konzepte, die vielleicht wenigstens den privaten Wohnraum schützen könnten, sehr gefragt.

Seit fast drei Jahren ist Lompscher Senatorin für Stadtentwicklung und Wohnen. Die Berliner Mietpreise sind weiter gestiegen, die Auseinandersetzungen um die Wohnkosten haben sich verschärft wie nirgendwo sonst in Deutschland.

Der Mietendeckel soll für die rot-rot-grüne Stadtregierung jetzt zum Befreiungsschlag werden. Lompscher spricht von

einem »politischen Experiment«. Tatsächlich handelt es sich um einen Großversuch mit Hunderttausenden Wohnungen und Millionen Menschen, wie ihn Deutschland noch nicht erlebt hat. Vorausgesetzt, der Mietendeckel tritt Anfang 2020 wie geplant in Kraft und wird nicht juristisch ausgehebelt, etwa durch eine Klage vor dem Bundesverfassungsgericht.

»Wir müssen das Mietpreisniveau wieder in eine Balance bringen, die es verloren hat«, sagt Lompscher. Sie betrachtet die Stadt als sozialen Raum, den Menschen aller Einkommensklassen miteinander teilen. Es klingt ein bisschen utopisch.

Lompscher, 57, kannten außerhalb Berlins bislang nur wenige. Wer ist die Diplom-Ingenieurin für Städtebau, die den Mietendeckel zu einem Erfolgsmodell machen will? Was treibt sie an?

Die gebürtige Ostberlinerin gehört der Partei Die Linke an und war früher in der SED. Von der Opposition im Abgeordnetenhaus, von Wohnungskonzernen, Haus- und Grundeigentümern, aber auch vom Koalitionspartner SPD wird sie nicht zu-

letzt deshalb scharf beobachtet. Manche fürchten, dass sie eine Zwangsbewirtschaftung des Wohnraums einführen wolle, ähnlich wie in der DDR.

So weit gehen die vom Senat beschlossenen Maßnahmen nicht, aber sie greifen tief in den Wohnungsmarkt ein. Nachdem die Berliner Mieten in den vergangenen zehn Jahren um durchschnittlich 82 Prozent gestiegen sind, sollen die Preise vermieteter Wohnungen, die vor 2014 gebaut wurden, jetzt fünf Jahre lang eingefroren werden. Bei Neuvermietung wird die Miete künftig auf maximal 9,80 Euro kalt je Quadratmeter begrenzt. Weitere Vorhaben gehören dazu (siehe Grafik).

Doch weder Lompscher noch ihren Gegnern geht es lediglich um das Für und Wider einer Mietenregulierung. Dahinter stehen gesellschaftspolitische Fragen, wie sie auch schon die Debatten um kommunale Rückkäufe von Wasser- und Stromwerken bestimmt haben. Wem gehört die Stadt? Stehen die Bürger an erster Stelle? Wie offen ist die Stadt für Zuzügler, Touristen und internationale Investoren?

Viele bezweifeln, dass der Mietendeckel halten kann, was er verspricht, ein Schwarzmarkt könnte entstehen, von dem die profitieren, die jetzt in Berlin leben – und unter dem Zuzügler leiden.

Die Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Wohnen hat ihren Sitz mitten im alten Westberlin, nahe dem Fehrbelliner Platz in einem Gebäude der klassischen Nachkriegsmoderne. Im 14. Stock arbeitet die Senatorin. Von ihrem Schreibtisch blickt sie über die Stadt. Lompscher zeigt sich unprätentiös, pragmatisch, ihr Smartphone liegt außer Reichweite.

Lompscher ist, daraus macht sie keinen Hehl, von der DDR geprägt; aufgewachsen in einem Land, das Privateigentum an Grund und Boden fast abgeschafft hatte und Wohnraum zuteilte. Als sie in Weimar Architektur und Bauwesen studierte, war das Land bereits ein Sanierungsfall. Als sie nach dem Studium bei der DDR-Bauakademie zu arbeiten begann, stand der SED-Staat schon vor dem Abriss.

Die Aufbruchstimmung, die Programme für den Neubau Zehntausender Wohnungen waren passé. Auch die großen städtebaulichen Entwürfe etwa für die Ostberliner Mitte mit Fernsehturm und Palast der Republik lagen lange zurück. Die 26-jährige Stadtplanerin konnte nur noch den Mangel verwalten.

»Mir braucht keiner etwas über staatlich gelenkte Zwangswirtschaft zu erzählen«, sagt sie. An manches erinnert sie sich allerdings gern zurück. Etwa dass in der Ostberliner Mitte Tausende neue Wohnungen entstanden waren, während in der Westberliner City vor allem Büros, Einkaufszeilen und Kaufhäuser hochgezogen wurden. Stadtentwicklung, davon ist sie überzeugt, sei eine langfristige und nachhaltige Arbeit, »bei der man oft erst Jahrzehnte später sieht, ob man die richtigen Weichen gestellt hat«.

Nach dem Mauerfall musste die zerrißene Stadt gekittet werden und zusammenwachsen, es sollte schnell gehen. Heute, sagt sie, komme es darauf an, Berlin für die Bewohner zu retten. »Der öffentliche Raum muss wieder das Verbindende werden. Er ist der Raum, der Stadt ausmacht, wo sich Menschen begegnen.« Seit

1990 sei er zu sehr »durchkommerzialisiert worden«.

Nach der Jahrtausendwende deckten sich internationale Finanzinvestoren auf dem Wohnungsmarkt ein. Der Senat half unter Beteiligung der Linken dabei, indem er große kommunale Bestände verscherte. »Das war Gift für die soziale Funktion der Stadt«, sagt Lompscher.

Dass der Mietendeckel kein Allheilmittel ist, um die Wohnprobleme in den Griff zu bekommen, weiß Lompscher. In der Hauptstadt fehlen schon jetzt 130 000 Wohnungen, und immer noch wollen viele Menschen nach Berlin ziehen. Die Stadt muss bauen, 30 000 neue Wohnungen sollen bis 2025 entstehen, darauf hat sich die Koalition vor drei Jahren geeinigt.

Bisher läuft es allerdings schleppend, die notorisch überforderte Verwaltung der Hauptstadt verhindert ein schnelleres Tempo. Gerade mal ein paar Tausend kommunale Wohnungen sind derzeit in Planung und Bau. Das ist ein klares Defizit, für das die Stadtregierung verantwortlich ist.

Die politischen Gegner und auch manche Sozialdemokraten lasten es der Senatorin an. »Kräne müssten sich wie verrückt drehen«, schimpfte dieser Tage der Westberliner Alt-Sozi Heinz Buschkowsky im Boulevardblatt »BZ«. Eine »Bauverhinderungssenatorin« sei Lompscher. »Außer Staatsdirigismus und mit Volldampf in die

DDR 2.0 kommt da nix.« Lompscher hält das für »Propaganda«. Kein einziges Gesetz stelle das Privateigentum an Immobilien infrage. Die SPD und auch ihre linken Parteifreunde hätten außerdem im vergangenen Jahrzehnt den Bedarf nicht erkannt und stattdessen »leider wegen der damaligen Haushaltsnotlage weiter städtische Wohnungsbestände verkauft«.

Mit dem Mietendeckel hat sich die Senatorin ein Projekt zu eigen gemacht, von dem sie anfangs wenig begeistert war. Eine bundesweite Regelung hielt sie für aussichtsreicher als einen Berliner Alleingang. Auch ihre Partei befand sich auf einem ganz anderen Weg: Die Linke unterstützte das Volksbegehren zur Vergesellschaftung von Wohnungskonzernen, die mehr als 3000 Wohnungen in Berlin besitzen.

Die Kampagne war durchaus populär. In Um-

fragen sprach sich zeitweise über die Hälfte der Befragten für die Enteignung von Deutschen Wohnen und Co. aus. Die erste Hürde für das Volksbegehren – 20 000 Unterschriften – nahmen die Aktivisten mit Leichtigkeit. Ein Gutachten für den Senat bescheinigte ihnen, dass ihr Vorhaben vom Grundgesetz gedeckt sei.

Doch die Entschädigungskosten wären immens: nach einer Rechnung der Berliner Verwaltung mindestens 28,8 Milliarden Euro. Der Regierende Bürgermeister Michael Müller (SPD) suchte einen Ausweg – und kam auf den Mietendeckel.

Die von ihm beauftragte Bausenatorin Lompscher machte sich ans Werk. Ihr erstes Arbeitspapier sah noch erhebliche Einschränkungen für den Fall vor, dass Miet in Eigentumswohnungen umgewandelt werden sollen. Das wurde gestrichen, längere Verhandlungen führten zum Gesetzentwurf, über den Lompschers Chef Müller sagt: »Wir betreten damit Neuland, andere reden darüber, wir machen es.«

Mit ersten Folgen: Bereits am Montag knickte der Aktienkurs der in Berlin stark engagierten Immobilienkonzerne Deutsche Wohnen und Vonovia merklich ein. Haus und Grundeigentümerverbände warnten, dass unter dem Mietendeckel nur noch das Allernötigste saniert werde und der ohnehin schleppende Neubau ganz zum Erliegen komme. Am heftigsten aber reagierten Berliner Oppositionspolitiker. Der CDU-Abgeordnete Stephan Lenz witterte hinter dem Mietendeckel links-extremistisches Gedankengut mit dem Ziel, den privaten Wohnungsmarkt abzuschaffen.

Linke wie der Stadtsoziologe Andrej Holm, kurzzeitig Lompschers Staatssekretär, messen dem Mietendeckel durchaus strategischen Wert bei – allerdings nicht, um das Privateigentum abzuschaffen. Das Gesetz markiere eine »echte Wende in der Wohnungspolitik« und sei ein Signal über Berlin hinaus. In München werden bereits Unterschriften für ein Volksbegehren zum Mietendeckel gesammelt. Holm freut sich über ein Thema, »das zur politischen Mobilisierung taugt«.

Auch andere in der Linkspartei hoffen, dass der Kampf für die Rechte der Mieter ihrer schwächeren Partei Auftrieb gibt. Es ist ein Anliegen, auf das sich alle Flügel einigen können.

Caren Lay, wohnungspolitische Sprecherin der Linken im Bundestag, hat keinen Zweifel, dass ihre Partei Wohnen und Mieten »zum wichtigen Wahlkampfthema« machen müsse. »Wir sollten die Linke als Partei der Mieter und Mieterinnen etablieren.« Und dabei, sagt Lay, »hilft Katrin Lompschers Mietendeckel sehr.«

Andreas Wassermann  
Mail: andreas.wassermann@spiegel.de

## Berliner Mietendeckel

Die Mieten werden rückwirkend zum 18. Juni 2019 eingefroren\*.

### Profiteure

rund 1,5 Mio. Haushalte

### Geltungsdauer

Vorerst 5 Jahre; ab 2022 sind Anpassungen von 1,3 % pro Jahr erlaubt.

### Mietobergrenze

Auf Basis des Mietspiegels von 2013; berücksichtigt werden Ausstattung, Baujahr und Lage.

### Mietwucher

Liegt die Miete mehr als 20 % über der zulässigen Mietobergrenze, kann bei bestehenden Verträgen eine Mietminderung beantragt werden.

### Modernisierung

Maßnahmen dürfen nur in einer Höhe von 1 Euro/m<sup>2</sup> umgelegt werden; höhere Umlagen nur auf Antrag.

### Vermieterschutz

Bei wirtschaftlichen Härtefällen auf Vermieterseite können Miet erhöhungen genehmigt werden.

\*Für Wohnungen, die vor 2014 gebaut wurden.  
Quelle: stadtentwicklung.berlin.de

# Ausgeschaltet

**Umwelt** Der Stromriese RWE verklagt Aktivisten auf zwei Millionen Euro Schadensersatz, weil sie ein Kraftwerk blockiert haben. Wie viel Radikalität ist erlaubt, um das Klima zu retten?

**A**m Abend vor der Blockade bearbeitet Jonas Meyer\* seine Fingerkuppen mit einer Nadel. Er ritzt die obere Hautschicht an und verschließt die Rillen mit Sekundenkleber. Die Polizei soll später keine Fingerabdrücke von ihm nehmen können. Meyer schmiert sich Brote und verstaut sie in seinem Rucksack. Er packt auch eine Schutzmaske ein, wegen des Kohlestaub.

Es ist gegen zwei Uhr in der Nacht, als Meyer und seine Mitsreiter zum Braunkohlekraftwerk in Weisweiler schleichen, einem Ort zwischen Köln und Aachen. Als Meyer in der Dunkelheit an einer unebenen Stelle springt, knickt sein linker Fuß weg. Es knackst. Meyer geht weiter, trotz der Schmerzen, so kurz vor dem Ziel will er nicht aufgeben.

Um 4.30 Uhr drücken die Umweltaktivisten an einer Stelle den Zaun nieder, der das Kraftwerksgelände umgibt. Dann gehen sie zu den sogenannten Grabenbunkern, wo die Braunkohle aus dem Tagebau ankommt und über Förderbänder ins Kraftwerk gelangt. Die Gruppe besteht aus gut einem Dutzend Aktivisten. Sie ziehen die Reißleinen an den Kohleförderanlagen und bringen sie zum Stehen. Manche Aktivisten ketten sich aneinander und legen sich auf die Bänder, andere binden sich an den Stahlverstrebungen der Kohlebagger fest. So erzählt es Meyer, 37, bei einem Treffen, so steht es auch in einer Anklage der Staatsanwaltschaft Aachen.

Die Aktivisten errichten ein Gestell aus Aluminiumstangen, mehrere Meter hoch, ein sogenanntes Dreibein, das sie auf die Förderbänder stellen. Meyer klettert an der Konstruktion nach oben und legt sich in eine Art Hängematte, die er an den Alustangen befestigt hat. An dem Dreibein flattert ein Banner: »Mach lieber blau statt Tagebau!« Gegen fünf Uhr stehen die Maschinen still, die Gruppe hat das riesige Braunkohlekraftwerk ausknipst wie einen Lichtschalter.

Die Blockade am 15. November 2017 in Weisweiler gilt als ein Meisterstück in der Geschichte der Umweltproteste in Deutschland, zumindest sehen die Aktivisten das so. Zum ersten Mal, sagen sie, sei es der Bewegung gelungen, ein Kraft-

werk in kurzer Zeit lahmzulegen. Meyer spricht von einem »historischen Akt des Widerstands und der Selbstermächtigung«, die Gruppe habe ein Zeichen gesetzt, dass der Mensch die Klimakatastrophe nicht tatenlos hinnehmen müsse.

Für andere jedoch handelt es sich um eine Straftat, um Ökoterror. Der Energiekonzern RWE, der das Kraftwerk in Weisweiler betreibt, hat sechs der Aktivisten auf zwei Millionen Euro Schadensersatz verklagt. Wie der Zivilprozess ausgeht, hängt auch vom Strafverfahren ab, das es in dieser Sache gibt: Die Staatsanwaltschaft Aachen hat Anklage gegen die Blockierer erhoben, ihnen wird Hausfriedensbruch vorgeworfen, dazu Störung öffentlicher Betriebe und Widerstand gegen Vollstreckungsbeamte.

Der Prozess beginnt kommende Woche beim Amtsgericht in Eschweiler. Es dürfte ein kompliziertes Verfahren werden, denn die mutmaßlichen Opfer und Täter sehen in der jeweils anderen Seite die wahren Verbrecher. Der Prozess wirft grundsätzliche Fragen auf: Können illegale Aktionen legitim sein, wenn die Regierung ihre selbst gesetzten Klimaschutzziele zu verfehlten droht? Wie weit darf Protest gehen, um die Welt zu retten?

Der Einsatz für den Klimaschutz hat inzwischen viele Gesichter. Seit zwölf Monaten gehen die Demonstranten von »Fridays for Future« auf die Straßen. Die Aktivisten von »Extinction Rebellion« blockierten vor drei Wochen in Berlin Brücken und Kreuzungen, sie klebten ihre Hände an den Fensterscheiben der CDU-Zentrale fest.

Doch manchen reicht die sanfte Art der Rebellion nicht mehr. Sie setzen auf dramatische Störaktionen, weil sie glauben, dass außergewöhnliche Situationen außergewöhnliche Maßnahmen erfordern. Die Zeit für diese Art von zivilem Ungehorsam ist günstig, die stille Unterstützung vermutlich groß, schließlich geht das Klimapaket der Bundesregierung fast der Hälfte der Bevölkerung nicht weit genug.

Ungefähr fünf Stunden verbringt Meyer an seinem Dreibein über den Kohleförderbändern. Er schluckt eine Schmerztablette, packt seine Brote aus. Die Aktivisten lassen sich fotografieren und filmen, über Twitter dokumentieren sie die Blockade,

ihr Hashtag: #Weshutdown. Weil die Kohlezufuhr unterbrochen ist, muss RWE seine Kraftwerksblöcke zunächst in Schwachlast betreiben, später werden sie ganz vom Netz genommen.

**Die Polizei muss** ihre Technischen Einheiten anfordern, um die Aktivisten von den Bändern und Baggern holen zu können, rund 70 Personen sind an dem Einsatz beteiligt. Die Blockierer werden mit Gipsägen aus den Armschienen herausgeschnitten, die Polizei lässt Hebebühnen anrücken, damit die Einsatzkräfte an die Personen in den Baggern kommen. Es wird ein Gerüst aufgebaut, um Meyer von seinem Dreibein herunterzuholen. Dann wird er in Gewahrsam genommen.

Meyer kommt ins Krankenhaus, die Ärzte diagnostizieren ein gebrochenes Sprunggelenk. Noch am selben Tag wird er operiert. Meyer weigert sich, den Polizisten seine Personalien zu nennen. Ein Mitarbeiter des Krankenhauses habe seinen Namen später an die Ermittler weitergegeben, glaubt er.

Fast zwei Jahre nach der Aktion spaziert Meyer in Köln am Rheinufer entlang. Er arbeitet in der Behindertenpflege. Der Aufdruck auf seinem Pullover zeigt einen Erdball, der sich auflöst und dessen Reste durch eine Sanduhr fließen.

Ein gebrochener Fuß, ein Strafverfahren und eine Millionenklage, bereut er irgendwas? Meyer schüttelt den Kopf. »Dieses Kraftwerk ist eine krasse Höllenmaschine«, sagt er, »das Ding pustet an einem Tag so viel CO<sub>2</sub> raus, wie eine halbe Million Menschen in Äthiopien in einem ganzen Jahr verursachen.« Oft fühle er sich ohnmächtig, wenn er an die Zerstörung der Welt denke. »Aber mit der Aktion haben wir einen Moment geschaffen, in dem wir dieser Scheiße ein bisschen was entgegensetzen konnten«, sagt Meyer.

Es sei um den symbolischen Effekt gegangen, aber die Blockade habe auch »ganz direkt die Emission von Treibhausgasen verhindert«, jedenfalls in Weisweiler. Das Kraftwerk habe an jenem Tag 26 000 Tonnen weniger CO<sub>2</sub> als üblich ausgestoßen, sagt Meyer, das ließe sich anhand der Zivilklage von RWE errechnen, in der angegeben sei, wie lange kein Strom produziert wurde.

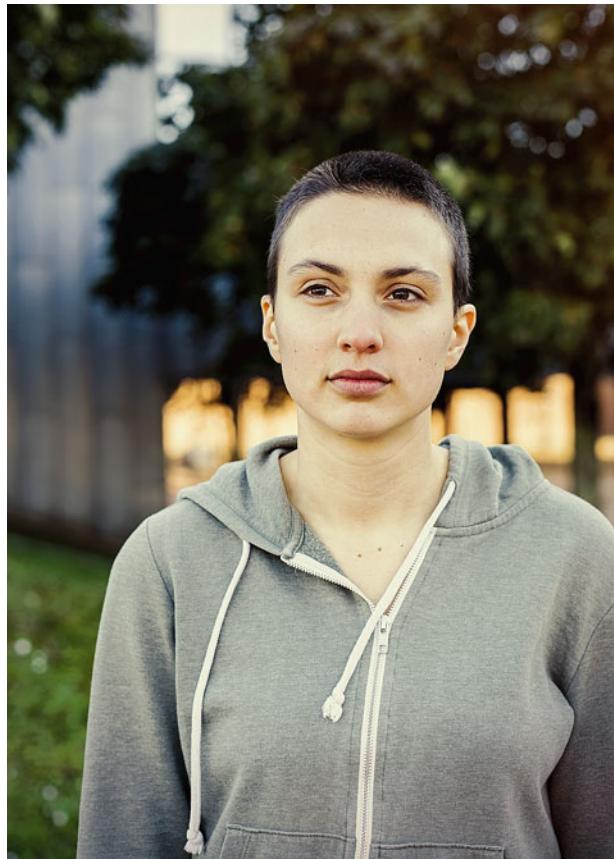
Ein paar Tage nach der Blockade trafen sich die Aktivisten in einer Wohnung, sie



\* Name geändert.



**Braunkohlegegner im Kraftwerk Weisweiler:** »Dieser Scheiße ein bisschen was entgegensetzen«



FOTOS: MARINA ROSA WEIGL / DER SPIEGEL

**Klimaschützer Meyer, Wockel:** »Ich brauche kein Parlament, keine Partei, um etwas zu verändern«

wollten feiern. Die meisten waren am Kraftwerk von der Polizei in Gewahrsam genommen worden, ein paar hatten vor dem Hafrichter ihre Identität preisgegeben. Sie vermuteten: Wer seinen Namen nennt, landet wohl nicht in Untersuchungshaft. Die Stimmung bei dem Treffen war gut, die Aktivisten tranken Sekt.

Solche Gruppen bilden sich oft in diesen Tagen, von Einsatz zu Einsatz verändert sich ihre Zusammensetzung. Manche operieren mit plakativen Namen und Slogans: Im September drangen Aktivisten unter dem Motto »Free the soil« auf das Gelände eines Chemiewerks in Brunsbüttel ein, das Ammoniak für Düngemittel herstellt. Das Bündnis »Sand im Getriebe« versperrte die Zugänge zur Automobilmesse IAA in Frankfurt am Main. Im August stoppte die »Aktion Autofrei« einen Zug mit 200 Neuwagen, der gerade das VW-Werk in Wolfsburg verlassen hatte. Im Kieler Hafen hinderten im Juni knapp 50 Aktivisten ein Kreuzfahrtschiff am Auslaufen, ihr Name: »TurboKlimaKampfGruppe«.

Manche der Aktionen erinnern an die Guerillataktiken, mit denen Greenpeace schon vor Jahrzehnten gegen Großkonzerne vorging. Was für die Aktivisten früher der Walfänger war, ist heute der SUV-Fahrer oder der RWE-Manager.

Es sind keine Massenproteste, sondern gut vorbereitete Operationen kleiner Grup-

pen. Man kennt sich, vertraut einander, achtet darauf, nur in verschlüsselten Mails zu kommunizieren. Viele Aktivisten haben sich bei Veranstaltungen kennengelernt, die im Namen der Klimagerechtigkeit stattfinden. Tausende besuchen deren Konferenzen und Camps, auch Cornelia Wockel sieht sich als Teil dieser Bewegung.

**Die 22-Jährige stammt** aus Niedersachsen, inzwischen lebt sie in Ilmenau, wo sie Technische Physik studiert. Wockel tritt als überzeugte Klimaaktivistin auf. Sie war dabei, als das Kraftwerk in Weisweiler blockiert wurde, und steht nun deshalb vor Gericht. Die Schadensersatzforderung von RWE richtet sich auch gegen sie.

An jenem Morgen legte sich Wockel auf das Kohleförderband, befestigte ihren Arm mit einer Gipsfessel in einem Stahlrohr. Weil sie wusste, dass sie in dieser Position stundenlang verharren würde, zog sie vorher eine Windel an. Mithilfe eines Bügelschlusses fixierte sie ihren Hals an einer Stange des Dreibeins, den Schlüssel warf sie in den Kohlebunker.

Hätte ein RWE-Arbeiter das Förderband wieder in Gang gesetzt, hätte sie sich womöglich selbst stranguliert.

Wockel ist eine zierliche Frau mit schwarzem, kurzem Haar. »Ich habe das Recht, eine Zukunft zu fordern«, sagt sie bei einem Treffen. Je länger es »einen

Handlungsstillstand in der Regierung« gebe, desto angemessener würden solche Aktionen. »Und wir haben den Stillstand seit Jahrzehnten, irgendwann muss man zu anderen Mitteln greifen.«

Manchmal zittert ihre Stimme, sie deutet bloß an, dass manche Menschen in ihrem Umfeld mit ihrem Leben als Aktivistin hadern. Trotzdem steht Wockel zu dem, was sie tut, es störe sie nicht, sagt sie, öffentlich ihren richtigen Namen zu lesen. Sie spricht von der Ungerechtigkeit, die der Klimawandel mit sich bringe, vom Kapitalismus, davon, dass man »nur mit einem sozial-ökologischen Systemwandel« Emissionen einsparen könne.

Wockel ist ein politischer Mensch. In eine Partei eintreten möchte sie trotzdem nicht, sagt sie. Es gebe keine Partei, die ihre Interessen vertreten würde. »Selbst die Grünen nicht.« Wockel macht lieber Bildungsarbeit an ihrer Uni, plant Veranstaltungen zum Thema Feminismus. Sie hat die »Fridays-for-Future«-Gruppe in Ilmenau mit aufgebaut, sie war beim G-20-Gipfel in Hamburg und half dabei, das Kreuzfahrtschiff in Kiel zu blockieren.

»Ich brauche kein Parlament, keine Partei, um etwas zu verändern«, sagt sie. Für Wockel ist »radikal« kein negatives Wort: »Bei einer radikalen Klimakrise, die Millionen bedroht, ist eine gewisse Radikalität auch angebracht.«

Neue

## Freiräume?

Mit durchgängig

digitalen Prozessen im  
Unternehmen.



Es ist schwierig, jemanden wie Cornelia Wockel einzuordnen. Man kann sie mutig nennen, ihren Einsatz bewundernswert finden. Richtig ist aber auch, dass sie Gesetze bricht und die Grenzen des Erlaubten weit überschreitet. Ihre Ideen und die Aktionen, an denen sie teilnimmt, verletzen die Regeln des Rechtsstaats, demokratische Verfahren lehnt sie teilweise ab.

**Im Bundesamt für Verfassungsschutz** verfolgt man die neuen Bündnisse mit Sorge. »Zahlreiche linksextremistische Gruppierungen« versuchten, »Einfluss auf die Klimaproteste zu nehmen«, teilt eine Sprecherin der Behörde mit. Auch die moderate »Fridays-for-Future«-Bewegung sei »für Linksextremisten aus dem gewaltorientierten wie dem dogmatischen Spektrum attraktiv«, es gebe »einzelne gegen seitige Solidaritätsbekundungen«.

Für den Strafprozess gegen die Kraftwerksblockierer hat das Gericht in Eschweiler ein Sicherheitskonzept entwickelt, es wird strenge Einlasskontrollen geben. Zuletzt war es bei Verhandlungen gegen Aktivisten aus dem Hambacher Forst bei verschiedenen Gerichten zu Tumulten gekommen. Unterstützer der Angeklagten sollen einmal mit Dreck um sich geworfen und Zeugen beleidigt haben.

Auch vor dem Prozess in Eschweiler machen die Aktivisten mobil. Es wurden Flyer und Plakate gedruckt, um auf die Klage von RWE aufmerksam zu machen. Für den ersten Prozesstag ist eine Kundgebung vor dem Gericht geplant.

Sie wollten den Prozess »als Bühne« nutzen, ihn »politisch führen«, sagen die Angeklagten und ihre Anwälte. In Paragraf 34 des Strafgesetzbuchs glauben sie, eine juristische Basis für ihr Handeln zu haben, es geht darin um den »Rechtfertigenden Notstand«. Die Blockade, so die Verteidigungsstrategie, sei nötig gewesen, um eine größere Gefahr, den Klimakollaps, abzuwenden. Als Sachverständigen wollen die Angeklagten einen Kinderarzt laden lassen, der über Feinstaub spricht. Genauso wie einen Familienvater aus Tansania: Der könne berichten, wie der Klimawandel seine Heimat zerstöre.

Die einen versuchen, den Prozess zu emotionalisieren, die anderen wollen ihn versachlichen.

»Dringt jemand unbefugt in ein Privathaus ein und verursacht dort Schäden, würde man auch fordern, dass das wieder gutgemacht wird«, teilt ein Sprecher von RWE mit. Das Unternehmen erzeuge den Strom mit Anlagen, »die auf der Grundlage von demokratischen Entscheidungen und staatlichen Genehmigungen errichtet und betrieben« würden. Durch die Blockade sei eine Leistung von mehr als 2000 Megawatt entfallen, RWE habe an der Strombörse Ersatz beschaffen müssen,

was teuer gewesen sei. Dieses Geld will der Konzern zurück.

Seit Ende 2014 kam es nach RWE-Angaben zu mehr als 700 gewalttätigen Angriffen auf Tagebaue, Kraftwerke und Mitarbeiter. Meistens konnte RWE nur Anzeigen gegen unbekannt stellen, gewöhnlich kam bei den Verfahren nichts heraus. Dieses Mal könnte es anders sein. Die Klage gegen die sechs Aktivisten ist auch ein Zeichen an die Belegschaft: Wir wehren uns. Ein Zeichen an Mitarbeiter wie Detlef Seitz, 57, und Michael Lehmann, 55.

Die beiden Männer blicken auf Bildschirme im Leitstand des Kraftwerks in Weisweiler, einer Art Kommandobrücke der Anlage. Seitz ist Obermaschinist, Lehmann Betriebsratsvorsitzender. Ihr Kraftwerk verbraucht am Tag 58 000 Tonnen Braunkohle. Es erzeugt 15,5 Milliarden Kilowattstunden Strom im Jahr, was ungefähr viermal dem jährlichen Verbrauch von Düsseldorf entspricht.

»Wir bringen seit 60 Jahren den Saft ins Land«, sagt Seitz, »damit Server laufen, damit sich die Leute Handynachrichten schicken können, damit sich die Republik dreht.« Kollege Lehmann nickt. Und trotzdem sei es für viele Aktivisten »leider ein Ritual geworden, RWE schlechtzumachen«, sagt er. Die Männer schütteln den Kopf, nach der Blockade seien die Sicherheitsvorkehrungen in ihrem Kraftwerk verschärft worden, überall sehe man jetzt den Wachdienst herumlaufen, die Belegschaft komme sich manchmal vor wie im Sicherheitsbereich eines Flughafens.

RWE hat kürzlich angekündigt, bis 2040 klimaneutral zu werden, der Strom soll künftig aus erneuerbaren Quellen statt aus fossilen Brennstoffen kommen. »Es verändert sich doch was über die Zeitschiene«, sagt Lehmann, »nur eben nicht von heute auf morgen.« Und die Aktivisten, die sagen, dass es morgen schon zu spät sei? »Wer immer gegen alles ist«, sagt Lehmann, »wird irgendwann dastehen und gar nichts mehr haben.«

Meyer und Wockel sagen, die Blockade in Weisweiler sei nicht ihre letzte Aktion gewesen. Sie rechnen nicht damit, dafür im Gefängnis zu landen. Wenn es im Strafverfahren zu Geldstrafen kommt, wollen sie Spendenaufrufe starten. Sollte RWE im Zivilprozess recht bekommen, könnten in Zukunft ihre Einkünfte gepfändet werden, und zwar für die nächsten 30 Jahre. »Ich habe keine Angst vor 30 Jahren Schulden«, sagt Meyer, »sondern davor, wie die Welt in 30 Jahren aussehen wird.«

Er lebe seit Langem von rund tausend Euro im Monat, sagt Jonas Meyer, er liege damit unterhalb der Pfändungsgrenze. Mehr Geld brauche er nicht.

Lukas Eberle

Mail: lukas.eberle@spiegel.de

Egal, was Sie geschäftlich planen: Die dafür notwendigen Freiräume verschaffen Sie sich mit durchgängig digitalen DATEV-Lösungen für sämtliche kaufmännischen Aufgaben. So können Sie sich ganz auf das Wesentliche konzentrieren – Ihr Unternehmen.

Digital-schafft-Perspektive.de



Zukunft gestalten. Gemeinsam.

# DER SPIEGEL

# Topprämie für Sie

Sichern Sie sich eine Prämie für einen neuen SPIEGEL-Leser.



## Thule Revolve 55-cm-Bordtrolley

Hartschalen-Handgepäckkoffer mit TSA-Schlössern.  
In Schwarz. Maße: 55×35×23 cm. Ohne Zuzahlung.



## NEU: iPad Wi-Fi 10,2" 32 GB Spacegrau

Mit 10,2"-Retina-Display und Face ID/Touch ID.  
Lieferbar im November. Zuzahlung: € 249,-.



## Teasi ONE<sup>4</sup> Outdoor-Navi

Für Rad, Wandern, Ski und Boot. Mit 3-D-Kompass,  
Reiseführer und 8,8-cm-Display. Ohne Zuzahlung.



### Wagenfeld-Tischleuchte WG 24

Aus vernickeltem Metall, Klarglas und Opalglas. Höhe: ca. 36 cm. Zuzahlung: € 179,-.



### €110,- Prämie

Bei Bestellung bis 4.11.2019 erhalten Sie €110,- als Prämie. Schnell sichern!



### NEU: JBL Flip 5 Bluetooth-Lautsprecher

Für besten Sound! Robust und wasserfest. Bis zu 12 Stunden Spielzeit. Maße: 181×69×74 mm. Ohne Zuzahlung.

Ja, ich habe geworben und wähle meine Prämie!

#### SPIEGEL-Vorteile

- Wertvolle **Wunschprämie** für den Werber.
- Der Werber muss selbst kein SPIEGEL-Leser sein.
- Zum Vorzugspreis: statt € 5,30 nur € 5,10 je Ausgabe inkl. Lieferung.
- Auf Wunsch das Digital-Upgrade für nur € 0,70 je Ausgabe inkl. SPIEGEL-E-Books.

#### Wunschprämie

- |   |   |
|---|---|
| <input type="checkbox"/> Thule-Bordtrolley (5775)   | <input type="checkbox"/> Wagenfeld (5786) Zlg. € 179,-  |
| <input type="checkbox"/> iPad 10,2" (5843) Zlg. € 249,-<br>Lieferbar im November                      | <input type="checkbox"/> JBL Flip 5 Lautsprecher (5847) |
| <input type="checkbox"/> Teasi ONE <sup>4</sup> (5776)  |   |
| <input type="checkbox"/> € 110,- Prämie (4595) <b>bis 4.11.2019</b> . Mein Konto für die Überweisung: |   |

DE

IBAN

#### Anschrift des Werbers:

Frau  
 Herr  
Name, Vorname

Straße, Hausnr.

PLZ

Ort

Ich bin der neue SPIEGEL-Leser.

#### Anschrift des neuen Lesers:

Frau  
 Herr  
Name, Vorname

Straße, Hausnr.

Geburtsdatum

PLZ

Ort

Telefon (für eventuelle Rückfragen)

E-Mail (für eventuelle Rückfragen)

#### Gleich mitbestellen!

- Ja, ich möchte zusätzlich das Digital-Upgrade für nur € 0,70 pro Ausgabe beziehen statt für € 4,99 im Einzelkauf.

SD19-015

Ja, ich wünsche unverbindliche Angebote des SPIEGEL-Verlags und der manager magazin Verlagsgesellschaft (zu Zeitschriften, Büchern, Abonnements, Onlineprodukten und Veranstaltungen) per Telefon und/oder E-Mail. Mein Einverständnis kann ich jederzeit widerrufen.

Der neue Abonnement liest den SPIEGEL für zunächst 52 Ausgaben für zurzeit € 5,10 pro Ausgabe statt € 5,30 im Einzelkauf, das Digital-Upgrade zusätzlich für € 0,70 pro Ausgabe. Das Abonnement verlängert sich automatisch und ist dann jederzeit zur nächsterreichbaren Ausgabe kündbar.

Ich zahle bequem per **SEPA-Lastschrift\*** vierteljährlich € 66,30, Digital-Upgrade halbjährlich € 18,20

DE

IBAN

Datum



Unterschrift des neuen Lesers

Die Mandatsreferenz wird separat mitgeteilt.

SP19-101-WT127



Coupon ausfüllen und senden an:  
DER SPIEGEL, Kunden-Service, 20637 Hamburg



040 3007-2700



abo.spiegel.de/p19

Der Werber erhält die Prämie ca. vier Wochen nach Zahlungseingang des Abonnementbetrags. Der Vorzugspreis von € 0,70 für das Digital-Upgrade gilt nur in Verbindung mit einem laufenden Bezug der Printausgabe, enthalten sind € 0,60 für das E-Paper, Alle Preise inklusive MwSt. und Versand. Das Angebot gilt nur in Deutschland. Hinweise zu AGB, Datenschutz und Widerrufsrecht: www.spiegel.de/agb. SPIEGEL-Verlag Rudolf Augstein GmbH & Co. KG, Ericusspitze 1, 20457 Hamburg, Telefon: 040 3007-2700, E-Mail: aboservice@spiegel.de

\* **SEPA-Lastschriftmandat:** Ich ermächtige den Verlag, Zahlungen von meinem Konto mittels Lastschrift einzuziehen. Zugleich weise ich mein Kreditinstitut an, die vom Verlag auf mein Konto gezogenen Lastschriften einzulösen. Hinweis: Ich kann innerhalb von acht Wochen, beginnend mit dem Belastungsdatum, die Erstattung des belasteten Betrags verlangen. Es gelten dabei die mit meinem Kreditinstitut vereinbarten Bedingungen.

# Neue Loyalitäten

**Islamismus** Der frühere Salafist Irfan Peci gilt als Vorzeigeaussteiger.

Doch nun tauchen Nachrichten auf, in denen er gegen Flüchtlinge hetzt. Taugt er als Experte für Deradikalisierung?

**E**s ist ein Nachmittag Ende Juli, Irfan Peci hat die Schnauze voll. Von den Flüchtlingen. Von der Politik. Von den ganzen Sozialschmarotzern. Gerade hat ihm seine Gesprächspartnerin auf WhatsApp einen Artikel über einen Migranten aus Eritrea geschickt, der wenige Stunden zuvor einen achtjährigen Jungen vor einem ICE gestoßen haben soll.

Jetzt, am 29. Juli um 17.28 Uhr, lässt Peci seinem Hass freien Lauf: »Dreckiger Nigger«, schreibt er. Wenige Minuten später, als seine Chatpartnerin auf eine ähnliche Tat eines Serben in Nordrhein-Westfalen verweist, schickt er noch eine Sprachnachricht hinterher. »Das war kein Serbe. Das war ein Dreckszigeuner! Auch so ein dreckiger Hurensohn. Genauso wie der andere Drecksnigger! Nur so lauter scheiß dreckige kleine verfickten Minderheiten, die so einen Scheiß machen«, schimpft der Mann mit serbischen Wurzeln in sein Handy. So weit, so widerlich.

Doch Irfan Peci, 30, ist ein Vorbild – oder sollte es zumindest sein. Der frühere Islamist und Chef einer Qaida-Propagandaplattform, der dann V-Mann für den Verfassungsschutz wurde, ist heute Buchautor und Medienliebling. Ein selbst ernannter Fachmann für so ziemlich alles, was irgendwie mit Terrorismus, Prävention und Deradikalisierung zu tun hat. So sitzt Peci im Expertenrat des Beauftragten gegen Antisemitismus in Baden-Württemberg – einem honorigen Gremium, das von der Landesregierung ins Leben gerufen wurde.

Die Chatprotokolle Pecis von Juli und August 2019, die dem SPIEGEL vorliegen, lassen den Vorzeigeaussteiger und Antisemitismusfachmann allerdings in einem schlechten Licht erscheinen. Seine rassistischen Äußerungen werfen die Frage auf, ob der Ex-Salafist von einem Extrem ins andere gefallen ist. Belegt ist, dass Peci sich inzwischen auch in rechtspopulistischen Kreisen bewegt. Zweifel an seiner Eignung für staatlich geförderte Deradikalisierungs- und Präventionsarbeit scheinen angebracht.

Der Erfolg Irfan Pecis als Experte beruhte lange auf seinem Lebenslauf. Als Sohn serbischer Flüchtlinge wuchs er in Weiden in der Oberpfalz auf. Er ist Muslim. Als Jugendlicher geriet er Mitte der Nullerjahre in salafistische Kreise. In Wien lernte er den österreichischen Islamisten Mohamed Mahmoud kennen, der zu diesem Zeitpunkt im Internet für al-Qaida trommelte: »Globale Islamische Medienfront« hieß dessen Hetzseite.



VIENNA REPORT / IMAGO STOCK

Gastredner Peci bei FPÖ-Veranstaltung im September in Wien: »Irgendwelche Halbwilden aus Afrika«

Nach Mahmouds Festnahme 2007 übernahm Peci für einige Monate die Leitung des Terroristenkanals. Dann musste auch er ins Gefängnis. Seine Loyalitäten änderten sich. Zwischen 2009 und 2010 spionierte er als V-Mann des Verfassungsschutzes seine Glaubensbrüder aus. »Dutzende Ausreisen« in den Dschihad habe er mit den Behörden verhindert, sagte Peci jüngst in einem Vortrag. Er neige zu Übertreibungen, heißt es in Sicherheitskreisen.

Nach seiner Enttarnung als Spitzelschrieb Peci mit zwei »Stern«-Journalisten 2015 ein Buch. Er wurde zu einem gefragten Gesprächspartner. Peci saß bei Markus Lanz, das ZDF drehte eine 45-minütige Dokumentation über ihn. Hinzu kamen

Vorträge, Interviews und Engagements in staatlich geförderten Projekten wie dem Verein »Neue Narrative«, der sich an Jugendliche richtet und islamistische Propaganda widerlegen will.

Die mediale Aufmerksamkeit weckte Pecis Geschäftssinn. Mit der Angst lässt sich offenbar Geld verdienen. Im Internet bietet er ein »Antiterrortraining« an. Auf seiner Seite finden sich Videokurse mit den Titeln »Terroristen erkennen«, »Verhalten bei Terroranschlägen« oder »Die sichersten und unsichersten Gebiete Deutschlands«. Kostenpunkt: 59,90 Euro pro Video. Der praktische Nutzen dieser Filme dürfte sich in Grenzen halten.

Als umtriebiger Islamismuswarner scheut Peci auch nicht den Kontakt zum rechten Spektrum. Im Gegenteil. Auf Facebook betreibt er – nach eigenen Angaben zusammen mit anderen – die Seite

»Meldestelle Islamismus«. Dort erscheinen immer wieder islamophobe Beiträge. So macht sich die Seite über angeblich Kamelurin trinkende Muslime lustig.

Über diese Facebook-Seite entsteht der Kontakt zu der Frau, die Peci schließlich in Bedrängnis bringt wird.

Jessica Burow\* ist hager und blass. Unter ihren Augen liegen dunkle Schatten. Die 42-Jährige will die Sache mit Irfan Peci erzählen. Sie ist aufgewühlt. Ihr geht es gerade nicht gut. »Seit meiner Jugend tändiere ich zu Extremen«, sagt sie. 2011 sei eine Borderline-Persönlichkeitsstörung bei ihr festgestellt worden. Betroffene leiden

\* Name geändert.

unter einer instabilen Gefühlswelt und können Impulse kaum kontrollieren. Die Frau berichtet von chaotischen Männergeschichten und ihrer spirituellen Erfüllung im Islam. Dann spricht sie über Peci.

Am 17. Juli schreibt sie eine private Nachricht an die Facebook-Seite »Meldestelle Islamismus«. Dass Peci dahintersteckt, weiß sie zu diesem Zeitpunkt nicht. Burow ist Konvertitin und will sich beschweren, sie empfindet vieles auf der Seite als rechtsradikal und beleidigend. Minuten später kommt die Antwort des Administrators: Man wolle keinen Islamhass schüren, alle Kommentare würden durchgesehen. Es entwickelt sich ein Dialog, in dem sich Peci zu erkennen gibt. Er zeigt sich interessiert an weiteren Gesprächen mit Burow via WhatsApp.

Mehrfach kommt es in den Chats zu Diskussionen und Konflikten, doch sie ist von Peci fasziniert und schreibt ihm immer weiter. In den kommenden Tagen werden die Unterhaltungen auch sexuell explizit. Und: Es geht häufig um den Islam und das Thema Flüchtlinge. Peci fällt aus seiner Rolle. Angesprochen auf seinen eigenen Migrationshintergrund, antwortet er am 29. Juli in einer Sprachnachricht: »Irgendwelche Halbwilden aus Afrika oder sonst irgendwas ist einfach nicht integrierbar. Das ist der große Unterschied.« Pecis Stimme klingt ruhig und ernst. Anfang August bricht Burow den Dialog ab.

Konfrontiert mit den Äußerungen, sagt Peci, er könne sich nicht erinnern, so etwas gesagt zu haben. Jeder, der ihn kenne, wisse, dass er so nicht rede und kein Rassist sei. Generell könnten Sprachnachrichten auch manipuliert werden. Dazu liegen jedoch keine Hinweise vor. Irfan Peci bat den SPIEGEL auch nicht um eine Übertragung der Dokumente. Stattdessen sagte er: Selbst wenn die Aussagen von ihm stammen sollten, gäbe es kein öffentliches Interesse daran.

Die Nachrichten fügen sich jedoch in das Gesamtbild eines Mannes der Extreme. Dass Peci sich auch in der Realität in rechten Kreisen bewegt, zeigte sich Mitte September in Wien. Dort hatte die FPÖ zu einer Veranstaltung vor großem Publikum geladen. Es ging um den »politischen Islam als Herausforderung für die innere Sicherheit«. In einem feinen Palais, unter Kronleuchtern und Stuckdecke, durfte Peci referieren. Er war der Star des Abends – was ihm schmeichelte: Es sei ihm »eine Ehre«, sagte er. Anders als im Chat waren seine Worte am Rednerpult gemäßigter. Er warnte vor dem Salafismus und einer drohenden Islamisierung. Man müsse dringend handeln. »Vorausgesetzt, man will, dass Österreich auch in 20 Jahren noch Österreich ist.« Roman Lehberger

Mail: roman.lehberger@spiegel.de



Entertainer Gottschalk

ZDF

SAMSTAG, 26. 10., 20.15 – 22.45 UHR, ZDF

### Gottschalks große 80er Show

Thomas Gottschalk feiert das beliebteste Jahrzehnt der Deutschen mit einer großen Party und ganz viel Livemusik. Nik Kershaw, Paul Young, Kim Wilde, Peter Schilling, Heinz Rudolf Kunze und viele mehr singen ihre größten Hits, und auf dem Sofa schwelgen Stars wie Katarina Witt, Barbara Wussow und Mike Krüger in Erinnerungen.

### ARTE RE:

DIENSTAG, 29. 10., 19.40 – 20.15 UHR, ARTE

### Erdoğan gegen die Kurden – Was wird aus den IS-Kämpfern?

Noch sind rund 12 000 ehemalige IS-Kämpfer in Nordsyrien inhaftiert.



SPIEGEL TV

### SPIEGEL TV

MONTAG, 28. 10., 23.25 – 0.00 UHR, RTL

### Lost place Zeitz

Die Doku zeigt eine kleine Stadt in Sachsen-Anhalt, die seit Jahren verfällt und mittlerweile halb leer steht.



ULSTEIN BILD / GETTY IMAGES

Historische Innenstadt von Zeitz

### Hass per WhatsApp und Facebook

In Verschwörungsvideos schüren Propagandisten der rechten Szene den Fremdenhass. Ein Blick hinter die Bildschirme.

### SPIEGEL GESCHICHTE

DONNERSTAG, 31. 10., 21.55 – 22.40 UHR, SKY

### Der Hitler-Stalin-Pakt

Nazideutschland und die Sowjetunion als Partner im Zweiten Weltkrieg – was auf den ersten Blick unglaublich erscheint, war fast zwei Jahre lang Realität. Mit dem Abschluss eines Nichtangriffspakts im August 1939 teilten die beiden Staaten Osteuropa unter sich auf.

# »Der Mann war eine Flasche«

**Zeitgeschichte** Der Historiker Christopher Clark hat sich mit einem Gutachten auf die Seite der Hohenzollern gestellt. Jetzt aber distanziert er sich vom juristischen Feldzug, den das Adelshaus im Streit um seine Millionenforderungen gegen viele Kritiker führt.

*Der Australier Clark, 59, zählt zu den bedeutendsten Historikern und hat sich weit über die Fachwelt hinaus durch Bestseller über Preußen oder den Ausbruch des Ersten Weltkriegs (»Die Schlafwandler«) einen Namen gemacht. Im Rechtsstreit mit dem Land Brandenburg verwenden die Hohenzollern ein Gutachten, das der Cambridge-Professor vor acht Jahren für die ehemalige Herrscherfamilie angefertigt hat. Die Hohenzollern fordern eine Millionenentschädigung, was Brandenburg ablehnt, weil der einstige Kronprinz Wilhelm, bis 1951 Chef des Hauses, dem Nationalsozialismus »erheblichen Vorschub« geleistet habe. Die Hohenzollern bestreiten dies (SPIEGEL 31/2019). Erstmals spricht Clark nun über seine Gutachtertätigkeit.*

**SPIEGEL:** Herr Professor Clark, dürfen Sie mit uns über die Hohenzollern reden?

**Clark:** Ich spreche, mit wem ich möchte. Wie kommen Sie auf die Frage?

**SPIEGEL:** Sie sind Gutachter der Hohenzollern. Diese wollten den Rechtsstreit mit dem Land Brandenburg zunächst geheim halten und haben sogar versucht, per Gerichtsbeschluss ein Stillschweigen der Beteiligten durchzusetzen.

**Clark:** Ich habe 2011 mein Gutachten geschrieben, was danach geschah, habe ich bis zur jüngsten Eskalation des Rechtsstreits nicht verfolgt.

**SPIEGEL:** War das nicht naiv?

**Clark:** Ich bin Historiker, nicht Jurist.

**SPIEGEL:** Wie kam es zu Ihrem Engagement für die Hohenzollern?

**Clark:** Anwälte der Familie haben über einen meiner Kollegen angefragt, ob ich Interesse hätte, ein Gutachten zu schreiben. Es ging um den ehemaligen Kronprinzen Wilhelm: Wie verhielt er sich vor und während der Machtergreifung der Nationalsozialisten und in der Phase danach, als Hitler seine Macht konsolidierte? So etwas ist für Historiker interessant.

**SPIEGEL:** Hier geht es nicht um Geschichtsschreibung, sondern um viel Geld. Die Sowjets haben die Hohenzollern in ihrer Besatzungszone enteignet. Der Familie steht eine Entschädigung zu – es sei denn, sie hätte den Nazis »erheblichen Vorschub« geleistet, wie es im Gesetz heißt.

**Clark:** Diese Rechtslage ist – angesichts der neueren Geschichte aus nachvollzieh-

baren Gründen – eine deutsche Besonderheit. Sie führt jedoch zu einer Vermengung von historischem Urteil, politischer Moral und Justiz. Wenn die Hohenzollern auf ihren Besitz nicht verzichten wollen, sind sie gezwungen, historisch zu argumentieren.

**SPIEGEL:** Und Sie helfen dabei.

**Clark:** Das sehe ich nicht so. Ich habe den Anwälten damals vorweg mitgeteilt, dass ich ergebnisoffen arbeiten werde.

**SPIEGEL:** Ein Anwalt der Hohenzollern hat kürzlich erklärt, man habe Sie auch deshalb beauftragt, weil Ihnen als Australier ein unbefangener Blick auf unsere Geschichte eher möglich sei.

**Clark:** Ich lasse mich auf eine solch billige Weise nicht instrumentalisieren.

**SPIEGEL:** Können Sie das als Gutachter überhaupt vermeiden?

**Clark:** Nach meiner Erinnerung ging es eher um ein privates Gutachten, weniger um ein Gutachten für die Öffentlichkeit. Ich habe die Dimension der Auseinandersetzung allerdings vollkommen unterschätzt und auch nicht damit gerechnet, dass daraus ein derart großer Rechtsstreit entstehen würde.

**SPIEGEL:** Georg Friedrich Prinz von Preußen geht mit presserechtlichen Mitteln und sogar einer Strafanzeige gegen Historiker und Journalisten vor, die sich zu den Hohenzollern geäußert haben. Betroffen sind Kollegen von Ihnen wie Stephan Mali-

nowski, Karina Urbach oder Winfried Süß, aber auch Blätter wie die »Frankfurter Allgemeine«, die »Berliner Zeitung« und die »Zeitung«.

**Clark:** Das ist wirklich ungeheuerlich. Ich finde es schrecklich, dass juristische Mittel gegen geschätzte Kollegen und seriöse Journalisten eingesetzt werden. Eine offene historische Auseinandersetzung muss immer möglich sein.

**SPIEGEL:** Manchmal formulieren wir Historiker und Journalisten vielleicht nicht in allen Punkten präzise genug.

**Clark:** Ich will nicht ins Detail gehen, aber die juristischen Angänge müssten meines Erachtens sofort aufhören. Allerdings stört mich auch die Polemik auf der anderen Seite. Manche Kritiker der Hohenzollern beschränken sich ja nicht darauf, die Ansprüche als unberechtigt zurückzuweisen. Sie bezeichnen die Familie vielmehr als Sippe, Clan oder Bande. Da frage ich mich, was die emotionalen Hintergründe einer solchen Sprache sind.

**SPIEGEL:** Haben Sie eine Vermutung?

**Clark:** Es gibt in der deutschen Öffentlichkeit anscheinend ein anti-adeliges Ressentiment.

**SPIEGEL:** Das Sie nicht teilen?

**Clark:** Ich hasse die Hohenzollern nicht, und ich verehre sie nicht. Aber ich glaube an so etwas wie das Urteil der Weltgeschichte. Und dieses Urteil ist 1918 und 1945 zuungunsten der Hohenzollern ausgefallen, und die Familie muss mit diesem Urteil leben. Das ist nicht leicht. Man sollte verstehen, dass ihre Herkunft nicht nur ein Privileg ist, sondern auch eine Last.

**SPIEGEL:** Wie sind Sie bei der Arbeit an Ihrem Gutachten vorgegangen?

**Clark:** Ich hatte wenig Zeit und habe meine Auftraggeber gebeten, Kopien aller einschlägigen Akten aus dem Hausarchiv der Hohenzollern zu schicken. Da waren Unterlagen dabei, die den Kronprinzen sehr belasteten. Ich hatte also nicht den Eindruck, dass mir etwas vorenthalten wurde. Da war zum Beispiel ein Brief von 1934 an den britischen Zeitungszaren Lord Rothermere, in dem Wilhelm prahlte, wie sehr er Hitler auf dem Weg zur Macht geholfen habe.

**SPIEGEL:** Dann hat er also den Nazis doch erheblich Vorschub geleistet?

**Clark:** Das kommt darauf an, was Sie unter »erheblichem Vorschub« verstehen. Der



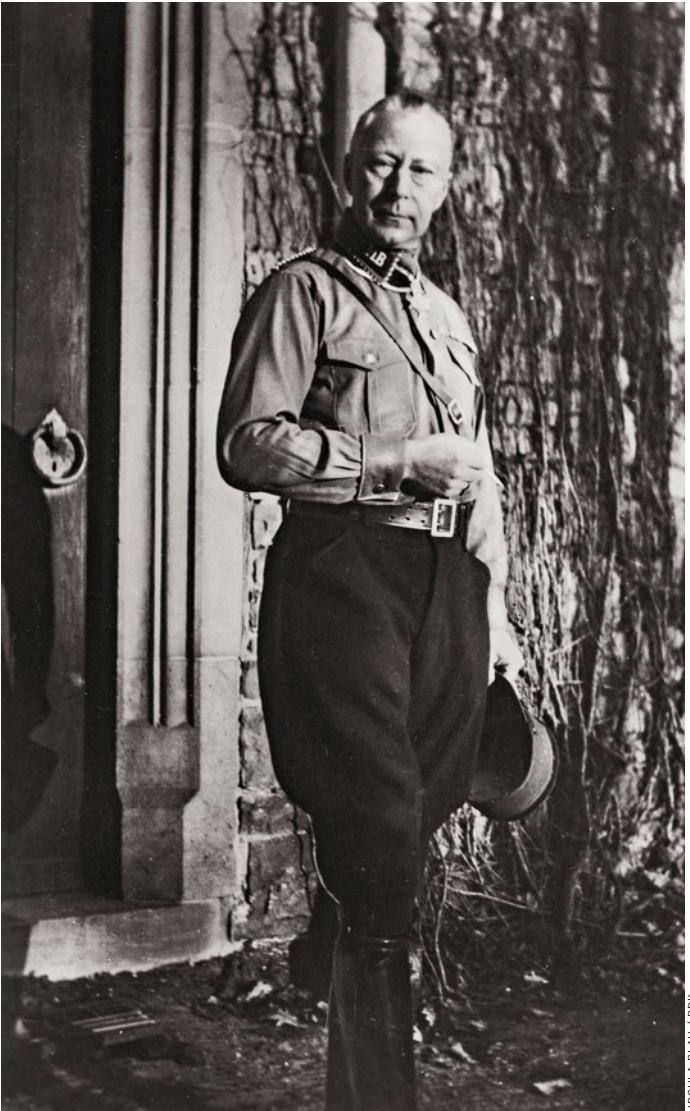
P. MATSAS / OPALE / LEEMAGE / LAIF

**»Es gibt in der deutschen Öffentlichkeit anscheinend ein anti-adeliges Ressentiment.«**

Christopher Clark



MARLENE GAWRISCH/WELT / ULLSTEIN BILD



URSULA BLAU / BPK

### Hohenzollern-Chef Prinz von Preußen in Potsdam, Hitler-Unterstützer Wilhelm um 1934

»Ich glaube an so etwas wie das Urteil der Weltgeschichte, und die Familie muss mit diesem Urteil leben«

Kronprinz litt an wahnhafter Selbstüber-schätzung. Wenn man die bedeutendsten Helfer Hitlers aufzählen würde, wäre er nicht unter den ersten 300. Er wird auch in der Literatur zur NS-Machtergreifung kaum erwähnt.

**SPIEGEL:** Wo stand er politisch?

**Clark:** Der Kronprinz war ein extremer Reaktionär mit einer brutalen politischen Moral. Sein Vater, Kaiser Wilhelm II., hatte ihn schon 1913 aus Berlin verbannt, weil er ihm einen Putsch zutraute. Das gibt uns einen Eindruck von diesem Typen: Er war sogar zu rechts für den letzten Kaiser.

**SPIEGEL:** Prinz von Preußen, heute Oberhaupt der Hohenzollern, hat gegenüber der »Zeit« erklärt, sein Vorfahr sei zwar »mal vom Weg abgewichen«, aber »kein Unterstützer Hitlers« gewesen.

**Clark:** Diese Meinung steht ihm selbstverständ-lich zu, aber ich teile sie nicht. Um im Bild zu bleiben: Der Kronprinz war nie

auf dem Weg, sondern immer querfeldein unterwegs. Der Mann sympathisierte mit dem Nationalsozialismus, er wollte Hitler helfen. Er war am sehr rechten Rand des bereits sehr weit nach rechts reichenden politischen Spektrums der ausgehenden Weimarer Republik. Hitler hatte ihm 1926 die Wiedereinführung der Monarchie in Aussicht gestellt, und der Kronprinz war so dumm, das zu glauben. Wie viele andre Konservative auch, meinte er, Hitler für seine Zwecke nutzen zu können. Und wie so viele hat er sich getäuscht. Das ist die Tragödie Deutschlands in jener Schicksalsstunde. Es sind ja eben nicht die Linken, die in diesem Schlüsselmoment versagt haben, sondern die Konservativen aus den alten Eliten.

**SPIEGEL:** Was ist mit dem Aufruf, mit dem der Kronprinz 1932 den NSDAP-Chef bei den Wahlen zum Reichspräsidenten unterstützte? Laut Wilhelm brachte das den Nazis rund zwei Millionen Stimmen.

**Clark:** Da kann man nur lachen. Der Mann war eine Flasche. Er wurde nicht mal in monarchistischen Kreisen ernst genommen.

**SPIEGEL:** Sie machen den Kronprinzen zu klein. Hitler hat in der Endphase der Wei-marer Republik gefürchtet, er würde bei Wahlen gegen ihn verlieren.

**Clark:** Hitler hat vieles gefürchtet, wofür es keine Grundlage gab.

**SPIEGEL:** Der in Edinburgh lehrende Historiker Malinowski ist Gutachter des Landes Brandenburg und damit Ihr Gegner ...

**Clark:** ... ich schätze ihn sehr. Unsere Ein-schätzungen zum Kronprinzen trennen nur Nuancen. Im Grunde ist das eine Frage der Perspektive.

**SPIEGEL:** Wirklich? Ihre Gutachten kom-men zu entgegengesetzten Urteilen. Laut Malinowski war der Kronprinz keines-wegs eine Randfigur.

**Clark:** Dass Malinowski und ich im juristi-schen Kontext gegeneinander ausgespielt werden, sagt nichts über das fachliche

Verhältnis unserer historischen Einschätzungen aus. Ich habe die Machtergreifung und -konsolidierung der Nationalsozialisten als Gesamtprozess angeschaut und nach der Rolle des Kronprinzen in diesem Prozess gefragt. Aus dieser Perspektive erschien mir Wilhelm eher unbedeutend. Aber wenn man, wie Malinowski, den Kronprinzen in den Mittelpunkt stellt und die Frage von dort aus betrachtet, dann kommt man wohl zu anderen Ergebnissen. Es geht hier also weniger um die Tatsachen als um die Art, wie man nach der Bedeutung eines Individuums in einem historischen Prozess fragt.

**SPIEGEL:** Malinowski hat zahlreiche Belege gefunden für Auftritte des Kronprinzen mit NS-Größen wie SS-Chef Heinrich Himmler oder Hitlers Adjutant Hermann Göring; manchmal trug er SA-Uniform. Malinowski argumentiert, der Kronprinz habe den Nazis durch seine große öffentliche Präsenz symbolisches Kapital zur Verfügung gestellt.

**Clark:** Symbolisches Kapital war sicher wichtig. Allerdings haben sich viele Prominente um die Führung gedrängt: Industrielle, Bankiers, Kirchenführer, Militärs. Waren die Aufnahmen mit dem Kronprinzen für das Regime wichtiger als andere? Ich bezweifle das.

»Wilhelm gehörte nicht zu den zentralen Akteuren, auch wenn er das wohl gern gewollt hätte.«

**SPIEGEL:** Die Hohenzollern sind das bedeutendste deutsche Adelsgeschlecht. Sie haben neun preußische Könige und drei deutsche Kaiser gestellt. Der Kronprinz war eine wichtige Symbolfigur, unabhängig davon, was er wirklich zu leisten vermochte.

**Clark:** Ich frage mich, über wie viel symbolisches Kapital der Kronprinz um 1933 tatsächlich noch verfügte. Ich glaube, dieses war längst auf Reichspräsident Paul von Hindenburg übergegangen. Nicht der Kronprinz, sondern Hindenburg verkörperte das alte Preußentum. Nehmen Sie den 21. März 1933 ...

**SPIEGEL:** ... die große Propagandaveranstaltung in Potsdam, mit der sich Hitler in die Kontinuität einer ruhmreichen preußischen Vergangenheit stellen wollte.

**Clark:** Das wichtigste Foto von jenem Tag war die Aufnahme, die zeigt, wie sich Hitler vor Hindenburg verbeugt. Nicht etwa jene Aufnahme, auf der Hitler mit dem

Kronprinzen zu sehen ist. Die hat es ja auch gegeben.

**SPIEGEL:** Aber der Tag von Potsdam hätte ohne den Kronprinzen nicht stattfinden können.

**Clark:** Das darf bezweifelt werden. Die Veranstaltung war eine Machtdemonstration des konservativen Deutschlands, bei der Hindenburg und nicht der Kronprinz im Mittelpunkt stand. Wilhelm war willentlich Teil der Gesamtkulisse, gehörte aber nicht zu den zentralen Akteuren, auch wenn er das wohl gern gewollt hätte.

**SPIEGEL:** Eine gewagte These.

**Clark:** Nicht alle sind meiner Meinung, das weiß ich. Es muss weiter zu dem Themenkreis geforscht werden, und das geschieht ja auch.

**SPIEGEL:** Gehen Sie zu Ihrem Gutachten auf Distanz?

**Clark:** Ich stehe zu dem, was ich damals geschrieben habe. Allerdings scheint es mir im Wissen um die Dimension, die der Fall erreicht hat, heute wichtiger, nach der Bereitschaft des Kronprinzen zur Kollaboration zu fragen als nach seinem tatsächlichen Einfluss auf die Ereignisse.

Interview: Klaus Wiegrefe

Mail: klaus.wiegrefe@spiegel.de

IHR PLUS: KFZ-VERSICHERT  
NACH IHREM GESCHMACK.

Service und Leistungen so individuell wie Sie.



**Ihr Auto ist für Sie nicht einfach nur ein Auto.** Deshalb bekommen Sie bei uns Versicherungslösungen mit der **Leistungsverbesserungsgarantie**. So profitieren Sie jederzeit von den aktuellsten Versicherungsleistungen. Ganz automatisch! Erfahren Sie mehr bei einem persönlichen Gespräch in den Volksbanken Raiffeisenbanken, R+V-Agenturen oder unter [auto.ruv.de](http://auto.ruv.de)

# Nazi-Klimbim

**Gedenken** Das Holocaust-Museum Buenos Aires erhielt vom argentinischen Staat einen »Nazi-Schatz«. Laut BKA ist fast alles gefälscht.

**E**in großer Moment für das Holocaust-Museum in Buenos Aires: Korrespondenten aus aller Welt sind Anfang des Monats zur Pressekonferenz angereist. Auf dem Podium im Rabbinerseminar Marshall T. Meyer sitzen die Sicherheitsministerin Argentiniens, der Chef der Bundespolizei, eine hohe Richterin und der Präsident des Holocaust-Museums.

Auf einem langen Tisch: Hitlerbüsten, ein Gerät zur Schädelvermessung, ein Schlüssel mit Hakenkreuz, angeblich ein Geschenk an den Krupp-Konzern. Sie stammen aus einem Fund, der als »Hitlers Silber-Schatz« (»Bild«) 2017 weltweit Aufsehen erregte und den die argentinischen Behörden nun dem Holocaust-Museum übergeben.

Die Polizei hatte die mehr als 80 Stücke zufällig entdeckt, während einer Hausdurchsuchung bei einem Antiquitätenhändler in einem Vorort der argentinischen Hauptstadt. Dazu zählen auch Dolche mit Hakenkreuzen, ein Séancebrett und Lupen, die einst der »Führer« benutzt haben soll.

Ab dem 1. Dezember will das Museum eine Auswahl der Gedenkstücke mit der düsteren Vergangenheit präsentieren.

Doch was genau bekommen die Besucher dann zu sehen? Kunstgegenstände aus dem »Tausendjährigen Reich«, importiert von einem jener etwa 800 hochrangigen NS-Funktionäre, die nach der Niederlage 1945 nach Argentinien geflohen waren? Oder nur skurrile Krempel?

Stephan Klingen, Experte am Münchner Zentralinstitut für Kunstgeschichte, ist sich seines Urteils sicher: Von dem vermeintlichen Schatz, sagt er, »ist so gut wie nichts echt«.

Der Kunsthistoriker zählte zu einer kleinen Delegation des Bundeskriminalamts (BKA), die im März 2018 nach Bue-

nos Aires geflogen war. Die argentinische Bundespolizei hatte um Amtshilfe gebeten. Die Deutschen sollten klären, was es mit dem spektakulären Fund auf sich hat.

Wilde Mutmaßungen machten damals die Runde: Gehörte ein Tasterzirkel zur Schädelvermessung dem grausamen Auschwitz-Arzt Josef Mengele? Und stand die Spardose in Katzenform mit Halsband und Hakenkreuz im Regal von Adolf Eichmann, dem Holocaust-Organisator? Mengele und Eichmann hatten zeitweise in derselben Gegend gewohnt wie jetzt der Antiquitätenhändler, bei

den Dreißigerjahren, doch die Hakenkreuze, In- und Aufschriften wurden laut der Analyse des Experten Klingen erst nach 1945 angebracht, von einem »handwerklich versierten Fälscher«.

Da ist die silberfarbene Sau-Skulptur, laut Plakette der erste Preis bei einer Berliner Landwirtschaftsmesse 1937, verliehen für »Gewichtszunahme der Schweine«. Doch eine solche Messe ist laut Gutachten unbekannt, sie hat mit großer Wahrscheinlichkeit nie stattgefunden. Oder die beiden Lupen samt Schatulle, laut Widmungsplakette ein Geschenk von Mitarbeitern des »Völkischen Beobachters« an ihren Direktor zum »Tag der Arbeit« 1933. Allerdings: Damals feierten die Nazis den »Tag der nationalen Arbeit«, und auf dem Deckel der Schatulle prangt zudem der falsche Adler.

Es sind Fehler im Großen wie im Kleinen. Ein Generaldirektor »Walter F. Krauss« bei der Friedrich Krupp AG Essen, angeblich 1939 von Arbeitern und Angestellten mit einem goldenen Schlüssel bedacht, ist laut Klingen »nicht nachweisbar«. Auch wurde in Deutschland 1942 ganz sicher kein »Erster Prize« verliehen, wie die Inschrift an einer Pferdeskulptur glauben machen will. Der Fälscher komme wohl von »außerhalb des deutschen Sprachraums«, folgert Klingen. Er vermutet, auch die Gegenstände stammten nicht aus Deutschland.

Klingen verdrießt nicht nur, dass die Argentinier trotz des Gutachtens so tun, als wären die Fundstücke echt. Sie berufen sich auch explizit auf die deutschen Experten. Dabei ist das Gutachten nach Angaben des BKA im Dezember 2018 der argentinischen Bundespolizei zugegangen. Klingen und das BKA rätseln nun, was in Buenos Aires los ist.

Die argentinische Bundespolizei hat eine Anfrage des SPIEGEL bis Redaktionsschluss nicht beantwortet. Jonathan Karszenbaum vom Holocaust-Museum erklärt unverdrossen, die Mehrheit der Objekte sei »authentisch«, und beruft sich auch auf das »Gutachten aus Deutschland«. Will man sich den angeblichen Sensationsfund nicht kaputtrecherchieren lassen?

Über das klare Urteil aus Deutschland dürfte sich zumindest ein Argentinier freuen: der Händler, bei dem der Nazi-Klimbim gefunden worden war. Er hatte gleich erklärt, der sei nicht echt.

Jens Glüsing, Klaus Wiegrefe  
Mail: klaus.wiegrefe@spiegel.de



NURPHOTO VIA GETTY IMAGES

**Nazi-Devotionalien in Buenos Aires**  
Fehler im Großen wie im Kleinen

dem der angebliche Schatz beschlagnahmt worden war.

Knapp eine Woche lang fuhren Klingen und eine Kriminalhauptkommissarin jeden Tag in eine schwer bewachte Polizeikaserne unweit des Río de la Plata. Dort vermaßen und wogen sie, entzifferten Inschriften und ließen die Objekte fotografieren. Noch bis September 2018 korrespondierten sie mit Museen, Unternehmen, Historikern. Der achtseitige Abschlussbericht samt Anhang fällt eindeutig aus: Bei 62 von 72 Objekten oder Objektgruppen handelt es sich um »Fälschungen oder Verfälschungen«. Vieles stammt zwar aus

# Gesellschaft

Es blüht das Geschäft derer, die Menschen davon abhalten, essen zu gehen. ► S. 62

## Früher war alles schlechter

### Nº 199: Krebsbehandlung bei Kindern

Unter 15-jährige Kinder, die zwischen 1982 und 1986 an Krebs erkrankten, hatten eine Zehn-Jahres-Überlebenswahrscheinlichkeit von **66%**.

In den Jahren 2006 bis 2015 waren es **83%**.

Quelle:  
Deutsches  
Kinderkrebsregister

**Die Kunst des Schneiderhandwerks** beginnt mit dem richtigen Maß: Oberweite, Hüftweite, Leibhöhe, Ärmellänge – der erste Schritt zum perfekten Sitz. Wer einmal mit kneifender Hose im Büro hockte, weiß: sehr unangenehm. Jeder Körper ist eben einzigartig, es kommt auf die richtige Passform an. Das gilt nicht nur beim Anzugs Schneider, sondern auch in der Medizin: Dort geht es zunehmend um das Wort »maßgeschneidert«, um Therapien, die – so die Hoffnung – eines Tages genau an die Bedürfnisse des Patienten angepasst sein sollen. Krankheiten, bei denen früher eine Therapie für alle galt, können heute oft differenzierter und zielgerichtet behandelt werden. Möglich machen das zum Beispiel in der Krebstherapie neuere diagnostische Methoden wie die molekulargenetische Untersuchung von

Tumorgewebe oder Blut sowie verschiedene bildgebende Verfahren, die es so vor einiger Zeit nicht gab. So muss mancher eine besonders aggressive Behandlung ertragen, um der Heilung näherzukommen, anderen kann diese erspart bleiben – und damit die Nebenwirkungen. Gut sichtbar sind die Erfolge von besserer Diagnostik und zielgenauerer Therapien laut Deutschem Kinderkrebsregister bei der Zehn-Jahres-Überlebenswahrscheinlichkeit erkrankter Kinder unter 15 Jahren: Anfang der Achtzigerjahre lag diese bei nur 66 Prozent. 34 Prozent starben innerhalb der ersten zehn Jahre. Kinder, die zwischen 2006 und 2015 an Krebs erkrankten, hatten bereits eine Überlebenswahrscheinlichkeit von 83 Prozent: ein Trend, der sich fortsetzt, bei nahezu allen Arten von Kinderkrebs. dialika.neufeld@spiegel.de

## Konsum

### Gehören Plastiktüten verboten, Herr Bilstein?

Frank Bilstein, 48, Unternehmensberater bei A. T. Kearney, über falsche Prioritäten beim Klimaschutz

**SPIEGEL:** Herr Bilstein, auf Mallorca sind Einwegplastiktüten von 2021 an verboten, Indien will sie verbieten, Umweltministerin Svenja Schulze sie auch bei uns abschaffen. Sie haben in einer Studie Maßnahmen zum Schutz des Klimas miteinander verglichen. Was bringt ein Verbot überhaupt?  
**Bilstein:** Ein Verzicht auf die Tüten macht durchaus Sinn, weil sie Berge von unnötigem Kunststoffmüll verursachen. Es ist gut, wenn keine Tüten mehr in den Ozeanen landen. Wenn es um Klimaschutz geht, sind die Plastiktüten aber nicht das Problem.

**SPIEGEL:** Wieso nicht? Die Beutel gelten als das Symbol für unsere umweltschädliche Wegwerf- und Konsumgesellschaft.

**Bilstein:** Wenn man die eigene Klimabilanz verbessern will, bringt der Verzicht wenig. Wenn ich ein Jahr lang keine Plastiktüte benutze, spare ich drei Kilogramm CO<sub>2</sub>. Ein Flug von Düsseldorf nach Mallorca produziert 680 Kilogramm Kohlendioxid. Ich dürfte also mehr als 200 Jahre keine Plastiktüten mehr kaufen, um diesen einen Flug zu kompensieren.

**SPIEGEL:** Wie gut wissen die Deutschen über Klimaschutz Bescheid?

**Bilstein:** Nicht gut genug. Obwohl das Thema ständig in den Medien ist, setzen viele Menschen ihre Prioritäten falsch. Das liegt auch daran, dass es bisher kaum eine Übersicht darüber gegeben hat, welche Maßnahmen welchen Effekt haben.

**SPIEGEL:** Wo sehen Sie noch Potenzial, etwas für das Klima zu tun?

**Bilstein:** Ein unterschätztes Thema sind Dämmung und Heizung. Noch stärker als in Deutschland wäre die Wirkung in den USA und Großbritannien, da dort die Standards nicht so hoch sind. Relativ einfach kann man übrigens CO<sub>2</sub> einsparen, wenn man seine Wäsche nur kalt wäscht, bei 30 Grad Celsius. In Amerika ist es bereits verbreiteter, warum nicht auch hier in Deutschland?

**SPIEGEL:** Was unternehmen Sie persönlich, um das Klima zu schützen?

**Bilstein:** Ich bin Vielflieger. Ich fahre privat ein Elektroauto, habe eine moderne Heizung und lebe vegetarisch – durch den Job ist meine CO<sub>2</sub>-Bilanz tiefrot. Auch wenn mein Arbeitgeber die Flugemissionen kompensiert. RED



# Abstellgleis

Ein ehemaliger Lokomotivführer aus Bielefeld will den Weltmeisterzug von 1954 retten.

Olaf Teubert erinnert sich noch, wie er am 4. Juli 1954 zu Hause in Leipzig vor dem Radio saß und Herbert Zimmermann zuhörte, der das Finale der Fußballweltmeisterschaft zwischen Deutschland und Ungarn kommentierte: »Sechs Minuten noch im Wankdorf-Stadion in Bern, keiner wankt, der Regen prasselt unaufhörlich hernieder ...« Damals war Teubert 18 Jahre alt und arbeitete als Maschinen-schlosser beim Reichsbahnausbesserungswerk. Inzwischen ist er 83 und lebt in Bielefeld. Er sagt, als Rahn aus dem Hintergrund schoss und Zimmermann »Tooooor!« schrie, sei das eine Genugtuung gewesen. Der Sieg riss ein ganzes Volk aus der Depression der Nachkriegszeit. »Deutschland war ge-teilt, aber mit der Teilung habe ich mich nie abgefunden. Es war auch meine Mannschaft, die den Titel gewonnen hatte«, sagt Teubert. Vielleicht ist das ein Grund, warum er das letzte Exemplar des Zuges retten will, mit dem die Spieler nach dem Triumph aus der Schweiz zurück in die Heimat reisten.

Teuberts Vater galt seit dem Krieg als vermisst, die Mutter war früh an Tuberkulose gestorben, und seine Schwester musste die DDR »aus politischen Gründen« verlassen, wie er sagt. Weil er nicht zur Volksarmee wollte, folgte er ihr 1955 nach Ostwestfalen. Teubert sitzt im Ringlokschuppen in Bielefeld. Heute ist das eine Veranstaltungshalle mit Café, früher war es der Sitz des Bahnbetriebswerks. Teubert war 50 Jahre und fünf Monate lang bei der Bahn angestellt, hat als Heizer einer Dampflok auf der Fahrt von Bielefeld nach Braunschweig sieben Tonnen Kohle in den Kessel geschüffelt, er hat noch immer einen mächtigen Bizeps. Er war Lokomotivführer, zunächst von Dampfloks, später von E-Loks.

Nach seiner Pensionierung gründete er 2004 den Verein der Bielefelder Eisenbahnfreunde mit. Die erste Lokomotive, die Teubert vor der Verschrottung bewahrte, war die 01 150, eine Dampflok, gebaut 1935, die er selbst noch gefahren ist. Für die Instandsetzung sammelte er eine halbe Million Euro. Er hatte unter anderem dem damaligen Bahn-Chef Hartmut Mehdorn geschrieben und dem früheren Ministerpräsidenten Kurt Biedenkopf, einem bekennenden Eisenbahnfan, der 10 000 Euro spendete. Die Lok wurde in einem Werk in Meiningen aufbereitet, und jedes Mal, wenn Olaf Teubert in Thüringen war, um die Fortschritte zu begutachten, blickte er auf einen Zug, der auf einem Abstellgleis vor sich hin rostete: ein VT 08, auch »roter Blitz« genannt. Der Weltmeisterzug.

Olaf Teubert kann so liebevoll über Züge reden wie andere über Frauen. Der VT 08 sei »ein Hingucker« gewesen, sagt er, »elegant und niveauball«. Der VT 08 fuhr Tempo 140 und bot

für Geschäftsreisende ein Abteil mit Sekretärin und Telefon. Zur Baureihe zählten 20 Dieseltriebwagen, 22 Mittelwagen und 13 Steuerwagen. Der einzige komplette Zug, den es noch gibt, ist der in Meiningen. Er besteht aus vier Wagen und gehört dem Museum der Deutschen Bahn. Bis auf einen weiteren Steuerwagen sind alle übrigen Stücke vernichtet worden, auch der originale Weltmeisterzug. In Meiningen steht die baugleiche Ausführung, die im Film »Das Wunder von Bern« auf-taucht. Für die Dreharbeiten wurde sie dem Vorbild entspre-chend mit »FUSSBALL-WELTMEISTER 1954« beschriftet.

Vom alten Glanz ist wenig übrig geblieben. Die Außen-verkleidung ist schmuddelig und rissig, der Zug hat Moos angesetzt, die Scheiben sind matt und undicht, der Innenraum ist feucht. Dieser Anblick schmerzt Olaf Teubert. Für ihn ist der VT 08 ein Stück deutscher Geschichte. Er sagt: »Wenn wir 135 Millionen Euro ausgeben, um die ›Gorch Fock‹ zu sanieren, wenn wir die ›Landshut‹ aus Brasilien holen und aufarbeiten, dann muss uns doch auch dieser Zug wichtig sein.« Den Zug wieder fit zu machen kostet zwei bis drei Millionen

Euro, und deshalb hat Teubert den nächsten Spendenauftrag gestartet. Dass jeder seine Idee gut finden muss, ist für ihn keine Frage. Er hat Briefe ge-schrieben, drei Seiten lang, mit der Hand: »Wären Sie bereit, eine eventuelle Hauptuntersuchung dieses form-schönen Triebwagens finanziell zu unter-stützen? Die ganze Aktion liefe über die Deutsche Eisenbahnstiftung, Spendenbescheinigungen werden in unbedr-gneter Höhe ausgestellt.«

So einen Brief schickte er wie selbst-verständlich an Uli Hoeneß, Rudi Völler, Reiner Calmund, Oliver Bierhoff, Karl-Heinz Rummenigge, Clemens Tönnies, den damaligen DFB-Präsidenten Reinhard Grindel, an das Deutsche Fuß-ball-museum, an Jürgen Klopp, er schickte ihn an Adidas, an Edmund Stoiber, weil der im Aufsichtsrat des FC Bayern sitzt, und an Friedrich Merz.

Sosehr Teubert das Schicksal des Zuges berührt, so gleichgültig ist es den Fuß-ballmanagern und Politikern. Viele Adressaten meldeten sich nicht zurück. Grindel antwortete für den DFB am 15. März: Er habe »vollstes Verständnis und auch ein offenes Ohr«, könne aber nicht

helfen. »Hier fehlt es an der Zuständigkeit«, allerdings liege ihm »das Vermächtnis der 54er-Weltmeister sehr am Herzen«.

Am 11. April antwortete Adidas: Man sei sich als global tätiges Unternehmen »seiner gesellschaftlichen Verantwor-tung« bewusst, aber man könne nur Projekte »mit gemein-nützigem Hintergrund« unterstützen.

Am 23. Juli antwortete das Büro von Friedrich Merz: Man habe den Brief »mit großem Interesse gelesen«, könne sich aber nicht finanziell beteiligen.

Am 13. September antwortete das Büro von Edmund Stoiber: Herr Stoiber habe »hohen Respekt« vor dem Engagement, könne jedoch nichts tun. Er wünsche »viel Erfolg bei der Ak-quise von Spendengeldern und lässt Sie herzlich grüßen.«

Olaf Teubert sitzt im Ringlokschuppen und ist enttäuscht. »Die Bundesligisten haben vor der Saison über 700 Millionen Euro für Spieler ausgegeben. 3 Millionen sind ein Klacks.« Er würde gern weitermachen. Aber er weiß nicht, wem er noch schreiben soll. Maik Großkathöfer



Bielefelder will den Weltmeisterzug von 1954 vor der Verschrottung retten

Von der Website [Haller-kreisblatt.de](http://Haller-kreisblatt.de)

# Schnitzeljagd

**Traditionen** Andere Städte freuen sich über einen neuen Michelin-Stern, die Stadt Heidelberg will, dass das so geehrte Lokal wieder verschwindet. Eine Geschichte über Kochen, Kunst und Kommunalpolitik. Von Barbara Supp



**E**in Michelin-Stern. Wie ärgerlich. Ein Stern für ein Lokal, das es nach Ansicht vieler in Heidelberg gar nicht geben sollte. Andere Städte feiern das Lokal, den Koch, den neuen Stern. Heidelberg nicht. Im Gegenteil.

Eine Reise zu diesem Stern bringt eine seltsame Geschichte an den Tag: über Kochen, Kunst, Moral und Kommunalpolitik. Es ist die Geschichte eines Lokals namens »Oben« und die einer Stadt, die vor Gericht darum kämpft, es dem Betreiber abzunehmen, trotz des Sterns. Oder sogar: wegen des Sterns.

Die Juristen sind am Werk, das Verfahren läuft.

Blühender Lavendel, malmende Ziegen hinter einem hölzernen Weidezaun. Ein Gebäudeensemble mit viel Naturstein, Holzverschalung, hie und da etwas Kunst. Vor gut vier Jahren hat Familie Hofbauer den Alten Kohlhof, fünf Kilometer südöstlich der Altstadt, gekauft und renoviert. Sehr dezent, ohne Leuchtschrift und Wirtshausschild. Ein Lokal für 20 Gäste, mehr nicht. 13 Gänge, für 120 Euro pro Person plus Getränke, gegessen wird, was auf den Tisch kommt.

Ein warmer Abend, an einem rohen Holztisch im Garten ist Michael Hofbauer beschäftigt mit den ersten Häppchen des Menüs, sein Anwalt ist auch da. Man redet über Küche und Kunst, das Arrangement auf dem Teller lädt dazu ein. Das Weiße von der Melone, mit dem irgend etwas angestellt worden ist, dazu Chilischärfe, säuerlich-süße Himbeere, so formschön auf den Teller geschmeichelt, dass man sich wünscht, die Kreation wäre von Dauer, aber das ist sie ja nicht.

In der Küche tätig ist Robert Rädel, der Sternekoch, gebürtig aus Dresden, 37 Jahre alt, ein ruhiger Typ, bärig, schmal.

Immer wieder Gesprächsthema am Tisch ist Michael Eckert, FDP-Kommunalpolitiker und Rechtsanwalt. Er ist nicht der Rechtsvertreter der Stadt im Kohlhof-Prozess, aber einer der Meinungsführer im Gemeinderat. Bei einem Besuch in seiner Kanzlei in der Heidelberger Altstadt, vor dem Besuch im Kohlhof, hat er sozusagen die Klage mit auf den Weg gegeben, die Einwände gegen das, was Familie Hofbauer mit dem Kohlhof macht.

Er verwies auf das Grundbuch, in dem »wie wir meinen, eindeutig« geregelt sei, was auf dem Kohlhof zu geschehen habe: Gastronomie. Eine Gaststätte mit Hotelbetrieb. Gebe es die nicht, dann falle der Kohlhof per Rückkauf an die Stadt zurück, in deren Eigentum das Anwesen früher war.

Die Hofbauers wollten aber nur wohnen. Das Sternerestaurant? Sei spät und widerwillig eingerichtet worden. »Wenn wir den Rückkauf zurückziehen würden«, so Eckert, »würden Sie sehen, wie zwei Tage später der Gastraum zum Wohnzimmer wird.« Darum geht es in diesen Tagen. Darum kreist der Prozess.

Verhandelt wird auf den ersten Blick über Bürokratisches, über eine Eintragung im Grundbuch.

Verhandelt wird aber auch über die Frage, ob »gutes Essen böse sein kann«, so formulierte es der Esskritiker der »FAZ«. Über einen Kulturmampf auf dem Teller und über die Frage, ob die Kom-

Michael Hofbauer ist es, der meistens für die Familie spricht, obwohl seine Frau Sabine als Eigentümerin eingetragen ist und sein Sohn Florian das Restaurant betreibt.

Michael Hofbauer ist Geschäftsmann und Kunsthistoriker, ein entspannt wirkender 57-jähriger Herr mit Brille, glattem Kopf, Freizeithemd, der sich nicht scheut, seine Meinung zu sagen, gern auch wenn sie der Meinung anderer widerspricht. Angewandte Kunst: Da kommt er her. Er habe lange hauptberuflich gezeichnet, so erzählt er – für den Großen Brockhaus, für Biologielehrbücher, Naturtafeln, dann arbeitete er etliche Jahre für die Philatelie-Abteilung der Post. Die Geschäfte liegen gut. Er belohnte sich dafür, indem er sich einem zunächst brotlosen Interesse verschrieb: Kunstgeschichte. 16. Jahrhundert. Cranach und seine Zeit.

Hofbauer hat ein digitales Werksverzeichnis von Lucas Cranach dem Älteren angelegt, hat verschollene Exemplare aufgespürt und andere mutmaßlich als Fälschung identifiziert. Manchmal reibt sich seine Einschätzung mit der von anderen, aber auf jeden Fall genießt er in der Kunstwelt Respekt.

Es macht ihm Spaß, unübliche Gedanken zu verfolgen. Ist das eigentlich Kunst, was im Kohlhof auf dem Teller liegt?

»Wenn nicht nur das Endergebnis zählt, sondern auch die Genese, die Gedanken dahinter«, sagt Hofbauer grübelnd, »dann schon ...«

Es spricht Sinne an.

Es ist flüchtig. Vergänglich.

Aber das ist Konzeptkunst auch. Und auch die Sinfonie verklingt ja, wenn sie gespielt worden ist.

Die Gänge der Menüs mit den Pausen dazwischen, sind sie nicht wie Akte im Theater?

Auch Eckert sprach von Genuss, in seiner Kanzlei. Von Bauch und Herz.

Eckert sagte, dass er durchaus etwas übrig habe für gutes Essen, »das sieht man ja«. Und dass Robert Rädel gut kuche, er kenne ihn persönlich. Aber?

Eckert sprach von seiner Kindheit, er ist Jahrgang 1956, wie so viele Heidelberger habe er den Alten Kohlhof von früher Jugend an gekannt. Hinter dem Weiler liegt ein Rodelhang, und ganz früher, als es noch Schnee gab, konnte man dort auch Ski fahren.

Im Sommer, sagt Eckert, »wurde ich von meinen Eltern auf Wanderungen in dem Gebiet herumgescheucht«. Aber hinterher gab es zu essen und zu trinken, im Kohlhof. Was, weiß er nicht mehr genau, aber es wird wohl »SchniPoSa« gewesen sein, Schnitzel mit Pommes



»Oben«-Patron Hofbauer: Kunst auf dem Teller?



Lokalpolitiker Eckert: Mit Motorrad zum Schnitzel

munalpolitik mitreden soll, was auf dem Teller liegt.

Bekommt die Stadt den Kohlhof zurück? Oder dürfen die Hofbauers samt Rädel und dem Stern auf dem Kohlhof bleiben?

Ja, sagte das Heidelberger Landgericht in einem Urteil vom 5. Juni 2019: Die Hofbauers seien im Recht. Aber die Stadt gibt nicht auf. »Wir müssen Berufung einlegen«, sagte Eckert gleich nach dem Urteil, der Gemeinderat sah es auch so, und so geschah es.

Also gibt es an diesem Spätsommertag Blutkrapfen mit Wiesenkräuteressig auf Bewährung. Die Stadt will lieber Schnitzel.

und Salat. Und Cola. Oder Limo. Oder Spezi.

Kindheitsgeschichten. Ausflug, Spiel, und dann in der Wirtschaft sich wünschen dürfen, was es gibt: In einer Sechzigerjahre-Kindheit waren das keine Selbstverständlichkeiten, sondern Glücksmomente. Die Erinnerung daran bleibt.

Ist es elitär, was die Hofbauers aus dem Kohlhof gemacht haben?

Ist es populistisch, was die Stadt dagegen unternimmt?

Es ist ein seltsamer Streit, ohne Kenntnis der Vorgeschichte des Kohlhofs und der Hofbauers fällt es schwer, ihn zu verstehen.

Der Alte Kohlhof gehörte der Stadt, war seit den 1830er-Jahren Ausflugslokal. Ein Wirtshaus, ein Lieblingsort von vielen.

Trotzdem hat die Stadt das Grundstück mit dem Alten Kohlhof in den Neunzigerjahren, Privatisierung war Mode, an Privatleute verkauft. Mit schlechtem Gewissen, wie es scheint, daher der Grundbucheintrag: eine »beschränkte persönliche Dienstbarkeit«, der zu folge dort bis zum Jahr 2022 »allenfalls der Betrieb einer Gaststätte mit Hotelbetrieb« zulässig sei.

Wenn der Blick über die Obstwiesen, das wellige Weideland schweift, wenn man sich einen Biergarten dazudenkt und die Farben, die Gerüche der Kindheit – ein Sehnsuchtsort, man versteht das. Solche Orte sind prägend, sie sollen Heimat sein. Eckert war auch später immer wieder dort, als Ausflügler mit dem Motorrad.

Grundversorgung, Daseinsvorsorge, so heißt das, worum sich eine Kommune zu kümmern hat. Schöner Gedanke eigentlich, wenn eine Gemeinde einen Sehnsuchtsort als Kulturvorsorge begreift. Nur: Man kann so ein Idyll würdigen, kann es fördern, pflegen. Verordnen kann man es nicht.

Sehnsuchtsort heißt ja nicht, dass der Sehnsüchtige dauernd herkommt. Oft reicht es, dass der Ort existiert. Dass man ihn, wenn man wollte, besuchen könnte.

Dem Vorbesitzer des Alten Kohlhofs reichte es nicht. Der Betrieb ging in die Insolvenz.

Der Sehnsuchtsort Wirtshaus: Er hat ein Problem. Vom »Wirtshaussterben« spricht der Gaststättenverband Dehoga. Zwischen 2011 und 2017 ist die Zahl der Restaurants in Deutschland um rund 5000 gesunken, die der Imbissstuben um 4600 gestiegen.

Die Menschen essen im Vorübergehen. Oder sie lassen liefern. Es blüht das Geschäft derer, die Menschen davon abhalten,

essen zu gehen. Die Erwartung ist: Es gibt alles, jederzeit und überall und schnell.

Jederzeit alles zu servieren, für den schnellen Verzehr, das ist das Gegenteil von dem, was ein guter Gasthof macht. Nicht nur Essen, auch Kochen braucht Zeit. Braucht Menschen, die es können. Die Köner muss man finden und bezahlen können. Was den Wirtschaften fehlt, sind nicht nur die Gäste, sondern auch das Personal.

Wer durchhält, hat möglicherweise eine fleißige Großfamilie, die die Arbeitsstunden nicht zählt. Oder er trickst. Es gibt ja Halb- und Dreiviertelfertigprodukte, auf Messen wie der Hamburger Internorga bekommt man sie zu sehen. Röst-

damals Robert Rädel, ein junger Koch mit besten Referenzen.

Das Problem, erzählt Michael Hofbauer bei Schweinewedel mit Apfel und Meerrettich, war eine bestimmte Art von Besuchern. Jene, die es schnell und billig wollten – und viel, so erzählt es Hofbauer. Und die in Massen kamen.

»Es gab Gerüchte«, hatte der Anwalt Eckert in seiner Kanzlei erzählt, »erst wollte man's gar nicht glauben. Aber dann kam dieser Brief.«

Dieser Brief? »An die Gäste. Sie sollten sich anständig benehmen.«

Es gab tatsächlich ein Schreiben an die Gäste, die Hofbauers hatten es im Lokal ausgelegt. Sie würden die Öffnungszeiten in Lingental einschränken. Sie hätten Probleme, Personal zu finden, das Verhalten von Gästen sei daran schuld. »Tausende von Besuchern hinterließen täglich ihre Spuren nicht nur in Form von Verschmutzung und Beschädigung, sondern führten auch Mitarbeiter unserer Betriebe an den Rand ihrer Belastbarkeit«, heißt es weiter. Es gebe Gäste, die Servicekräfte »beschimpfen, beleidigen, mitunter bespucken«. Es gebe die »verbreitete Unsitte einer einseitigen Anspruchshaltung« – bei gelegentlich abgrundschlechtem Benehmen.

Der Shitstorm danach? Eindrucksvoll. »Kein Wunder«, meint der Anwalt Eckert. »Das macht man nicht: seine Gäste beleidigen.«

Es machte das Leben in Lingental jedenfalls nicht leichter, beenden wollten die Hofbauers die Sache jedoch nicht.

Der Alte Kohlhof sollte eine Ergänzung zu Lingental sein, so beschrieben sie es der Stadt. Dann gab es Überschwemmungen in Lingental, mehrmals, das Projekt Lingental war vorbei.

Wo das Ausflugslokal auf dem Kohlhof bleibe? Es gab Nachfragen von der Stadt. Es sei »wirtschaftlicher Selbstmord«, etwas Derartiges im Kohlhof zu betreiben, schrieb Hofbauers Anwalt Michl zurück.

»Wir haben dann doch kalte Füße gekriegt«, sagt Michael Hofbauer. Also organisierten sie für den 15. Januar 2017 etwas, das die »Rhein-Neckar-Zeitung« anschließend als Eröffnung beschrieb. Am Tag danach kündigte der Heidelberger Oberbürgermeister den Rückkauf an. Auf dem Kohlhof gebe es noch immer keine Gastronomie.

Essen muss der Mensch, wie jedes Tier. Aber wenn er es will, kann die Pflicht zur Kür werden, das ist sein Privileg.

Die Kür kann in Prahlerei münden, wie beim goldenen Steak des Franck Ribéry. Die Gourmetküche hat auch diese Variante, wenn sie auf einer Anhäufung von



**Sternekoch Rädel:** Einlegen, beizen, fermentieren

zwiebeln für die Fritteuse. Schnitzel zum Toasten.

Genau so etwas wollten Hofbauers nicht, als sie für einen ersten Versuch in der Gastronomie im Jahr 2012 zwei verfallene Bauernhöfe kauften, fünf Autominuten vom Kohlhof entfernt: Gut Lingental.

Gastgeber sein, gute Küche servieren. Etwas Schönes aufbauen, so wie es einem selbst gefällt – es gibt viele Quereinsteiger in der Gastronomie, die sich das so vorstellen. Die Hofbauers kauften, sanierten, schufen in Lingental einen Ort nach ihrem Geschmack, betrieben ein Feinschmeckerlokal, eine Hochzeitsscheune, ein gutbürgerliches Biergartenlokal.

Und machten Erfahrung mit Gästen.

Das Problem lag nicht im Feinschmeckerbereich, dort verwirklichte sich schon

Luxuslebensmitteln basiert – diese Hummerkaviartrüffeljakobsmuschelküche, »Premium Food« heißt das in der Szene. Robert Rädel gehört zur anderen Fraktion.

»Wir haben erst mal geschaut, was man da draußen nicht essen kann«, sagt Rädel. Über den Rest machten sie sich dann Gedanken.

Flechten, Bärlauch, Knöterich, Fette Henne, Wachsböhne, Sellerieferment: So steht es auf den Einmachgläsern in der Küche, im Vorratsraum. Einlegen, beizen, fermentieren. Mit einfachen Dingen Aufregendes anzustellen, das ist die Idee.

Bei Hummer, Kaviar und so weiter ist es so, dass der Koch sich unterzuordnen hat, er muss sie zur Geltung bringen, sie glänzen schon für sich.

Anders ist die Hierarchie bei dicken Bohnen. Oder bei Sellerie. Dinge, bei denen nicht der Materialwert zählt, sondern die Idee, die Verarbeitung, die Präzision.

Die Schlichtheit wird zelebriert. In der Karte schreibt man nicht mehr über »Trilogien« auf dem Teller oder »Dialoge« oder »Harmonien«, sondern nennt die Zutaten: Stör. Paprika. Graupen. Oder: Taube. Pfirsich. Pfifferlinge. Was die Dinge dann miteinander anstellen, soll überraschen.

Es sieht nicht aus, wie es früher aussahen musste, um Michelin-Testern zu gefallen: weißes Tischtuch, Silberbesteck und ein Herr in Pinguinfarben, der hinter dem Gast steht und die frische Serviette reicht, bevor man gemerkt hat, dass die andere vom Schoß gerutscht ist.

Der Gastraum im »Oben«: skandinavisch schlicht, mit dunklem, rohem Holz. Es sehe nicht wie ein Restaurant aus, sondern wie ein Wohnzimmer, sagen misstrauische Leute – »ihr Dummerle, genauso soll es aussehen«, denkt Hofbauer dann, so erzählt er. Früher jedenfalls hätte es für ein Lokal wie das »Oben« wohl keinen Stern gegeben. Aber auch Michelin hat sich verändert. Dem Tester jedenfalls gefielen der »liebevoll und wertig designete Gastraum« und das »Menü mit 13 kreativen, regional geprägten Gängen«.

Das nicht billig ist. 120 Euro nehmen sie für ein Menü.

120 Euro, sagt Hofbauer, könne man »auch für andere nicht strikt lebensnotwendige Dinge« ausgeben.

Stimmt eigentlich, man kann es. Es ist gar nicht schwer.

Ein Ticket fürs Tina-Turner-Musical zum Beispiel, Reihe 25. Oder Spezialpoliturbehandlung fürs Auto. Oder eine Cryo-Kälteplattensitzung im Schönheitsstudio.

Aber warum muss ich die kompletten 13 Gänge nehmen, warum kann ich nicht sagen: Ich will nur die Hälfte?

»Im Theater sagen Sie auch nicht: Ich will nur den zweiten und den fünften Akt«, sagt Michl, Hofbauers Anwalt. Hofbauer sagt: »Oder in der Oper: Ich mag keinen Bass.«

Beim 12. Gang von 13, dem Dessert, hat sich die Kunst auf dem Tisch ins Gegenständliche gewagt. Auf dem Teller liegt ein Luftballonstrauß aus Kirschen, Krempuppen und Schokolade. Mit einem Michelin-Männchen unten dran, das den Luftballonstrauß hält.

Der Michelin-Stern – er kam im Februar dieses Jahres und platze mitten in die rechtlichen Streitigkeiten.

Einen schwer nachvollziehbaren Rechtsstreit inzwischen, oder nicht? Die Stadt will, dass die Hofbauers Gastronomie betreiben. Das tun sie. Welche Gastronomie, ist nicht definiert. Warum unbedingt Berufung einlegen? Wo, Herr Eckert, ist das Problem?

»Dass man Verträge einhalten muss!« Für den Lokalpolitiker Eckert ist die Eröffnung, von der die »Rhein-Neckar-Zeitung« schrieb, einfach nur »ein Fest« gewesen, »eine Privatefeier«. Als es darauf ankam, habe es kein Lokal gegeben.

Und wenn schon, jetzt ist da Gastronomie, mit Stern sogar, die Stadt hat, was sie wollte, noch mal, wo ist das Problem?

»Da wurde gemahnt und nachgefragt und nachgefragt und gemahnt. Und irgendwann ist auch mal Tuck.«

Das Gericht sah das anders.

## Es klingt so, als ob sich da jemand verrannt hat, und es ist nicht die Seite, die das Restaurant betreibt.

Das Gericht sah es so: Die Stadt hat, was sie wollte, und könnte Ruhe geben.

Außerdem sei die »Dienstbarkeit« im Grundbuch nicht wirksam, sie sei zu löschen. Jemanden zwingen, ein Lokal zu führen? Wenn die Stadt unbedingt ein Ausflugslokal dort wollte, steht sinngemäß im Urteil, hätte sie etwa den Alten Kohlhof verpachten sollen. Und überhaupt, wenn das Lokal so notwendig ist – warum ist es dann nur notwendig bis 2022? Das Urteil sagt es nicht so, aber es klingt, als ob sich da jemand verrannt hat, und es ist nicht die Seite, die das Restaurant betreibt.

Bleibt eine Frage, nach 13 Gängen in Hofbauers »Oben«.

Rentiert sich der Laden?

»Nein«, sagt Michael Hofbauer. »Wir zahlen drauf.«

Also werden Sie doch bald dichtmachen? Und einfach nur hier wohnen? Oder das Ganze teuer verkaufen?

»Quatsch. Es ist doch absurd, dass man sich einen Stern erkocht und dann sagt: Ätsch, wir lassen es. Ich sage Ihnen: Wir werden das selbstverständlich weiterbetreiben.«

Und wie machen Sie das?

»Nennen wir es – Quersubventionierung. Kommen Sie morgen mit. Ich werde Ihnen etwas zeigen.«

Am nächsten Tag geht die Fahrt in ein Gewerbegebiet nach Wiesloch bei Heidelberg zu einem Unternehmen, nein, einem Campus, mit einem Pool in der Mitte, flachen Bauten und Büroarbeitsplätzen, die nach Kinderzimmer aussehen. Auf dem Campus steht ein Endzwanziger mit kurzer Hose und durchtätowierten Armen und Beinen. Das ist Florian Hofbauer, in seinem Start-up.

Produziert werden hier Maschinen, aus denen Dampf kommt wie bei Espresso-maschinen. An deren Düse hält man einen Becher, zum Beispiel mit Ei darin. Das ergibt Rührei. Nach 15 Sekunden. Und es schmeckt? Nach Rührei, tatsächlich.

Man kann auch andere Substanzen unter die Düse halten und erhält dann Porridge. Oder eine Art Schokokuchen oder etwas, das Michael Hofbauer großspurig als Kässpätzle angekündigt hat, das aber nicht so schmeckt.

Eine Maschine dieser Art will das Start-up auch für Privathaushalte auf den Markt bringen, bisher wird sie eher für Fast-Food-Anbieter verkauft, gern zusammen mit der Kuchen- oder Porridgesubstanz, die es aufzuschaumen gilt. Florian Hofbauer war mit seiner Maschine auf der Internorga, es laufe gut, sagt er.

Das ist die Quersubvention.

Das Rührei unten subventioniert oben die Kunst auf dem Teller.

Oder doch nicht Kunst?

Zwei Wochen nach dem Besuch in Heidelberg kommt eine Mail von Michael Hofbauer. Er hat weiter gedacht. »Anders als beim modernen Verständnis von Kunst, die heute autonom und keinem bestimmten Zweck mehr verpflichtet ist, findet die sprichwörtliche ›Kochkunst‹ doch weiterhin über (möglichst) alle fünf Sinne Zugang zu unserem Gehirn, wo positive Emotionen ausgelöst werden sollen.

Hässlichkeit und unangenehmer Geschmack scheiden als künstlerisches Ausdrucksmittel von vornherein aus. Welcher Gast würde schon Geld für Speisen bezahlen, die, vielleicht um unsere Fast-Food-Generation anzuprangern, ekelregend dargeboten werden?

Kochen scheint mir deshalb doch eher eine Art Botschaft an einen bestimmten Empfänger und damit zweckbestimmtes Design zu sein.«

Der Zweck ist, dass man das produzierte in sich aufnimmt, sich einverleibt, im wörtlichen Sinne, was bei keiner Wagner-Oper und keinem Cranach-Gemälde und keiner Shakespeare-Tragödie geschieht.

Eigentlich müssten Künstler die Könner am Herd beneiden.

# Spa des Todes

**Leitkultur** Alexander Osang über Dokudramen in Fantasiekulissen

N eulich hat eine israelische Filmfirma angerufen und gefragt, ob sie die Ermordung von Abu Dschihad in unserem Garten drehen dürfe. Abu Dschihad hieß eigentlich Chalil Ibrahim Mahmud al-Wasir. Er wurde in Ramla geboren, wuchs im Gazastreifen auf und gründete zusammen mit Jassir Arafat in Kuwait die Fatah. Er koordinierte Guerillaaktivitäten der PLO. Deshalb nannte man ihn den Vater des Dschihad. 1988 wurde er von einer 26-köpfigen israelischen Eliteeinheit in Tunis getötet. Zusammen mit zwei Leibwächtern und seinem Gärtnert. Der Anschlag wurde vom Mossad geplant, es geschah in der Nacht.

Der Mann vom israelischen Film hatte bei einem Rundgang durch das Viertel unsere Hoftür gesehen, von außen. Er hatte sich in der Welt hinter der Mauer das nächtliche Attentat von Tunis vorstellen können. Ich war mir nicht sicher, ob 26 schwer bewaffnete israelische Einsatzkräfte in unseren Garten passen würden. Zusätzlich zu Abu Dschihad, seinen beiden Leibwächtern und dem armen Gärtnert. Es ist nur ein kleiner Garten. Es ist eher ein Hof als ein Garten. Wir haben ein paar Kletterpflanzen aufgestellt und Töpfe mit Kräutern, das Basilikum schießt. In Tel Aviv wächst ja alles sehr schnell. Außerdem hängt ein Ast vom Mandarinenbaum unserer Nachbarin in den Hof. Man müsste den Wäscheständer wegstellen. Man würde es schon hinbekommen, dachte ich.

Der Filmmann wollte wissen, wie es denn im Haus ausgehe.

Ich weiß nicht genau, wie sich der Vater des Dschihad in den Achtzigerjahren eingerichtet hat, fürchte aber, dass es bei ihm anders aussah als in unserer Wohnung. Bevor wir hier einzogen, gab es in den Räumen ein japanisches Spa. Es soll ein gutes Spa gewesen sein, sagen unsere Nachbarn und Bekannten. Es ist alles sehr weiß und glatt, es gibt viele Badezimmer. Im Prinzip ist die ganze Wohnung ein einziges Bad. Man kann sich überall Massagetische vorstellen, Teeschalen und Japanerinnen im weißen Kittel, aber eher nicht den militärischen Zweig der PLO. Ich habe das dem Filmmann nicht gesagt, aber ich glaube, er hörte den Zweifel in meiner Stimme.

Fernsehleute verlieren schnell das Interesse, wenn sie Zweifel spüren. Sie leben von der Begeisterung. Ich bin ein paarmal in Filmprojekte eingebunden gewesen. Es gab immer sehr viele Abendessen, bei denen sich alle versicherten, dass sie ein gutes Gefühl haben. Ich glaube zehn Prozent der Produktionskosten gehen immer für diese Abendessen drauf. Wenn es keine Abendessen mehr gibt, weißt du, die Luft ist raus aus dem Projekt. Das kann von heute auf morgen passieren. Ich wurde von einer Filmproduzentin mal ins Hotel

Vier Jahreszeiten nach Hamburg bestellt, um einen Dramaturgen eines großen öffentlich-rechtlichen Senders zu unterhalten, damit er Geld für unser Filmprojekt herausrückte. Der Mann war alt und unfassbar schlecht gelaunt. Ich erzählte lustige Geschichten, er sagte immer nur, dass alles scheiße sei, die Drehbücher und die Welt. Andererseits bekommen sie natürlich viel hin bei Film und Fernsehen. Viele Defa-Indianerfilme wurden in Jugoslawien gedreht, »Das Leben der Anderen« auf dem Dachboden eines Hauses in der Hufelandstraße. Die ostdeutschen Kritiker des Films beklagten, dass auf dem Dachboden gar kein Stasi-Überwacher hätte sitzen können, weil wir ja da immer die Wäsche aufhängen. Aber das vergisst man. Die DDR sieht in meinen Erinnerungen so graublau aus wie in »Das Leben der Anderen«, obwohl ich weiß, dass Florian Henckel von Donnersmarck bewusst die warmen Farben aus seinen Bildern weglief. Mein kindliches Afrikabild wurde im Wesentlichen von Tarzan und »Daktari« geprägt, mein Amerikabild von »Rauchende Colts«, »Bonanza« sowie Gojko Mitic als Tecumseh beziehungsweise Chingachgook, die große Schlange. Von Männern, die mit Tropenhelm, Indianerhaube, Cowboyhut in Kulissen herumstanden und mit Platzpatronen schossen. Die Bundesrepublik stellte ich mir als Junge in etwa so aufgeräumt und erstickend vor wie die Häuser, in denen Derrick ermittelte. Ganz wird man diese Eindrücke nie los.

Vorige Woche stand ich mit einem Fernsehteam der ARD in einem russischen Restaurant in Berlin-Friedrichshain. Es hieß Datscha. Ich war hier, um über mein Buch zu reden, das zu großen Teilen in Russland spielt. An der Wand hingen Fotos mit russischen Landschaften und Menschen. Auf einem erkannte ich Erich Honecker mit einem russischen Mann bei der Jagd. Beide trugen große Fellmützen. Der Kollege von der ARD sagte, der Russe sei Chruschtschow.

»Aber Honecker hatte mit Chruschtschow gar nix zu tun«, sagte ich.

»Das ist auch nicht Honecker«, sagte der Redakteur.

Ich starrte das Bild an, und Honecker schien wirklich aus dem Foto zu verschwinden, er sah nun eher aus wie der sowjetische Atomphysiker in der Fernsehserie »Chernobyl«. Ein Schauspieler, den ich schon als King George in »The Crown« gesehen hatte und als Agenturchef in »Mad Man«. Immer rauchte er. Vielleicht sucht er sich seine Rollen danach aus. Die Sowjetunion der Achtzigerjahre sieht in »Chernobyl« grünlich aus. Auch die Gesichter der Menschen wirken grünlich. Alle sprechen Englisch, sogar Gorbatschow. Sie gucken grimmig und trinken viel Wodka. Das weiß man ja.

Ich redete mit den ARD-Kollegen über Russland, Familien und Bücher, ich lief nachdenklich hin und her, und einmal sagte der Kulturreporter den wunderschönen Satz: »Wir stellen Alexander Osang jetzt mal auf eine Kiste.« Das machten wir dann. Ich spielte mich selbst. Ich legte mich ein bisschen ernsthafter an, als ich bin, glaube ich. Später stellten wir Alexander Osang dann noch vor die Stalin-Bauten an der Berliner Karl-Marx-Allee.

Nach Moskau. Sozusagen.



Osangs Hoftür (l.) in Tel Aviv

ALEXANDER OSANG / DER SPIEGEL

# DER EFFIZIENTESTE ASTRA ALLER ZEITEN

ab  
**159 €**

Leasingrate zzgl. MwSt.<sup>1,3</sup>  
inkl. OPEL BUSINESS FLAT<sup>2</sup>



## Der neue Opel Astra:

- Reduzierte Betriebskosten dank neuer, sparsamerer Motoren generation
- 5 Antriebskombinationen mit weniger als 100 g CO<sub>2</sub>/km  
(gemäß NEFZ<sup>4</sup>)

**Jetzt bei den Opel Unternehmerwochen  
vom 01.10. bis 31.12.2019.**

Weitere Informationen erhalten Sie über das Opel Firmenkundencenter:  
Tel.: 06196 9530139, [info@opel-firmenkundencenter.de](mailto:info@opel-firmenkundencenter.de)



<sup>1</sup> Beispiel-Kalkulation für den Opel Astra 5-Türer Edition, 1.5 Diesel, 77 kW (105 PS)\* mit Start/Stop, Euro 6d-TEMP, 6-Gang-Schaltgetriebe, mtl. Leasingrate zzgl. MwSt. inkl. OPEL BUSINESS FLAT 159,00 €, Leasingsonderzahlung (exkl. MwSt.) 0,00 €, Laufzeit 36 Monate, Laufleistung 10.000 km/Jahr. Angebot zzgl. Überführungskosten. Ein Kilometer-Leasingangebot (Bonität vorausgesetzt) der Opel Leasing GmbH, Mainzer Str. 190, 65428 Rüsselsheim. Nach Vertragsende werden Schäden sowie Mehr- und Minderkilometer (Freigrenze 2.500 km) gesondert abgerechnet. Angebot für Gewerbekunden und nur gültig bei Vertragseingang beim Leasinggeber bis 31.12.2019. Alle Preise verstehen sich zzgl. MwSt.

<sup>2</sup> Ausgewiesene Leasing-Nettorate inkl. OPEL BUSINESS FLAT (1 Jahr Garantieverlängerung im Umfang der Herstellergarantie zusätzlich zu den 2 Jahren reguläre Herstellergarantie, 2 Jahre Mobilservice-Verlängerung zusätzlich zu dem 1 Jahr regulärer Mobilservice, je nach Modell und Serviceintervall bis zu 3 aufeinanderfolgende Inspektionen gemäß Opel Serviceplan – beginnend ab der ersten Inspektion, inklusive Lohn und Material –, 3 Jahre Verschleißteilaustausch für wesentliche Verschleißteile, wie in den allgemeinen Bedingungen zu Opel FlexCare beschrieben). Gültig bis 31.12.2019.

<sup>3</sup> Die Kalkulation beinhaltet eine Wechselprämie. Bei Leasing eines sofort verfügbaren Astra Neufahrzeugs oder bei Neubestellung eines Astra erhalten Sie die Wechselprämie bei gleichzeitiger Inzahlungnahme Ihres Opel Gebrauchtwagens oder Fremdfabrikatfahrzeugs; vorausgesetzte Erstzulassung vor mindestens 6 Monaten und derzeit auf Sie oder eine im gleichen Haushalt lebende Person zugelassen. Die Wechselprämie wird auf den Neupreis des Leasingfahrzeugs angerechnet. Eine Barauszahlung ist nicht möglich. Nicht kombinierbar mit anderen Rabatten und Aktionen.

<sup>4</sup> Die angegebenen Verbrauchs- und CO<sub>2</sub>-Emissionswerte wurden nach dem vorgeschriebenen WLTP-Messverfahren (Worldwide harmonized Light vehicles Test Procedure) ermittelt und in NEFZ-Werte umgerechnet, um die Vergleichbarkeit mit anderen Fahrzeugen zu gewährleisten.

\*Kraftstoffverbrauch<sup>4</sup> innerorts 4,2–3,9 l/100 km, außerorts 3,2–3,1 l/100 km, kombiniert 3,6–3,4 l/100 km; CO<sub>2</sub>-Emission kombiniert 94–90 g/km (gemäß VO (EG) Nr. 715/2007, VO (EU) Nr. 2017/1153 und VO (EU) Nr. 2017/1151). Effizienzklasse A+

# Wirtschaft

»Vielleicht kann ich eines Tages auf Deutsch erklären, was negative Zinsen sind.« ► S. 70



R. CLASSEN / SHUTTERSTOCK

## Haushalt

### Steuer-Plus trotz Konjunkturflaute

Die deutsche Wirtschaft steht am Rande der Rezession, trotzdem nimmt der Bund mehr ein als erwartet.

● Die spürbare Abkühlung der Konjunktur schlägt bislang nicht auf den Bundeshaushalt durch. Finanzminister Olaf Scholz (SPD) rechnet auch für dieses Jahr mit zusätzlichen Steuereinnahmen. Allein der Bund kann demnach 2019 gegenüber der Steuerschätzung vom Frühjahr mit einem Plus von rund vier Milliarden Euro kalkulieren. Das geht aus dem Prognosevorschlag des Bundesfinanzministeriums (BMF) für die Steuerschätzung hervor, die Anfang kommender Woche stattfindet. An der Runde nehmen neben dem Bund unter anderem auch die Länder, die Bundesbank und die Wirtschaftsforschungsinstitute teil. Hauptgrund für den unerwarteten Anstieg sind die nach wie vor robusten Einnahmen bei

der Einkommen- und Umsatzsteuer. Beide Quellen sprudeln, weil weiterhin die Beschäftigung steigt und die Löhne anziehen. Das wiederum wirkt sich positiv auf den Konsum und die darauf entfallende Umsatzsteuer aus. Für 2020 geht das BMF davon aus, dass die Steuereinnahmen des Bundes um eine halbe Milliarde Euro niedriger ausfallen als noch in diesem Frühjahr vorausgesagt. In den Folgejahren bis 2023 sollen dann im Vergleich zur Frühjahrsschätzung jährlich rund eine Milliarde Euro fehlen. Grundlage für die Steuerschätzung ist die Konjunkturprognose der Bundesregierung. Sie erwartet ein Wachstum von 0,5 Prozent in diesem Jahr und einem Prozent im kommenden Jahr. REI

## Deutsche Bank

### Gericht kippt Entlastung

● Peinliche Schlappe für die Deutsche Bank: Das Landgericht Frankfurt hat die Entlastung von Konzernchef Christian Sewing, der Vorstände Karl von Rohr, Garth Ritchie und Silvie Matherat sowie des Aufsichtsratsvorsitzenden Paul Achleitner durch die Hauptversammlung im Mai für nichtig erklärt (AZ 3-05 O 54/19).

Geklagt hatte unter anderem die Riebeck-Brauerei. Hinter ihr steckt der Aktionär Karl-Walter Freitag, er macht der Bank seit Jahren das Leben schwer. Die Kläger bemängelten, die Aktionäre seien unzureichend über Haftungsrisiken sowie das Beratungshonorar informiert worden, das die Bank dem US-Finanzinvestor Cerberus zahlt. Cerberus ist mit drei Prozent einer der größten Aktionäre der Deutschen Bank und berät sie bei ihrem

Umbau. Ausschlaggebend für den Beschluss des Gerichts waren letztlich die mangelnden Informationen über Cerberus' ungewöhnliche Doppelrolle. Konkrete Folgen hat die Entscheidung zunächst nicht: Ritchie und Matherat haben die Bank inzwischen verlassen. Sewing, Achleitner und von Rohr können vorerst in ihren Ämtern bleiben. Die Bank teilte mit, Berufung beim Oberlandesgericht Frankfurt einlegen zu wollen. BAZ

Lufthansa

## Schlachtung am Esstisch

● Die Lufthansa greift zu ungewöhnlichen Mitteln, um Arbeitnehmervertretern der Cateringtochter LSG den Verkauf ihrer Firma schmackhaft zu machen: Sie organisiert Treffen zwischen Betriebsräten und Gewerkschätern mit potenziellen Käufern von LSG, etwa dem österreichischen Wettbewerber Do&Co und dem schweizerischen Anbieter Gategroup. Dazu lud die Lufthansa-Führung unter anderem zum Abendessen in die Konzernzentrale. Ver.di-Funktionäre machen seit Monaten Stimmung gegen die geplante Abspaltung des Cateringablegers (3,2 Milliarden Euro Umsatz, 35 000 Beschäftigte). Prominenteste Kritikerin ist die Lufthansa-Vizeaufsichtsratschefin Christine Behle. Die Gewerkschafter verlangen, dass alle Arbeitsplätze und Sozialstandards erhalten bleiben. Die Tellerwäscher, Gemüseschäler oder Tablettsbesticker werden ohnehin nicht gerade üppig bezahlt. Ihr Gehalt bewegt sich zwischen 1700 und 3000 Euro brutto. Was die Veranstaltungen gebracht haben, dürfte sich am kommenden Dienstag zeigen. Dann ist eine Zusammenkunft der Gewerkschafter mit den für den Verkauf zuständigen Lufthansa-Managern angesetzt. DID

Schlammawine

## 900 Opfer aus Brasilien verklagen TÜV Süd

● Neun Monate nach der verheerenden Schlammawine in Brasilien mit mehr als 250 Toten verklagen rund 900 Bewohner des Katastrophengebiets sowie die Gemeinde Brumadinho den TÜV Süd auf Schadensersatz. Nach Angaben des Anwalts wurde die Klage am Montag beim Landgericht München II eingereicht. Die Höhe der Klagesumme wird von den beauftragten Anwaltskanzleien SPG Law und Grohmann noch ermittelt. Sie dürfte in den zwei- oder dreistelligen Millionenbereich gehen. Am 25. Januar war der Abraumdamm I der Eisenerzmine Corrêgo do Feijão des Rohstoffmultis Vale nahe der Stadt Brumadinho geborsten. Die Schlammawine tötete mindestens 252 Menschen. 19 weitere werden noch immer vermisst. In den Monaten vor dem Unglück hatten brasiliatische TÜV-Mitarbeiter den Katastrophendamm begutachtet und ihn als stabil zertifiziert – obwohl sie zuvor intern massive Zweifel an der Sicherheit des Damms geäu-

ßert hatten. »Der TÜV Süd und Vale sind direkt verantwortlich für den Tod Hunderte Menschen«, sagte Angélica Amanda Andrade, die Schwester einer getöteten Frau, zum SPIEGEL. Andrade und vier andere Angehörige hatten in der vergangenen Woche bereits bei der Staatsanwaltschaft München Strafanzeichen gegen einen für Brasilien zuständigen TÜV-Süd-Manager und gegen die Prüforganisation eingereicht. Im Zivilprozess der 900 Anwohner geht es nun um Geld. Der TÜV Süd erklärt, ihm sei keine Klage bekannt. Der Konzern hat allein für Rechtsverteidigungs- und Beratungskosten Rückstellungen in Höhe von 33 Millionen Euro gebildet. CLH, GUD



Katastropheneinsatz in Brumadinho

Thomas Cook

## Zweiklassengesellschaft nach der Pleite

● Die Insolvenz des britischen Reiseveranstalters Thomas Cook Ende September trifft deutsche Urlauber mit stornierten, aber bereits bezahlten Trips deutlich härter als Kunden in Großbritannien. Das geht aus einem Schreiben hervor, das die Betroffenen kürzlich von einem Dienstleister der Zurich-Versicherung erhielten.



FRANCISCO UBLAIA / DPA

Sie deckt das Insolvenzrisiko für den deutschen Thomas-Cook-Ableger ab. Da der zwischen beiden Firmen vereinbarte »Haftungsmaximalbetrag« von 110 Millionen Euro »bei Weitem nicht ausreichen wird, um die Ersatzansprüche aller Kunden vollständig zu befriedigen«, heißt es in dem Infobrief, werde vermutlich nur eine Quote auf die ursprüngliche Forderung ausbezahlt. Gleichzeitig bitten die Verfasser um Geduld. Zunächst müsse die »voraussichtliche Gesamthöhe aller Ersatzansprüche« ermittelt werden. Dazu aber müsse erst feststehen, »in welcher Höhe gestrandete Reisende Erstattungsansprüche geltend machen werden«. Dass es auch anders geht, zeigt das Beispiel Großbritannien. Dort ist die Zivilluftfahrtbehörde CAA für den Schutz von Urlaubern im Insolvenzfall und die Erstattung des Reisepreises zuständig. Das System funktioniert deutlich besser als in Deutschland. Die Geschädigten können ihre Ansprüche online geltend machen und werden über jeden einzelnen Schritt detailliert informiert. Außerdem erhalten sie ihr Geld in voller Höhe zurück – »innerhalb von 60 Tagen«, wie auf der Internetseite der Behörde versichert wird. DID

Klimaschutz

## CDU will mit Ticketsteuer Wasserstoffautos fördern

● Die Erträge aus der Erhöhung der Luftverkehrsteuer sollen auch in die Erforschung von synthetischen Kraftstoffen und Wasserstoff fließen. Das fordern CDU-Abgeordnete wie Christoph Ploß oder der Parlamentarische Staatssekretär Steffen Bilger. Die klimaneutralen Treibstoffe, die aus Ökostrom hergestellt werden sollen, könnten sowohl bei Fahrzeugen als auch bei Flugzeugen eingesetzt werden. »Wenn mit einem Teil der Einnahmen aus der Luftverkehrsteuer Investitionen in klimaneutrales Fliegen finanziert werden könnten, wäre das ein starkes Signal«, sagt Thomas Jarzombek, Luftfahrtkoordinator der Regierung. Ein Großteil der Einnahmen aus der Ticketsteuer soll dazu dienen, die Mehrwertsteuer auf Fernverkehrstickets der Bahn zu senken. Die übrigen rund 250 Millionen Euro könnten für klimaneutrales Sprit eingesetzt werden. Die Regelung soll in den Bundeshaushalt aufgenommen werden, den das Parlament im November berät. GT



**Finanzpolitikerin Lagarde**

# Eleganz und Härte

**Währungsunion** Christine Lagarde will der Europäischen Zentralbank eine Kulturrevolution verordnen: bessere Kommunikation, mehr Themen, eine Überprüfung aller Instrumente. Die Frage ist nur: Wird sie auch die Geldpolitik ändern?

**W**enn Christine Lagarde, die langjährige Chefin des Internationalen Währungsfonds, am 1. November zur Europäischen Zentralbank wechselt, könnte man darin auch einen Abstieg sehen: weniger Mitgliedsländer, weniger Themen, weniger Glamour. Zudem muss sie von Washington nach Frankfurt am Main ziehen. Warum tut sie sich das an?

Wenn sie dann vor einem sitzt, schnur gerade, in einem der unzähligen Büros des IWF, mit ihrem strahlenden Lächeln, ihrer makellosen Frisur und ewigen Urlaubsbräune, würde man die Frage am liebsten herunterschlucken, so kleinkariert, wie sie auf einmal klingt.

»Zunächst einmal«, sagt Christine Lagarde, und ihre Nachsicht wirkt kein bisschen bemüht: »Ich wurde gefragt, ob ich das machen will. Und manche Einladungen lehnt man eben nicht ab.«

Sie schaut einen vergnügt an.

Sie wolle jetzt Deutsch lernen, sagt sie.

Sie habe schon einen Lehrer verpflichtet. Sie habe eine Wohnung in der Nähe des Botanischen Gartens gemietet. Sie besitze auch schon ein Kochbuch mit Frankfurter Spezialitäten. Und sie weiß, was Frankfurter Grüne Soße ist.

Manchmal, sagt Christine Lagarde, wenn sie auf Partys gehe, werde sie danach gefragt: Warum warst du auf dieser Party? Und sie sage dann immer: »Na, weil ich eingeladen wurde natürlich.«

Hat sie tatsächlich Party gesagt?

Es gibt kaum etwas, das Christine Lagarde nicht schönreden kann. Die gelernte Juristin ist eine Virtuosin des positiven Denkens, und vielleicht ist es genau das, was Europas zerstrittene Geldpolitiker, überwiegend Männer, jetzt brauchen.

Vor sechs Wochen hatte der scheidende EZB-Chef Mario Draghi ein umfangreiches Programm durchgesetzt, um seine ohnehin lockere Geldpolitik weiter zu lockern. Es war ein Sieg, der in Wahrheit eine Niederlage war. Mehr als ein Drittel der Ratsmitglieder stellten sich gegen seinen Plan, nicht nur der stets kritische Bundesbankchef Jens Weidmann, sondern auch die zuständigen Fachgremien sowie die französischen EZB-Vertreter, die bislang als treue Draghi-Verbündete galten.

Seitdem herrscht Krieg in den gläsernen Türmen der Europäischen Zentralbank. Die Kritiker werfen dem EZB-Chef vor, die Währungsbehörde mit einem schlecht begründeten Alleingang auf Jahre festgelegt zu haben. Draghis Leute dagegen schimpfen auf die Bundesbank, der sie ideologische Verbohrtheit und D-Mark-Nostalgie vorwerfen. In der Berliner Regierung wiederum spotten sie über Draghis »Atlas-Syndrom«: Der EZB-Chef glaube offenbar, nur er könne die Welt retten.

In seiner Behörde ist die Lage verfahren, von »Chaostagen« schrieben die Zeitungen. Ehemalige Zentralbanker meldeten sich mit schriftlichen Stellungnahmen pro oder kontra Draghi zu Wort. Die deutsche EZB-Direktorin Sabine Lautenschläger gab entnervt ihr Amt auf. Und »Bild«, das Blatt mit dem sicheren Gespür für den schlechten Geschmack, schmähte Europas

Draghis umstrittenen Kurs nur besser verkaufen?

Als sie 2011 die erste Chefin des Internationalen Währungsfonds wurde, sorgte wenige Wochen nach ihrem Amtsantritt ein vergleichsweise harmloses Foto für Irritationen, das sie beim Yoga in ihrer Washingtoner Wohnung im Stadtteil Georgetown zeigt. Man sieht sie vor einer deckenhohen Fensterfront stehen, im beigefarbenen Strickpulli und in Jeans, die sie sonst eher selten trägt, links neben ihr, auf einem Beistelltisch, steht ein Strauß gelber Rosen. Lagarde streckt die Hände zur Decke, Tadasana, die sogenannte Berghaltung, die sie da übt, in einer Variante mit nach oben gestreckten Armen. In der französischen Illustrierten »Paris Match«, für die das Foto entstand, war danach zu lesen, sie mache täglich 20 Minuten Yoga, um zu entspannen, und sie habe eine »Zen-Einstellung«.

Das war nicht unbedingt die Art von Humor, die im IWF üblich war, eine Institution, die für wissenschaftliche Exzellenz steht. Hier arbeiten, dem Selbstverständnis nach, die besten Ökonomen der Welt. Unnahbarkeit ist in diesen Kreisen nicht unbedingt ein Schimpfwort. Lagardes Ausflug in die bunten Blätter war deshalb vielen eher suspekt. Machte sich der IWF auf einmal gemein mit dem Boulevard?

»Ich bin ein bisschen antizyklisch«, hatte Lagarde damals geantwortet, wenn sie auf ihren neuen Stil angesprochen wurde. »Eine Gegenfigur: eine Rechtsanwältin in einer Welt von Ökonomen, eine Französin in Amerika. Das Ergebnis ist, dass die Leute dazu neigen, einen zu unterschätzen.«

Acht Jahre lang war sie Geschäftsführende Direktorin des IWF, durchaus mit Erfolg, davor zunächst fünf Jahre die erste Chefin der internationalen Kanzlei Baker & McKenzie, dann zwei Jahre französische Handelsministerin, für einen Monat Agrarministerin und vier Jahre Finanzministerin, und noch immer gibt es Stimmen, die daran zweifeln, dass sie ihrer neuen Aufgabe gewachsen ist. »Es ist bemerkenswert, dass eine Juristin Chefin der Notenbank werden kann, während niemand auf die Idee käme, dass eine Ökonomin ein oberstes Gericht leiten könnte«, befand die Wirtschaftsweise Isabel Schnabel, die demnächst Nachfolgerin

## Lagarde spielt sich nicht in den Vordergrund. Sie lässt lieber andere gut aussehen.

Zentralbankchef als »Graf Draghila«, der den deutschen Sparern »die Konten leer saugt«.

So tief gespalten war Europas Währungszentrale noch nie, und so ist es kein Wunder, dass die künftige Chefin in diesen Tagen ebenfalls unterschiedliche Signale sendet. Einerseits beteuert sie, am bisherigen Kurs festhalten zu wollen. Andererseits kündigt sie zahlreiche Veränderungen an, die für die Frankfurter Währungszentrale eine Art Kulturrevolution bedeuten könnten: Lagarde will die Kommunikation nach innen wie nach außen verbessern. Sie plant, das Themenspektrum der Bank um Frauenförderung und Klimapolitik zu erweitern. Und sie stellt eine grundlegende Überprüfung aller geldpolitischen Instrumente in Aussicht, bei der es keine Tabus geben soll. »Mario Draghi hatte seinen eigenen Stil«, sagt sie, »ich werde meinen Stil haben.«

Bleibt die Frage: Sucht sie tatsächlich nach einem neuen Konsens in der europäischen Geldpolitik? Oder will sie

Lautenschlägers als EZB-Direktorin werden soll.

Lagarde sagt dazu nur, dass es manchmal stark mache, unterschätzt zu werden.

Wenn man sie auf ihre neue Aufgabe anspricht, auf das Zerwürfnis in der EZB, erinnert sie daran, wie groß die Aufgabe schien, als sie vor acht Jahren die Führung des IWF übernommen hatte. Sie will die Aufgabe bei der EZB nicht kleinreden. Aber der IWF mit seinen 189 Mitgliedsländern sei ebenfalls keine einfache Organisation gewesen. Mit Dominique Strauss-Kahn hatte der IWF gerade den dritten Chef in Folge vor Ablauf der regulären Amtszeit verloren, wegen des Vorwurfs der versuchten Vergewaltigung. Das Strafverfahren wurde später eingestellt.

Und dann ist es nicht so, dass Lagarde jemals Scheu vor Wandel gehabt hätte.

Beim IWF baute sie die Kommunikationsabteilung zur zentralen Schaltstelle um. Die Positionen der Fachabteilungen, kleine Fürstentümer, die am liebsten unabhängig voneinander agierten, wurden zusammengeführt und moderiert. Die Kommunikationsabteilung entschied von da an nicht nur, wie etwas verkauft wurde, sondern was. Gerry Rice, der Sprecher des IWF, wurde über die Jahre ihr wichtigster Vertrauter, heißt es.

Wird sie das bei der EZB wieder so machen? »Ich suche immer nach der gemeinsamen Basis, um die verschiedenen Meinungen zusammenzubringen«, sagt sie. »Wir sollten uns jetzt darauf konzentrieren, wie wir künftig wieder eine gemeinsame Linie finden können.«

Das passende Instrument dafür hat sie ebenfalls schon im Blick: eine Revision aller geldpolitischen Maßnahmen, mit der sie umgehend nach ihrem Amtsantritt beginnen will. »Mein Ziel ist es, die Mitglieder des Zentralbankrates dabei frühzeitig einzubeziehen. Wir werden Nutzen und Risiken der verschiedenen Optionen unvoreingenommen untersuchen.«

Wie erfolgreich Christine Lagarde darin ist, Konflikte zu lösen, zeigt ihr Verhältnis zu Wolfgang Schäuble (CDU), den sie aus gemeinsamen Ministertagen kennt. Gewöhnlich verbietet Schäuble es sich, von anderen Menschen in seinem Rollstuhl geschoben zu werden. Bei Lagarde aber macht er eine Ausnahme, sie darf ihn öffentlich herumfahren.

Meist soll damit illustriert werden, welche Privilegien Schäuble seiner Kollegin einräumt. Lagarde dagegen lässt das so nicht stehen: Bei ihr wird daraus die Geschichte, wie Schäuble sie einmal heldenhaft aus einer peinlichen Situation gerettet habe.

Sie hatte sich nämlich nach einem Sturz das Knie aufgeschlagen. Blut klebte an ihrer Hose, und weil sie keine andere Möglichkeit sah, den Fleck zu verdecken, fragte sie Schäuble, ob sie ihn schieben dürfe, und Schäuble willigte ein.

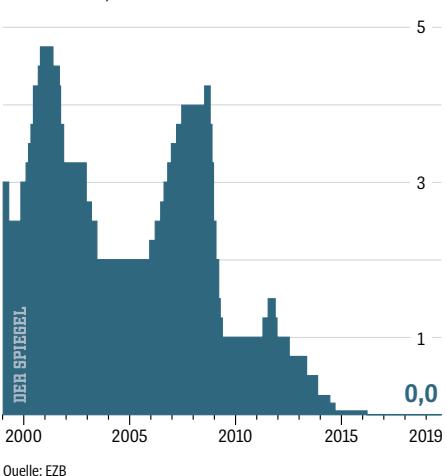
Wenn man ihn heute nach seinen Konflikten mit Lagarde fragt, in der Griechenlandkrise, in der Schuldenpolitik, bei so vielen Fragen, in denen die beiden Welten auseinanderlagen, sagt er: »Ich hatte mit ihr nie große Meinungsverschiedenheiten. Lagarde verbindet französische Eleganz mit amerikanischer Härte. Wir sind Juristen, und so konnten wir uns stets auf der Ebene von Lawyern verstündigen.« Schäuble sagt »Lawyers«, nicht »Anwälte«, was weltläufiger klingt.

Es ist ihm kein schlechtes Wort über Lagarde zu entlocken, die zu seinem 70. Geburtstag eigens nach Berlin flog, auf ihn eine Laudatio zu halten. Als er im Krankenhaus lag, schickte sie Blumen, als er erkältet war, schenkte sie ihm ein Glas Honig aus ihrem Bienenstock.

Wenn Lagarde jemanden umgarnt, macht sie es richtig. Sie muss sich dabei nicht unbedingt selbst in den Vordergrund spielen. Sie lässt lieber die anderen gut aussehen, damit sie bekommt, was sie will.

## Rekordtief

EZB-Leitzins, in Prozent



**EZB-Hauptquartier in Frankfurt am Main**

»Eine Phase langsamem Wachstums«

Nachdem Donald Trump zum Präsidenten der Vereinigten Staaten gewählt worden war, ein Mann, der in fast allem dem internationalen Geist des IWF widerspricht, nutzte sie ein zufälliges Treffen mit Ivanka Trump auf den Fluren des Weißen Hauses für eine kleine Schmeichelei. Vielleicht könnte man sich einmal treffen, sagte sie. Man kenne sich ja nur aus dem Fernsehen. Kurz darauf trat sie mit Ivanka Trump und Angela Merkel beim Berliner Frauengipfel auf.

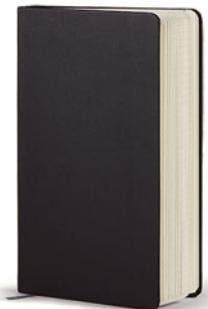
Für gutes Klima zu sorgen ist eine der Methoden Lagardes. Die andere ist, ihre Fachleute geschickt einzubeziehen. Auch beim IWF hat sie stets auf den Rat ihrer Ökonomen gehört. Im Gegenzug müssen die Experten flexibel genug sein, auf ihre Bedürfnisse einzugehen. Nicht nur Bedenken vortragen, sondern auch Lösungen präsentieren.

Auf Nachfrage, was sie einem raten würde, wenn man von einem Tag auf den anderen eine Organisation wie den IWF führen müsste, antwortete Lagarde vor ein paar Jahren mit der Geschichte von Einsteins Fahrer. Der hatte einmal mit dem großen Physiker die Rollen getauscht. Der Fahrer hielt Einsteins Vortrag, während Einstein im Publikum saß. Und als eine schwierige Frage kam, sagte der Fahrer: Fragen Sie bitte den Mann im Publikum. Das ist auch ihre Philosophie. Hauptsache, man hat immer einen Einstein, der einem aus der Patsche helfen kann.

Der Chefvolkswirt der EZB heißt Philip Lane. Er ist Ire, und das ist schon mal ein Vorteil, weil Lagarde in ihrem Berufsleben immer prima mit Iren ausgekommen ist, wie sie erzählt. Lane ist aber auch ein Vertrauter Draghis. Beide gehören derselben Ökonomenschule an, beide gelten als geldpolitische »Tauben«, die der Wirtschaft lieber zu viel als zu wenig Liquidität zukommen lassen. Und so sitzt der Professor nun hinter seinem weiß glänzenden Besprechungstisch mit dem spektakulären Blick über Frankfurts Banken-Skyline und sagt: »Unsere Geldpolitik wirkt.« Es habe sich lange Zeit »alles in die richtige Richtung bewegt«. Kredite, Wachstum, Beschäftigung, Inflation: Alles zog an, nachdem die EZB die Zinsen gesenkt und ab Mitte des Jahrzehnts für Hunderte Milliarden Euro Staatsanleihen gekauft hatte.

Wahrscheinlich wäre es so auch weitergegangen, wenn die USA nicht den Handelskonflikt mit China losgetreten und die Briten für den Brexit gestimmt hätten. Nun gebe es leider »eine Phase langsamem Wachstums«, sagt Lane, die aber nicht mit einer Rezession verwechselt werden dürfe. Er sagt: »Ich sehe derzeit kein Ende der Aufwärtsentwicklung, sondern eine Unterbrechung.«

Die Frage ist nur: Wenn die Lage nicht so schlimm ist, warum musste die EZB



---

Die Bewerbung für den Job war ein Volltreffer.

Schon in drei Tagen ist das heißersehnte Vorstellungsgespräch. Also bestellen Sie – klick, klick – über Nacht dieses hochwertige Notizbuch. Genau das Richtige, um Ihrem professionellen Auftritt noch mehr Gewicht zu verleihen. Aber wie ist das eigentlich mit den Mitarbeitern von Amazon, die Ihnen das Notizbuch geschickt haben?

Was passiert, wenn die sich beruflich weiterentwickeln wollen?

So einiges, denn schon nach zwei Jahren in unseren Logistikzentren können sich unsere Mitarbeiter/innen weiterbilden oder umschulen lassen – zu Techniker/innen, LKW-Fahrer/innen und vielem anderen. Und das Beste: Amazon übernimmt dafür 95 % der Kosten, und zwar in Höhe von insgesamt bis zu €8.000,– über vier Jahre.

Das ist nur eine der Maßnahmen, mit denen wir für gute Arbeitsbedingungen sorgen. Sie wollen wissen, was nach Ihrem Klick passiert? Überzeugen Sie sich selbst; buchen Sie jetzt Ihre Führung durch ein Amazon Logistikzentrum:

[www.amazon.de/touren](http://www.amazon.de/touren)

**amazon**

dann im September ein so wuchtiges Programm verabschieden? Wieso hat sie nicht einfach die Zinsen gesenkt, wie es die Bundesbank wollte? Sondern auch den erneuteten Kauf von Anleihen angekündigt, den sie fortsetzen will, bis die Inflation wieder bei zwei Prozent liegt, im Zweifel also auf ewig? War das wirklich nötig?

Lane findet, ja, sagt aber: Die Lage könne sich ändern, wenn sich der Handelskonflikt entspannen und finanzstarke Länder wie Deutschland die Konjunktur ankurbelten. Dann würden »die geldpolitischen Instrumente rascher wirken«. Woraus folgt: Sie können auch schneller abgesetzt werden. »Wenn sich die Fakten ändern«, soll der britische Ökonom John Maynard Keynes gesagt haben, »ändere ich meine Meinung.«

Lanes künftige Chefin sieht das nicht viel anders. Sie findet, dass »die Geldpolitik in den vergangenen Jahren bereits viel geleistet« habe. »Deshalb muss sie nun durch Maßnahmen der Finanz- und Wirtschaftspolitik ergänzt werden.« Höhere Staatsausgaben in einigen Ländern, mehr Reformen in anderen und dazu die geldpolitischen Maßnahmen der EZB: »Wir benötigen eine stärkere Kombination dieser drei Politikfelder. Dadurch könnten wir die Wirksamkeit unserer Maßnahmen beträchtlich steigern.«

Es war noch nie Lagardes Art, sich an die engen Grenzen ihres jeweiligen Amtes zu halten. In ihren acht Jahren beim IWF weitete sie sukzessive das herkömmliche Mandat aus, die strikte Ausrichtung auf Schulden- und Zahlungsbilanzprobleme. Lagarde öffnete den IWF für Themen, die

liegt mir sehr am Herzen, mehr Frauen in der Finanzwelt zu sehen und ihnen Gehör zu verschaffen. Und ich werde mich persönlich darum kümmern, wie wir die EZB zu einer starken Stimme im Kampf gegen den Klimawandel machen können.«

Insbesondere der Kampf für mehr Frauenerwerbsbeteiligung ist für Lagarde ein persönliches Anliegen, nachdem ihr zu Beginn ihrer Karriere in Frankreich erklärt worden war, sie könnte als Frau nie-mals Chefin einer Anwaltskanzlei werden. Sie hat alles darangesetzt, der Welt das Gegenteil zu beweisen.

»Wenn ich meinen künftigen Arbeitsplatz betrachte«, sagt Christine Lagarde, »so wird er von einer Reihe von Gentle-men bevölkert sein. Aber ich habe es noch in jeder meiner Funktionen geschafft, Wege zu finden, um Frauen zu unterstützen und zu ermutigen.«

Eine Revolutionärin ist Christine Lagarde dennoch nicht. Dafür gibt sie viel zu gern die Grande Dame.

Als Lagarde 17 Jahre alt war, schrieb sie einen Schulaufsatz mit dem Titel »Noblesse Oblige«. Sie erzählte darin, wie ihre Mutter ihr und ihren drei Brüdern erklärte: »Ihr seid jetzt alt genug, um zu verstehen, was ich euch zu sagen habe. Ich bin eine Aristokratin, eine Gräfin, was

## »Es liegt mir sehr am Herzen, mehr Frauen in der Finanzwelt zu sehen.«

von dessen Ökonomen bis dahin eher belächelt wurden, etwa die Erwerbsbeteiligung von Frauen.

Sie hat das als Chance begriffen, eine Institution wie den IWF, die allseits als übermächtige Schulden- und Sparpolizei empfunden wurde, sympathischer werden zu lassen, nahbarer, menschlicher. Es ist ein Modell, das sie sich auch für die EZB vorstellen kann, die gerade die Wut der Sparer zu spüren bekommt.

»Ich betrachte es als eine meiner vordringlichen Aufgaben, den Euro sowie die Zentralbank und ihre Geldpolitik einer breiteren Öffentlichkeit nahezubringen. Es



# 2001

Erster Arbeitstag: Die **Brennstoffzelle** bewährt sich im Alltagstest in einem Kleintransporter. In ihr wird mit Wasserstoff der Strom für die Fahrt produziert.

# 2013

Der Kohlenstoff, aus dem die Leichtbauträume sind: Serienfähige **Fahrgastzellen aus carbonfaser-verstärkten Kunststoffen** verringern das Fahrzeuggewicht. So helfen E-Mobile beim Energiesparen.



# 2014

Grüne Welle: Erstmals wird ein **Auto mit Brennstoffzelle** in Großserie hergestellt. Die Zelle erzeugt abgasfrei Strom für den Antrieb.



# Ihre Chemie bringt Umwelt und Mobilität



ANDREAS ARNOLD / BLOOMBERG / GETTY IMAGES

**EZB-Chef Draghi, Nachfolgerin Lagarde:** Hauptsache, man hat einen Einstein, der hilft

euch zu Gräfin und Grafen in spe macht, sobald ihr 18 Jahre alt seid. Und wenn ich einmal tot bin, werdet ihr Gräfin und Graf sein.«

Ihre Mutter war Lehrerin, sie glaubte fest daran, aristokratische Wurzeln zu haben. Sie brachte ihr gute Manieren bei, ein Französisch ohne Akzent; und sie missbilligte, dass die Tochter Jeans trug.

Heute ist die 63, und ihre Ringe, Ketten, Broschen und Schals, ihre damenhafte Eleganz, sind ihr Markenzeichen. Eines, das

ihr allseits Respekt verschafft, bei jungen Frauen und arrivierten Herren gleichermaßen.

Für Wolfgang Schäuble ist der Euro eines seiner politischen Lebensprojekte. Er war Fraktionschef der Union, als die Währungsunion in den Neunzigerjahren verhandelt wurde. Und später, als Finanzminister während der Euro- und Griechenlandkrise, hat er Draghis berühmtes »Whatever it takes« unterstützt. Seither indes verfolgt Schäuble die Zentralbankpolitik

des Italieners mit Unbehagen, sprach sogar von einem Förderprogramm für die AfD. Nun sagt er: »Es braucht eine Normalisierung der Geldpolitik.« Der Weg dorthin sei »natürlich schwierig«, aber er müsse »begonnen werden«.

Seine Hoffnungen ruhen voll und ganz auf Lagarde. Schäuble sieht die tiefen Gräben im Zentralbankrat, die Spaltung zwischen Nord und Süd und das Verhetzungspotenzial, das die Niedrigzinspolitik den Populisten in Europa liefert.

Er will der neuen Zentralbankchefin keine Ratschläge geben, das würde der Sache nicht nutzen. Er vertraut lieber auf ihre Erfahrung, ihre Ideen und ihre soziale Intelligenz, mit der sie schon viele Konflikte gelöst hat. »Ich bin sehr zuversichtlich«, sagt Schäuble »dass sie die EZB aus ihrer nicht einfachen Lage führen kann.«

Eine knappe Woche ist es noch, bis Lagarde ihren neuen Job antritt. Gleich am ersten Tag will sie mit den Deutschstunden beginnen. Sie hat viel vor.

»Vielleicht«, sagt sie, »kann ich eines Tages dann sogar auf Deutsch erklären, was negative Zinsen sind.«

Marc Hujer, Michael Sauga  
Mail: michael.sauga@spiegel.de

# 2019

Runde Sache: E-Roller sind in Deutschland erlaubt. **Reifen aus Urethanen – speziellen Kunststoffen** – verringern den Rollwiderstand und senken den Stromverbrauch.



# 2025

Schneller wieder auf der Straße: Ziel ist es, dass die Lithium-Ionen-Batterie eines elektrischen Mittelklassewagens dank **hochleistungsfähiger Kathodenmaterialien** in bereits 15 Minuten wieder geladen ist.



Bringt den Menschen voran und die Umwelt auch: Die Chemie macht unsere Mobilität nachhaltiger. Sie liefert das Know-how für leistungsstarke Antriebssysteme, effiziente Energiespeicher und innovative Materialien zum Energiesparen.

Entdecken Sie mehr unter [www.ihre-chemie.de](http://www.ihre-chemie.de).

**zusammen.**

**Ihre Chemie.**  
Freuen Sie sich auf die Zukunft.

# Vergiftetes Angebot

**Verkehr** Die Bahn soll für die Bundesregierung das Klima retten und wird mit Milliarden Euro überschüttet. Doch der Vorstand ist tief zerstritten.

**R**ichard Lutz bleiben keine drei Wochen mehr. Bis zum 14. November hat der Bahn-Chef Zeit, dann muss er der Regierung zeigen, wie er die Probleme des Konzerns in den Griff bekommen will, von Verspätungen über Personalmanagel bis zur ineffizienten Hierarchie im Unternehmen.

Die Frist hat Bundesverkehrsminister Andreas Scheuer (CSU) – nach dem Maut-Debakel selbst unter Druck – in einem Brief an Lutz gesetzt. In seinem Haus wächst die Sorge, dass die Bahn nicht gut genug organisiert ist, um das viele Geld vernünftig einzusetzen, das ihr im Klimapaket zugeschoben ist.

20 Milliarden Euro zusätzlich bekommt das Unternehmen laut den Beschlüssen des Klimakabinetts vom vergangenen Monat. Die Mehrwertsteuer auf Fernreisetickets soll sinken. Und Lutz verkündete flugs, er werde neben den ohnehin georderten 200 Fernverkehrszügen spontan noch einmal 30 weitere kaufen.

Die Bahn, versicherte er, stehe »für etwas Größeres in dieser Gesellschaft«. Die Bundesregierung habe ihr eine zentrale Rolle im Klimaschutz zugewiesen. »Die-

ser Laden brennt für diese Aufgabe«, so Lutz.

Doch kaum ist der Manager da angekommen, wohin er seit Monaten will – mehr Geld, mehr Bedeutung –, bricht in der Vorstandsetage im Berliner Bahntower ein offener Machtkampf aus, der für Lutz brandgefährlich ist. Auf der einen Seite stehen Lutz und der mächtige Infrastrukturvorstand Ronald Pofalla, ein Merkel-Vertrauter. Auf der anderen steht Alexander Doll, ein Newcomer in der Führungssriege, den die Altgedienten offenbar als Konkurrenten empfinden.

Die Bilanz des 49-jährigen Investmentbankers aus Frankfurt ist bislang gemischt. Vor wenigen Wochen gelang es Doll, geräuschlos eine riesige Finanzlücke im aktuellen Haushalt der Bahn zu schließen: Er besorgte auf den Finanzmärkten zwei Milliarden Euro in Form einer sogenannten Hybirdanleihe. Damit hat Doll das Eigenkapital des Staatskonzerns gestärkt und die Ratingzahlen aufpoliert – was der Bahn wiederum erlaubt, künftig günstigere Kredite aufzunehmen.

Als Nächstes will Doll die britische Konzernchter Arriva über die Börse verkaufen. Mit dem Geld will er in den nächsten Jahren absehbare Finanzlöcher stopfen. Was ihn daran hindert, ist einzig das britische Parlament, das den Austritt Großbritanniens aus der EU ständig verschiebt. In der vergangenen Woche legte Doll den Verkauf erst einmal auf Eis.

Zumal er schon beim geplanten Börsengang den Ärger der Politik auf sich gezogen hat. Es geht um Pensionsgarantien der Bahn für die Mitarbeiter von Arriva. Mit 432 Millionen Euro schlagen diese zu Buche. Doll konnte die Summe erst im September der Regierung melden, was dort einige verärgert hat.

Und Doll hat ein weiteres Problem: den hochdefizitären Güterverkehr, für den er verantwortlich ist. Wegen der schwächelnden Konjunktur gehen die Frachtmengen zurück, die Organisation ist verkrustet, die Tarifverträge der Zugfahrer sind unflexibel. Es fehlt an Lokomotiven. Seit Doll den Bereich im April 2018 übernahm, wachsen die Verluste weiter.

Seine Vorstandskollegen Lutz und Pofalla sollen ihm deshalb nahegelegt haben, das Finanzressort abzugeben, um sich ausschließlich um den Güterbereich kümmern zu können. Doch der Ex-Banker schlug den Vorschlag seiner Vorstandskollegen aus.

Doll konnte dieses Manöver nur als das sehen, was es nach Meinung von Insidern auch war: ein vergiftetes Angebot. Doll, so das offenkundige Kalkül von Lutz und Pofalla, solle sich im Güterverkehr verschließen. Seine weitere Karriere wäre auf dem Abstellgleis gelandet.

Die Pläne für die Rochade im Vorstand waren angeblich ziemlich weit gediehen. Man habe bereits einen Ersatz für Doll als Finanzchef ausgemacht, behaupten Eingeweihte. Dabei soll es sich um Ingrid Hengster, Vorstandsfrau bei der staatseigenen KfW, handeln. Die 58-jährige Österreicherin hat schon bei Credit Suisse und der Royal Bank of Scotland gearbeitet. Sie wäre also fachlich geeignet, und sie ist eine Frau – ein hilfreiches Argument, um die Personalie in der Bundesregierung und im Aufsichtsrat durchzubringen, in dem viele Politikerinnen und Politiker sitzen.

Hengster, so könnte der Hintergedanke von Lutz und Pofalla gewesen sein, hätte sie auch von einem anderen Problem befreien können: der Berufung der derzeitigen Chef der Berliner Verkehrsbetriebe (BVG) Sigrid Nikutta als weitere Vorstandskandidatin. Die wird von den beiden nicht sonderlich geschätzt, ganz anders als bei den sozialdemokratischen Mitgliedern im Aufsichtsrat der Bahn, die sie im Vorstand platzieren wollen.

Vorstandschef und Finanzchef liegen seit dem Ereignis, zu dem die Bahn sich nicht äußern will, im Clinch. Lutz hatte Doll vergangenes Jahr zur Bahn geholt. Er dürfte es als Illoyalität werten, dass der Finanzer die Offerte abgelehnt hat. Entscheidend ist nun, auf welche Seite sich Aufsichtsrat und Regierung schlagen.

Verkehrsminister Scheuer kann sich das Zerwürfnis im Vorstand mit Blick auf seine wertvollen Klimamilliarden für die Bahn nicht leisten. Die Frage ist nur noch: Fliegt Lutz oder Doll – oder fliegen beide?

Dann könnten zwei Frauen vom Kampf der Alphatiere profitieren: KfW-Bankerin Ingrid Hengster darf sich wieder Hoffnungen machen, zum Zuge zu kommen. Genauso wie BVG-Chefin Sigrid Nikutta.

Tim Bartz, Gerald Traufetter



MARKUS HEINE / IMAGI IMAGES

Bahn-Chef Lutz, ICE-Zugführer, Verkehrsminister Scheuer: Frist bis zum 14. November



UK Government

BREXIT

31 OCTOBER

AN ALLE  
UNTERNEHMEN UND  
EINZELUNTERNEHMER

**Sie wollen nach dem  
Brexit weiterhin  
Waren mit dem  
Vereinigten Königreich  
handeln? Dann werden  
Sie jetzt aktiv!**

**Jetzt auf den Brexit  
vorbereiten auf  
[gov.uk/brexit-eu-traders](http://gov.uk/brexit-eu-traders)**

**Bereit für den Brexit**



DANIEL BOEKWOLDT / PICTURE ALLIANCE / DPA

**Retourenbetrieb der Otto-Gruppe in Hamburg:** Angebot an die menschliche Bequemlichkeit

## Das große Fleddern

**E-Commerce** Der Onlinehandel leidet unter der Masse an zurückgesandter Ware und treibt einen Aufwand, um Rücksendungen zu vermeiden. Doch die Kunden sind trickreich.

**A**ls sie für ihren heutigen Job vorschramt, wurde Sonja Scherer mit dem Satz begrüßt, sie möge sich »unterrum freimachen«. Sie tat wie geheißen, zog ihre Schuhe aus und wurde eingestellt, dank ihrer ebenmäßigen Füße und ihrer Schuhgröße 37, die in der Branche als Mustergöße gilt.

Scherer, 57, ist Sachbearbeiterin beim Baur-Versand im oberfränkischen Weismain, der zur Otto-Gruppe gehört und im Konzern für jedwede Fußbekleidung zuständig ist. Einen großen Teil des Tages probiert sie Schuhe an, etwa 4000 im Jahr, meist ist es der rechte. Sie trägt Werte in Tabellen ein: Schafthöhe, Schuhweite und – besonders wichtig – ob der Schuh größer oder kleiner ausfällt als angegeben, was nicht selten der Fall ist. Die Informationen erscheinen später online in der Produktbeschreibung. Auch für Herrentreter gibt es einen Tester. Der ganze Aufwand mit den Schuhgrößen soll verhindern, dass Kunden Ware wieder zurückschicken, weil sie sich in der Größe vergriffen haben.

Wenn Kunden allerdings die Farbe nicht gefällt oder ihnen zwischen Kauf und Lieferung einfällt, dass sie statt Stiefeln lieber Sneaker möchten, können auch Scherer und ihr Kollege nichts ausrichten. Online

ordern – und was nicht gefällt, geht zurück. Mit diesem Angebot an die menschliche Bequemlichkeit legt der Internethandel seit Jahren beeindruckende Wachstumszahlen vor. Vor allem jetzt, da es im Handel auf Weihnachten zugeht, brummt das Geschäft. Spätestens im neuen Jahr wird ein großer Teil des Krempels dann wieder zurückgeschwemmt.

Laut einer Studie des Forschungsinstituts EHI liegt die Retourenquote recht konstant bei durchschnittlich 20 Prozent. Ob ein Onlinehandel profitabel ist oder nicht, hängt also nicht nur davon ab, was er verkauft, sondern auch davon, wie er mit diesem Teil des Geschäfts umgeht. Für die Händler bedeutet jede Rücksendung erst einmal Arbeit.

Rund 70 Prozent der Retouren können laut der EHI-Studie wieder als A-Ware verkauft werden. Der Rest geht entweder in die Zweitvermarktung, etwa über Online-Outlets, oder er wird an Mitarbeiter verschenkt. Ein eher mickriger Teil wird für gute Zwecke gespendet, was auch daran liegt, dass die Händler auf Spenden Umsatzsteuer entrichten müssen.

Manchmal ist die Ware kaum mehr wert, als ihr Transport kostet. 30 Prozent der Händler überlassen ihren Kunden die

Ware deshalb kostenlos, ein sehr geringer Anteil wird geschreddert oder verbrannt. Das ist nicht nachhaltig, aber mitunter die günstigere Variante.

Umweltministerin Svenja Schulze (SPD) hatte deshalb bereits im Juni ein Gesetz angekündigt, das die Vernichtung von Retouren verbieten soll. Substanziell passiert bislang nichts. Das Ministerium erklärt auf Anfrage, es sei unklar, wann die Novelle zum Kreislaufwirtschaftsgesetz vom Bundeskabinett verabschiedet werde: »Die Ressortabstimmung dazu läuft noch.«

Um die Retourenflut insgesamt zu dämpfen, schlägt die Grünenpolitikerin Katrin Göring-Eckardt vor, den Zeitraum anzugelichen, in dem die Kunden die Ware zurückschicken können. Gesetzlich geregelt ist das im Umtauschrecht für Onlinegeschäfte. Dort beträgt die Frist zwei Wochen.

Die Branchenriesen gewähren jedoch länger Zeit, Amazon bis zu 30, Zalando 100 Tage. »Dass vor allem die Großen immer großzügigere Retourzeiten anbieten, sehe ich mit gewisser Sorge«, sagt Göring-Eckardt. »Es wäre wünschenswert, dass sich alle Händler einen einheitlichen Rahmen nicht wesentlich über der gesetzlichen 14-Tage-Regelung geben würden.«

Hamburg-Bramfeld, der Retourenbetrieb der Otto-Gruppe. Hier landen Rücksendungen aus Deutschland, England und den Niederlanden, 40 bis 60 Container pro Tag, geliefert vom konzerneigenen Logistiker Hermes. Täglich rollen bis zu 140 000 Artikel auf Förderbändern durch die Halle. Arbeiter packen die Retouren aus, prüfen sie auf Schäden, sortieren sie und verpacken sie schließlich wieder. Eti-

ketten von Originalverpackungen entfernen sie, falls nötig, mithilfe eines Föhns.

Eine eigene Textilreinigung gibt es auch. Rund eine halbe Million Kleidungsstücke werden hier im Jahr aufbereitet, 42 Mitarbeiter sind im Einsatz. »Mit unserer Reinigung ersparen wir dem Konzern Abwertungsverluste von 3,5 Millionen Euro im Jahr«, sagt Michael Kirmis von Hermes Fulfillment. Eine besondere Herausforderung dabei: Manche Kunden waschen die Kleidungsstücke, bevor sie diese zurückschicken. Der Duft von Persil, Spee und Co. muss dann erst mal raus, denn die Ware soll neu riechen, nicht wie frisch gewaschen.

Das mühselige Warenfleddern ist die Kehrseite des großzügigen Retourenversprechens. »Schrei vor Glück! Oder schick's zurück!«, warb Zalando vor knapp zehn Jahren. Ein flotter Spruch, der Schwellenängste möglicher Kunden abbauen sollte, aber zum Fluch der Branche wurde. Es gehe darum, einen Nachteil zum stationären Handel auszugleichen, sagt Stacia Carr vom Onlinehändler Zalando. Wer im Laden mehrere Teile mit in die Garderobe nehme, bezahle auch nur das, was er behalte.

Der Slogan hat geholfen, Zalando zur Nummer eins im Onlinehandel mit Schuhen und Mode zu machen. 5,4 Milliarden Euro setzte die Firma im vergangenen Jahr um. Pech, dass die Kunden nicht nur ihre Schwellenängste verloren, sondern den Schick's-zurück-Spruch kräftig in die Tat umsetzten. Dass man den Slogan bereue, will bei Zalando niemand zugeben. Man benutzt ihn nur nicht mehr. Der neue Lockspruch heißt: »free to be«. Im Sinne von: Zieh an, was du willst.

Unter Carrs Leitung berät ein 25-köpfiges Team seit zwei Jahren Kunden online zu Größen und Passform. Carr sagt, ein Drittel der Rücksendungen bei Zalando seien großenbedingte Retouren. Deren Anteil sei durch die Arbeit ihrer Kollegen bereits um vier Prozent gesunken. In zehn Jahren soll er möglichst »bei null Prozent liegen«.

Björn Asdecker glaubt nicht daran. »Menschen nehmen zu, Menschen neh-

men ab. Nicht jeder Onlinekäufer schätzt sein Gewicht und seine Größe richtig ein«, sagt er. »Außerdem fallen Textilien nie gleich aus, da sie in Handarbeit hergestellt werden.« An der Universität Bamberg forscht Asdecker zu Retouren. Seine These: Die großen Anbieter reduzieren zwar die Retourenquote einzelner Artikel, doch das schlägt in absoluten Zahlen kaum zu Buche, da Händler erfolgreich zu weiteren

## Zweites Leben

Umfrage unter Onlinehändlern, welche Verwertungsmöglichkeiten von retournierten Artikeln\* sie nutzen, Angabe in Prozent

Zweitvermarktung als B-Ware oder Verkauf an Resteaufläufer	53
Entsorgung/Recycling unbrauchbarer Ware	47
Verkauf über Outlet	36
Spenden	28
Rücksendung an den Lieferanten	25
Verkauf an Personal	21

\* sofern nicht mehr als A-Ware (gebraucht, generalüberholt, geringe Gebrauchsspuren) verkäuflich

87 befragte Onlinehändler; Mehrfachnennungen möglich

Quelle: EHI

sie am günstigsten ist. »Viele Retouren kommen zurück und sind nicht mal aufgemacht«, sagt E-Commerce-Händler Max Winkler, der als unabhängiger Verkäufer über Amazon Möbel und Haushaltswaren vertreibt. »Manchmal geben Kunden auch an, das Produkt sei fehlerhaft – tatsächlich aber ist daran nichts zu beanstanden.«

Normalerweise vernichtet Amazon in Winklers Auftrag das, was als fehlerhafte Retouren zurückkommt. Einmal ließ Winkler sich die Retouren aber schicken. Es waren Kopfkissen und Espressokannen. Bei den Kissen hatten die Kunden bemängelt, sie seien zu hart oder zu groß. »Dabei hatten wir extra darauf hingewiesen, dass sie anders ausfallen als üblich. Offenbar lesen viele die Beschreibungen nicht.« Von den 30 Espressokannen sei die Hälfte ohne Makel gewesen. Erneut hätte er sie nicht verkaufen können, denn sie wiesen bereits Gebrauchsspuren auf.

Viele Onlinehändler können solche Geschichten erzählen. Da ist der Matratzenverkäufer, dem ein Kunde eine billige Mikrofaserdecke als teure Daunendecke unterschrieben wollte, als Retoure mit gefälschtem Etikett. Da ist Zalando, das als Retoure einmal eine lebende Schildkröte bekam, dabei handelt das Unternehmen gar nicht mit Tieren. Und da ist die Geschichte von dem Sexspielzeugverkäufer, dem anstelle eines Vibrators eine Salami zurückgeschickt worden sein soll.

Beim Herrenausstatter Wormland kam es gelegentlich vor, dass Kunden einen Anzug bestellten, offenbar für einen feierlichen Anlass, und ihn danach wieder zurückschickten. Wormland hat Konsequenzen gezogen. Jacken und Sakkos, die das Unternehmen online verkauft, haben seit diesem Frühjahr eine Retourenplombe im Knopfloch, in Signalrot oder Knallweiß, mit der man sich bei keinem Fest blicken lassen kann. Wird sie entfernt, ist der Umtausch ausgeschlossen.

Matthias Brendel, Alexander Kühn

# WELTSYSTEM CRASH

Krisen, Unruhen und die Geburt einer neuen Weltordnung



## Vom Autor des Bestsellers „DER CRASH KOMMT“

2006 sagte er die Finanzkrise präzise voraus. Seitdem wurden nur Symptome behandelt. Jetzt sind die Risiken noch viel größer...

weltsystemcrash.de



Prof. Dr. Max Otte

„Der erfolgreichste deutsche Crash-Guru aller Zeiten!“

Dr. Daniel Stelter

# Die Wut des Bauern

**Proteste** Der Kleinbauer Wilhelm Kremer-Schillings schimpft über Verbraucher und Umweltauflagen. Sein Aufbegehren machte ihn zum Internetstar.

Vier Jahrzehnte lang baute Wilhelm Kremer-Schillings auf seinem Hof am Niederrhein nebenberuflich Rüben und Raps an. Dann ging er in Rente – und wurde berühmt. Er nannnte sich fortan »Bauer Willi« und schrieb in einem Blog an den »lieben Verbraucher«, er habe die Schnauze voll. Lebensmittel sollten ungespritzt sein, zugleich billig und ohne Macken? Gehe ebenso wenig wie regional einzukaufen und im Januar Weintrauben zu wollen. »Du hast keine Ahnung und davon ganz viel.«

Willis Wut löste eine Welle an Zustimmung aus, spülte ihn in diverse TV-Talkshows – und am vergangenen Dienstag sogar ins Büro von Bundeslandwirtschaftsministerin Julia Klöckner (CDU). Zur selben Stunde, in der landesweit die Bauern protestierten und mit ihren Treckern Straßen blockierten, trank er Kaffee mit der Ministerin. Einflussreicher als der 65-jährige Rentner mit seiner leicht aufdringlichen Kumpelhaftigkeit dürfte im Moment kaum ein deutscher Kleinbauer sein. Seine Stärke schien lange zu sein, dass er nicht Teil des Agrarestablishments ist, sondern nur ein einfacher Bauer, der sagt, was er denkt. Aber ist das wirklich so?

Eine Stunde nach dem Termin ist er schon wieder auf dem Sprung zum nächsten. Auf einer Bank im Berliner Hauptbahnhof wartet er auf den Zug und tippt noch schnell ein paar Sätze in sein Handy. Schließlich muss er seiner Facebook-Fangemeinde Bericht erstatten. Hunderttausende erreicht er mit seinen Nachrichten. »Es war klar und direkt von beiden Seiten«, schreibt er. Das »keine Blockadehaltung« streicht er wieder. Bei Klöckner, sagt er, sei »die Ernsthaftigkeit der Situation noch nicht angekommen«.

Wie ernst es sei, sehe er bei sich zu Hause. Seinem Sohn riet er gerade ab, den Hof weiterzuführen. Das Agrarpaket der Bundesregierung, das mehr Naturschutz, strengere Dünge-Richtlinien und wohl auch

mehr Formulare vorsieht, habe ihn endgültig frustriert. Aus Protest stellte er vor einigen Wochen ein grünes Kreuz in eines seiner Felder, ein stiller Protest gegen das bäuerliche Artensterben. Tausende taten es ihm nach. Es war ein Grummeln, das kaum einer kommen sah, das kein Verband inszenierte – und das schließlich am Dienstag zum Kreuzzug der enttäuschten Zehntausenden auf ihren Treckern führte.

Kreuzzug, so würde es der auf Dialog bedachte Kremer-Schillings selbst nie nennen. Er gratulierte den Organisatoren, aber ihn beschleiche dabei auch »ein mulmiges Gefühl«: Wenn so etwas ausarte, werde man die Geister, die man rief, nicht wieder los.

Am Dienstag blieb es friedlich. Dass sich Bauer Willi aber an dem Tag nicht auf den Trecker setzte, sondern mit Klöckner sprach, nehmen ihm viele übel. Er sei ein »ekelhafter Populist«, schrieb ihm jemand.



SILVIA REIMANN

**Blogger Kremer-Schillings:** »Mulmiges Gefühl«

Es ist nicht das erste Mal, dass die Glaubwürdigkeit Kremer-Schillings leidet. Vor zwei Wochen beleuchtete die »tageszeitung« sein berufliches Wirken als Agrarchemieberater und Pestizidverkäufer. Aus Bauer Willi wurde »Chemie-Willi«, und der habe vermutlich sogar krebserregende Unkrautvernichter vermarktet. »Das hat mich getroffen«, sagt Kremer-Schillings, der Redakteur habe ihm wenige Wochen zuvor über Facebook doch noch eine Freundschaftsanfrage gestellt.

Nachdenklich mache ihn zudem, dass er von manchen nur als verlängerter Arm des Deutschen Bauernverbands gesehen werde, ein lautstarker Verteidiger der Agrarindustrie alten Schlags.

Überraschen kann ihn das jedoch nicht wirklich. Bauer Willis Reflexe sind denen vieler Verbandsfunktionäre ziemlich ähnlich: zu viel Nitrat im Grundwasser durch Überdüngung? Da habe er Zweifel, ob auch richtig gemessen wurde. Insektensterben? Da existiere eine englische Untersuchung, die Entwarnung gebe. Genetik? Helfe, den Hunger der Welt zu bekämpfen.

Kremer-Schillings, promovierter Agrarwissenschaftler, hat zum Beleg auch Studien parat, vor allem solche, die sein Weltbild stützen. Doch je länger er redet, desto sturer wirkt er auch. Und manchmal versteht man weder bei ihm noch bei den Organisatoren der Bauern-Demos, ob sie wirklich noch die Stimme der bäuerlichen Familienbetriebe sind, die letzte Hoffnung sterbender Höfe.

Bei den Demos sollten die Bauern beispielsweise »keine Plakate mit gerechten Preisen und so weiter« mitbringen. Aber warum? Ist doch gerade die miese Bezahlung Ursache vieler Probleme.

Die Organisatoren der Proteste, die »Landschaft Verbindung«-Bewegung, indes folgen der Doktrin des Bauernverbands, der Forderungen nach fairen Preisen für wenig zielführend hält. Die deutsche Agrarindustrie müsse schließlich auf dem Weltmarkt mithalten. Waren die Organisatoren womöglich nicht so unabhängig wie behauptet? Quatsch, sagt Kremer-Schillings, der Bauernverband sei »bei diesen Demos völlig außen vor.«

Was er nicht sagt: Fachleute des Bauernverbands berieten die Veranstalter und traten als Sprecher auf, wie etwa Thomas Andresen in Schleswig-Holstein. Auch Walter Peters, Landwirtschaftsberater und ehemaliges AfD-Mitglied, fungierte als Sprecher. Die AfD war die einzige Partei, die Verständnis für sämtliche Forderungen zeigte und sich »fest an der Seite der deutschen Bauern« sieht.

Beunruhigt Bauer Willi diese mögliche Allianz? Die AfD betreibe lediglich »billige Bauernfängerei«, sagt Kremer-Schillings.

Sein Zug ist jetzt in Leipzig angekommen. Er muss los, zu einem Vortrag. Vertriebsleuten einer Agrochemiefirma soll er »mehr Mut zur kreativen Kommunikation« machen. Nils Klawitter

Mail: nils.klawitter@spiegel.de

# 30 Jahre Mauerfall – die unvollendete Einheit

SPIEGEL-Gespräch live im Thalia Theater



Marianne Birthler



Ingo Schulze



Susanne Beyer

Die friedliche Revolution von 1989 gehört zu den Sternstunden deutscher Geschichte. Warum schauen wir jetzt, 30 Jahre später, mit so viel Argwohn, Enttäuschung, ja, Feindseligkeit von Ost nach West, von West nach Ost?

**Marianne Birthler**, 11 Jahre lang Bundesbeauftragte für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes, und der **Schriftsteller Ingo Schulze** im Gespräch mit **SPIEGEL-Autorin Susanne Beyer**.

**Dienstag, 5. November 2019,  
um 20.00 Uhr im Thalia Theater,  
Alstertor 1, 20095 Hamburg**

Karten im Vorverkauf, an der Abendkasse und unter [thalia-theater.de](http://thalia-theater.de). Eintritt: 11 bis 22 Euro, Abonnenten 9 bis 15 Euro (nur an der Thalia-Kasse am Alstertor). Änderungen vorbehalten. Weitere Informationen unter [spiegel-live.de](http://spiegel-live.de).

Die Veranstaltung wird per **Livestream** auf [spiegel.de](http://spiegel.de) und [thalia-theater.de](http://thalia-theater.de) übertragen.

---

Verpassen Sie keine Veranstaltung mehr und melden Sie sich für unseren Newsletter an: [spiegel-live.de](http://spiegel-live.de)

Bildnachweise: Privat, Gaby Gerster, DER SPIEGEL/Christian O. Bruch

# Grenzwertig

**TV-Sender** Der MDR kämpft gegen den Vorwurf, auf dem rechten Auge blind zu sein. Zur Landtagswahl in Thüringen will er das Gegenteil beweisen. Vor allem den Kollegen in der ARD.

**U**we Steimle ist ein Mann schlechter Scherze. Der sächselnde Kabarettist verbreitet in seiner TV-Sendung »Steimles Welt« schon mal verleumderische Gerüchte über Flüchtlinge, er nennt Deutschland gegenüber dem rechtskonservativen Blatt »Junge Freiheit« ein »besetztes Land«, und auf der Bühne vergleicht er die rechtsextreme Terrorzelle »Revolution Chemnitz« mit der Olsenbande. Im Sommer erst ließ sich Steimle mit einem »Kraft durch Freunde«-Shirt ablichten – und konnte die Aufregung um den NS-Kalauer nicht verstehen.

In jeder anderen Anstalt der ARD wäre ein Komiker von seinem Schlag untragbar. In Sachsen ist er ein Star, die Quoten stimmen. Für den Sender ist Steimles Popularität ein Dilemma. Der Mann steht dem MDR nicht gut zu Gesicht, aber das Publikum liebt ihn.

Jahrelang drückte sich der MDR um eine klare Position. Erst jetzt scheint Steimles Zeit allmählich abzulaufen. Die Verantwortlichen wollen die Zusammenarbeit mit ihm überdenken. Offiziell heißt es, die Redaktionen seien gerade dabei, »den Bereich Kabarett und Satire inhaltlich neu aufzustellen«.

Nicht nur Steimle ist ein Problem für den MDR. Der Sender steht länger schon im Ruf, auf dem rechten Auge wenn nicht blind, dann zumindest kurzsichtig zu sein. Und es sind ganz schön viele Einzelfälle.

Am 1. September war die Aufregung wieder besonders groß. Wahlabend in Sachsen, Livesendung im Ersten, eine Stresssituation. Mitten im Interview leistet sich die MDR-Moderatorin Wiebke Binder einen Schnitzer. Ein Bündnis aus CDU und AfD nennt sie »bürgerliche Koalition«.

Sekunden später hyperventiliert das Netz. Eine Koalition mit der AfD könne niemals bürgerlich sein, schreiben Journalisten und Politiker. Die Wortwahl sei »eine Katastrophe«. Der MDR verharmlose Rechtsradikale, mal wieder.

Intendantin Karola Wille kennt diese Vorwürfe. Im Kampf dagegen wirkt sie manchmal hilflos. Sie verweist auf Kooperationen und Beiträge, auf Journalistenpreise und ein eigens gegründetes Extremismus-Expertenteam. Dann kommt der nächste Einzelfall: Einer ihrer Radiosender möchte mit Frauke Petry darüber sprechen, ob man noch »Neger« sagen darf. Eines ihrer Funkhäuser lädt einen Neonazi

aufs Podium. Und die Intendantin muss sich schon wieder rechtfertigen.

An einem Samstag im Oktober sitzt Wille in einem schmucklosen Metallcontainer und bemüht sich, lauter zu sprechen, als Mark Forster singen kann.

Es ist der Backstagebereich von »Halle zusammen«, einem Solidaritätskonzert in Halle an der Saale, das der MDR in Folge des rechtsextremen Attentats mit Partnern organisiert hat. Wille ist stolz.

Aus Liebe zur Stadt, die jetzt dringend »Optimismus und Kraft« brauche, wie sie sagt. Aber auch, weil es ein Narrativ unterläuft. Nach einem solchen Konzert, live übertragen in die ganze Republik, soll es über die Gesinnung des Senders keine Zweifel mehr geben. Schaut uns an, wir sind nicht rechts.

Wille empfindet die Vorwürfe als »diffamierend«, vor allem, wenn selbst die Kollegen innerhalb der ARD draufhauen – und das auch noch öffentlich. Im Fall der »bürgerlichen Koalition« war es ein Redakteur des Westdeutschen Rundfunks. Beim MDR, twitterte WDR-Mann Arnd Henze, »verwischen nicht zum ersten Mal die Grenzen nach ganz rechts!«

Im Sender war man außer sich. Der 17-köpfige Redakteursbeirat schickte vier Tage später einen geharnischten Brief nach Köln. Die Tweets seien »unangemessen und unkollegial« gewesen, hieß es darin, der MDR verwische »mitnichten« die Grenzen nach rechts. Henze entschuldigte

sich, doch das Thema war noch lange nicht gegessen. Mitte der Woche brachte es der MDR wieder zur Diskussion, bei einem Treffen der öffentlich-rechtlichen Redakteurausschüsse in Wien. Am Ende rang sich das Gremium zu einer Stellungnahme durch, sie liest sich wie ein verzweifelter Appell: »Wir erwarten einen respektvollen Umgang innerhalb der öffentlich-rechtlichen Sender.« Kritik sei erlaubt, Diffamierungen nicht. Sie wüsste auch nicht, sagt Wille, »dass jemand von uns über Fehler in der Berichterstattung anderer getwittert hätte.«

30 Jahre nach der Wende fühlt sich die einzige reine Ostanstalt noch immer als Außenseiterin. In Thüringen, Sachsen und Sachsen-Anhalt ist der Sender beliebt – von Medienjournalisten und den Kollegen im Westen wird er noch immer belächelt.

Die Position am Rand ist so tief verinnerlicht, dass der MDR beinahe intuitiv eine Schicksalsgemeinschaft mit seinem Publikum zu bilden scheint. Er bedient die Unzufriedenen und ist selbst oft unzufrieden. Er versteht die Abgehängten, weil er selbst das Gefühl hat, man würde nicht auf Augenhöhe mit ihm sprechen.

Der MDR war lange als Schlager- und Skandalanstalt verschrien, und das nicht ohne Grund. 20 Jahre lang hatte Gründungsintendant Udo Reiter seine Anstalt auf Gefälligkeit getrimmt, viel Geld in Unterhaltung gesteckt und den MDR in schwindelige Quoten hochgeschunkelt. Helene Fischer, Florian Silbereisen, das Fernsehballett kosteten.

Für Investitionen in Nachrichtliches war kein Geld da – zumal auch kein Bedarf bestand. Die täglichen Informationen kamen aus Köln (»Morgenmagazin«), München (»Mittagsmagazin«) und Hamburg (»Tagesschau«), die neue Anstalt im Osten sah man tendenziell als Eindringling in ein gut funktionierendes System. Und dann brachte sie noch so viel Ärger ins Haus.

Da gab es die Stasiverstrickungen, die tief in den Sender hineinreichten. Den Skandal um veruntreute Millionen beim Kinderkanal Kika. Oder den Unterhaltungsschef, der sich wegen Untreue, Betrug und Bestechlichkeit vor Gericht verantworten muss. Als die Juristin Karola Wille den MDR 2011 übernahm, bemühte sie sich um Aufklärung, Controlling, einen transparenteren Sender. Die Skandalehörten auf. An ihre Stelle trat ein neuer Vorwurf: Der MDR gebe rechtem Gedanken-gut eine Bühne.

Ende August sollte zur Vorpremiere einer Dokumentation über die Ausschreitungen in Chemnitz eine Podiumsdiskussion stattfinden, eingeladen war auch der stadtbekannte Neonazi Arthur Österle. Redaktionsleiter Jörg Wildermuth, das zeigten Äußerungen im Intranet der Anstalt,



CHRISTOPH BUSSE / VISUM

**Intendantin Wille**  
»Diffamierende Vorwürfe«



CLEMENS BLAN / EPA-EFE / REX



MDR

**Ausschnitt aus ARD-Wahlsendung\*, Kabarettist Steimle:** »Sehr, sehr hysterische Kritik«

sah grundsätzlich kein Problem darin, einen Rechtsextremen mit einem Auftritt auf einer MDR-Veranstaltung zu adeln.

Das sei eine »rein journalistische Herangehensweise«, schrieb Wildermuth an die Adresse entsetzter Kollegen. Man wolle, dass mit den Protagonisten eine kritische Debatte entstehe. »Auch mit Rechtsaußen. Das ist unbequem und umstritten. Aber kein No-Go für uns.«

Die übrigen Teilnehmer der Podiumsdiskussion sahen das anders. Nach der

zweiten öffentlichen Absage zog auch der Sender die Notbremse und verbannte Österle von der Bühne ins Publikum. Man hätte gern »den breiten Dialog geführt«. Es ist eine Position, die auch Karola Wille teilt. Dialogveranstaltungen mit Rechtspopulisten, sogar Rechtsextremen könne man führen, solange deren »Äußerungen klar journalistisch eingeordnet werden«.

Mit der Frage, wie man mit Rechten reden sollte, ringt nicht nur der MDR. Aber ihm fällt es ganz besonders schwer. Nirgends ist der Anteil von AfD-Wählern so hoch wie in seinem Sendegebiet.

\* Mit der MDR-Moderatorin Wiebke Binder und den Politikern Martin Dulig (SPD) und Jörg Urban (AfD).

Als in MDR-internen Foren scharf über die Chemnitz-Dokumentation debattiert wurde, stellte ein Mitarbeiter die Recherchen seines eigenen Senders infrage. Hetzjagden? Habe er keine gesehen, nur Notwehr von »friedlichen Demonstranten«. Sein Vertrauen in die Berichterstattung, schrieb der Mann, sei leider nicht mehr so groß.

Intendantin Wille sagt, bei der Einordnung rechter Aussagen habe auch ihr Sender Luft nach oben, man habe bei öffentlichen Veranstaltungen Gelegenheit, Leute gegen rechtsextremes Gedankengut zu »immunisieren«. Eine Woche nach der missglückten Podiumsdiskussion in Chemnitz unterzeichnete sie den Beitritt ihres Senders zur »Charta der Vielfalt«.

»Der MDR musste über die Jahre lernen, mit sehr, sehr hysterischer Kritik zu leben«, sagt Boris Lochthofen, und oft sei sie unbegründet. Der 44-Jährige leitet das Landesfunkhaus Thüringen und wirbt für einen differenzierten Blick. Schließlich seien es MDR-Redakteure gewesen, denen im NSU-Untersuchungsausschuss namentlich gedankt werde. Und MDR-Kameraleute, die mit voller Ausrüstung rückwärts eine Treppe hinuntergestoßen wurden.

Nirgends in Deutschland werden so viele Journalisten attackiert wie im Sendegebiet des MDR, allein bei den Ausschreitungen in Chemnitz 2018 kam es innerhalb von 24 Stunden zu neun Angriffen.

Die Anstalt beschäftigt dieser Tag bis heute. Das liegt aber weniger an Rechtsextremen als, wieder mal, an Konflikten mit der Westverwandtschaft.

Kurz nachdem der MDR die Partner mit Beiträgen aus Chemnitz beliefert hatte, trudelte in Sachsen ein Brief der ARD-Hörfunkdirektoren ein, der die Qualität der Arbeit verriss. »Heftig« sei die Kritik gewesen und im Tonfall »nicht akzeptabel«, schreibt MDR-Sachsen-Chef Sandro Viroli in internen Briefen. Es habe sich der Verdacht aufgedrängt, dass sein Haus »nicht auf Augenhöhe« gesehen werde.

Die MDR-Intendantin möchte weg von der Außenseiterposition, sie will sich profilieren, auch mit einem besseren Programm. Sie hat den Eindruck, dass sie sich mehr beweisen muss als ihre Kollegen.

Zur Wahl in Thüringen soll das gelingen. Wiebke Binder wird erneut moderieren, die Panne bei der Sachsenwahl wurde analysiert und besprochen: Eine »bürgerliche Koalition« soll nicht wieder vorkommen.

Und dann sagt Wille einen Satz, über den sie selbst stolpert, weil er so absurd klingt: »Wir sehen unsere Zukunft ganz klar in der ARD.« Ein bisschen klingt es so, als würde der Osten bekannt geben, dass er sich weiterhin als Teil Deutschlands versteht. Anton Rainer

Mail: anton.rainer@spiegel.de

# Leidenschaft trifft Leichtigkeit

Seit vielen Jahrzehnten setzt Alfa Romeo bei der Konstruktion seiner Modelle konsequent auf Leichtbau, innovative Technologie und hochwertige Materialien. Das Ergebnis: Der Fahrer spürt die Performance des Autos sofort.



## KLASSENBESTE:

Die Alfa Romeo Giulia Quadrifoglio besitzt das beste Leistungsgewicht im Segment

**N**ur wenige Automobilmarken haben das Talent, Technik, Leistung und Emotionen unter einer schönen Karosserie so perfekt miteinander zu kombinieren, dass dies in einem ganz besonderen Fahrerlebnis mündet. Das italienische Traditionss Unternehmen Alfa Romeo gehört ohne Zweifel dazu. Bei ihm trifft innovative Ingenieurskunst auf Begeisterung für technische Raffinesse und viel Feingefühl für Materialien und Qualitätsanmutung.

## Leichtbau als Leitfaden

Die Limousine Giulia und der SUV Stelvio zeigen eindrucksvoll, wie Alfa Romeo eine herausragende Performance erzielt – erst recht in ihrer jeweils sportlichsten Version Quadrifoglio. Vom ersten Zeichenstrich haben beide Modelle die markentypische DNA

des Herstellers erhalten. Zu deren Kernwerten zählen Leistung und Fahrdynamik. Sie resultieren unter anderem aus dem bestmöglichen Einsatz von Hightech-Materialien und einer konsequenten Leichtbaustrategie. Hier

macht sich der Ursprung der Marke im Rennsport bemerkbar. Dabei entwickeln die Ingenieure bei Alfa Romeo Fahrzeuge, anders als viele andere Autohersteller, nach dem Top-down-Prinzip: Sie konzipieren die



## LEICHTBAUSTRUKTUR:

Eine hohe Steifigkeit der Karosserie trägt entscheidend zur guten Fahrdynamik bei



**RENNSPORT-GENE:**  
Konsequenter Leichtbau kommt auch im SUV Stelvio zum Einsatz

High-End-Technologien nicht nur für die leistungsstärksten Modelle, sondern auch Modellvarianten mit geringerer Motorleistung profitieren davon.

Bei Giulia und Stelvio war eines der Ziele, das Gewicht zu reduzieren und für möglichst hohe Effizienz sowie Agilität zu sorgen. Leichtbaumaterialien, wie sie gewöhnlich nur im Motorsport anzutreffen sind, finden bei Alfa Romeo auch in der Serienproduktion Anwendung. Dazu gehören in erster Linie Aluminium und Karbon. Eingesetzt werden diese Werkstoffe stets dort, wo es wirtschaftlich und technisch am meisten Sinn ergibt,

ganz getreu dem Motto: das richtige Material an der richtigen Stelle.

### Triebwerk aus Aluminium

Vollständig aus Aluminium besteht beispielsweise der Sechszylinder-Twinturbo-Benziner in den Modellen Giulia Quadrifoglio und Stelvio Quadrifoglio. Das Hochleistungstriebwerk mit einer Leistung von 375 kW (510 PS) wurde in enger Zusammenarbeit mit Ferrari entwickelt.

Die Aluminium-Bauweise reduziert zudem das Gewicht auf der Vorderachse deutlich. So trägt sie zu einem optimalen Ge-

wichtsverhältnis von 50:50 zwischen den beiden Achsen bei und steigert die Handlichkeit beider Modelle. Ebenfalls aus Aluminium gefertigt sind Teile der vorderen und hinteren Radaufhängungen und des Bremsystems. Dies senkt die sogenannten ungefährdeten Massen an den Rädern und hat damit einen positiven Einfluss auf den Federungskomfort und die Lenkpräzision.

Wie weit die Begeisterung der Entwicklungsingenieure für die Performance-Philosophie reicht, zeigt die Kardan-Antriebswelle, die Motor und Hinterachs differenzial miteinander verbindet. Alfa Romeo entschied sich hier – bei allen Modellvarianten – für den Formel-1-Werkstoff Karbon, ein ultraleichtes und extrem festes Kohlefaser-Verbundmaterial. Auch der Frontspoiler, der sogenannte Active Aero Splitter, besteht aus diesem Hightech-Werkstoff (siehe Kasten). Und selbst im Innenraum tritt Kohlefaser prominent in Erscheinung – bei den Sitzschalen. Rennsportfeeling pur.

### Exzellentes Leistungsgewicht

Durch diese konsequente Leichtbaustrategie erreichen Giulia und Stelvio ein exzellentes Leistungsgewicht, das ist das Verhältnis von Fahrzeuggewicht zu Triebwerksleistung. Die Giulia Quadrifoglio erzielt mit 2,99 Kilogramm pro PS sogar das beste ihrer Klasse. Nicht zuletzt auch deshalb, weil sie die einzige Sportlimousine weltweit ist, deren Haupe und Dach komplett aus Kohlefaser gefertigt sind.

Ob unsichtbar im Verborgenen oder sichtbar im Cockpit, Leichtbaumaterialien sind bei Alfa Romeo nicht bloße Dekoration, sondern dienen als Mittel zum Zweck. Zum einen senken sie Kraftstoffverbrauch und Emissionen gegenüber konventionellen schwereren Konstruktionen. So optimieren sie die Performance auch unter Effizienzgesichtspunkten. Zum anderen sorgen sie für das besondere Erlebnis hinter dem Lenkrad: Der Fahrer spürt jederzeit, mit welcher Leidenschaft, Präzision und Qualität sein Auto konstruiert und gefertigt wurde.

## ALFA™ ACTIVE AERO SPLITTER

Beim Topmodell Giulia Quadrifoglio, dem stärksten Serienfahrzeug in der Geschichte von Alfa Romeo, zieht sich die Leichtbaustrategie wie ein roter Faden durch das Auto. Zur Serienausstattung der 375 kW (510 PS) starken Sportlimousine gehören zahlreiche Features aus Kohlefaser. Hierzu zählt der aktive Frontspoiler Alfa™ Active Aero Splitter. Er ist kein Dekorelement, sondern ein wichtiges Funktionsteil. Bei hohen Geschwindigkeiten senkt sich die Spoilerlippe automatisch ab und erzeugt so mehr Anpressdruck an der Vorderachse. Dies verbessert die Fahrstabilität sowohl in langgezogenen Kurven als auch beim Geradeauslauf.



**FLEXIBLE LIPPE:**  
Der aktive Frontspoiler besteht aus Kohlefaser und verbessert die Aerodynamik



Mehr Informationen unter

[www.alfaromeo.de](http://www.alfaromeo.de)

# Ausland

»Sind die Europäer wirklich bereit, den moralischen Preis dafür zu zahlen, eine Interventionsmacht zu werden?« ► S. 92



LUKE DRAY / GETTY IMAGES

**Eine Studentin in Ugandas Hauptstadt Kampala wird von Polizisten festgenommen.** Sie hatte gemeinsam mit Kommilitonen gegen die Erhöhung der Studiengebühren an der Makerere-Universität protestiert. Es sind nicht die ersten Unruhen an der renommiertesten Hochschule des Landes: Trotz der mehr als 35 000 Studenten fehlt stets Geld – unter anderem zur Bezahlung der Dozenten.

## Analyse

### Ewiges Übel

In mehreren Ländern Lateinamerikas wollen die Bürger soziale Ungleichheit nicht mehr hinnehmen.

Lateinamerika brennt, und das liegt nicht nur am venezolanischen Autokraten Nicolás Maduro. In Chile und Ecuador erheben sich die Bürger gegen eine konservative, marktgläubige Herrschaftsschicht. Die Regierenden haben es nicht geschafft, die soziale und wirtschaftliche Ungleichheit zu verringern – das ewige Übel Lateinamerikas.

Chile war nur vordergründig politisch stabil, die Kluft zwischen Arm und Reich hat sich seit der Rückkehr zur Demokratie nach der Pinochet-Diktatur nicht geschlossen. Präsident Sebastián Piñera ist ein Unternehmer, der an die Allheilkraft des Marktes glaubt. Er hat staatliche Dienstleistungen privatisiert – mit dem Ergebnis, dass Millionen Chilenen verarmt sind. Sie können weder eine Krankenversicherung noch ihr Studium noch ihre Altersvorsorge bezahlen. In Ecuador hat der mächtige Indigenenverband den Volksaufstand gegen den Konservativen Lenin Moreno angeführt.

Der Präsident hatte die Subventionen für Treibstoff gestrichen, die Preise waren gestiegen – ähnlich wie in Chile, wo die Erhöhung der Fahrpreise für die U-Bahn von Santiago den Volkszorn entfesselt hatte. Beide Regierungen haben die Maßnahmen zurückgenommen, doch die Wut richtet sich gegen die gesamte politische Klasse. Anders ist es in den Nachbarländern Bolivien und Peru, wo sich die soziale Schere in den vergangenen Jahren etwas geschlossen hat. Hier verläuft die Front zwischen Angehörigen der traditionellen Elite und Populisten.

Lateinamerika wird erst dann zur Ruhe kommen, wenn die Regierungen demokratische Reformen umsetzen – und den Armen einen Ausweg aus ihrer Misere bieten. Dafür müssen die Reichen mehr zur Kasse gebeten und die Institutionen gestärkt werden. Bislang waren die Herrschenden nicht dazu bereit. Das muss sich ändern. Jens Glüsing

Polen

## Halleluja für eine Faust

• Zum »Marsch der Unabhängigkeit« am 11. November, dem polnischen Nationalfeiertag, gehen jedes Jahr Zehntausende Menschen auf die Straßen Warschaus. Das Bild bestimmen Rechtsradikale mit rassistischen Spruchbändern und ultranationalistischen Symbolen. Vor allem diese Gruppen organisieren die Kundgebung. Nun haben sie ein Logo entworfen, das für Streit sorgt: Es zeigt eine geballte Faust mit einem Rosenkranz, dessen Win- dungen die Finger ähnlich umgeben wie

ein Schlagring. Die extreme Rechte profaniere damit ein katholisches Symbol, erregt sich Michał Szuldrzyński, ein Publizist. Doch das Episkopat verurteilte das Logo nicht eindeutig: »Mit dem Rosenkranz beten Menschen unterschiedlicher Kulturen und Nationen auf allen Kontinenten«, schwurbelt die Bischofskonferenz in einer Erklärung. Dabei reagieren die Geistlichen äußerst scharf, wenn etwa LGBTI-Aktivisten die »Schwarze Madonna«, Polens Schutzheilige, mit einem regenbogenfarbigen Heiligenschein



zeigen. Die Märsche sind ein Problem für die national-konservative Regierung, die das patriotische Gedenken an den November 1918 für sich reklamiert. Damals hatte Polen die Teilungen überwunden und war als Staat neu gegründet worden.

Zum 100. Gedenktag hatte PiS sogar mit den rechtsextremen Veranstaltern verhandelt, schließlich marschierte man gemeinsam, mittendrin Staatsoberhaupt Andrzej Duda. Doch das werde es diesmal nicht geben, versicherte der Präsidentensprecher. JPU

Griechenland

## Mehr Kontrollen

• Griechenland hat die Überwachung an den See- und Landgrenzen zur Türkei verstärkt, um Dschihadisten an der Einreise in die EU zu hindern. Athen entsandte zusätzliche Beamte des Geheimdienstes und der Antiterrorpolizei auf die Inseln in der Ägäis. Dort kommen derzeit die meisten Migranten an, die weiter nach Westeuropa wollen. Nach der Militärintervention der Türkei in Nordsyrien droht den Kurden die Kontrolle über Tausende IS-Kämpfer zu entgleiten, die bislang in kurdischen Gefängnissen festgehalten werden. In Athen, aber auch in Berlin wächst die Sorge, dass IS-Kämpfer als Flüchtlinge getarnt über die griechischen Grenzen kommen könnten. Auch Europol wird ab dem 1. November zusätzliche Antiterrorexperten nach Griechenland schicken. Am griechisch-türkischen Grenzfluss Evros sollen sie den Behörden und der Grenzagentur Frontex bei der Kontrolle helfen. Diese Entscheidung fiel allerdings schon im Mai. Die Europol-Mitarbeiter sollen vor allem für sogenannte sekundäre Überprüfungen von besonderen Verdachtsfällen zuständig sein und die Personalien der Ankommenden in Datenbanken abgleichen, in denen Terrorverdächtige erfasst sind. Europol betont, es gebe keine Beweise dafür, dass Terroristen systematisch auf den Migrationsrouten nach Europa einreisen würden. In einigen Fällen ist das allerdings schon passiert. So reiste zum Beispiel der in Belgien geborene Drahtzieher der Anschläge von Paris, Abdelhamid Abaaoud, 2015 über die griechische Insel Leros ein und gab sich dabei als syrischer Flüchtling aus. Zwischen 2017 und August 2019 hat die griechische Polizei nach eigenen Angaben insgesamt sieben ausländische Terrorverdächtige festgenommen. GEC

Libanon

## Ohne Schießbefehl

*Der Libanon erlebt die größten Proteste seit Jahren. Heiko Wimmen von der Denkfabrik International Crisis Group über die Gründe für den Aufstand – und die Chancen auf einen Wandel.*

**SPIEGEL:** Herr Wimmen, was steckt hinter den Protesten?

**Wimmen:** Das lang anhaltende, chronische Staatsversagen. Die öffentlichen Dienstleistungen – Strom, Wasser, Müllabfuhr – funktionieren kaum, die Korruption ist groß. Jeder kann machen, was er will, wenn er genug Geld und Einfluss hat. Gerade hatten wir Waldbrände im Libanon, doch die von Bürgerinitiativen gestifteten Helikopter der Feuerwehr waren nicht einsatzfähig, weil der Staat sie nicht gewartet hatte. Als dann die Regierung ankündigte, eine Steuer auf WhatsApp-Anrufe erheben zu wollen, eskalierte der Protest.

**SPIEGEL:** Wie reagiert der Sicherheitsapparat?

**Wimmen:** Die Innenministerin hat angekündigt, dass sie die Polizei nicht gegen

die Demonstranten einsetzen wird. Die Armee, eine der wenigen Institutionen, die noch Respekt genießt, ist in einer schwierigen Rolle. Soldaten, die die Proteste absicherten, mussten von Demonstranten getötet werden. Ich glaube nicht, dass ein Schießbefehl ergehen wird – hier gibt es kein zweites Syrien.

**SPIEGEL:** Die Hisbollah ist auch Teil des Apparats. Wie verhält sich die schiitische Bewegung?

**Wimmen:** Ihr Anführer, Hassan Nasrallah, hat in einer Rede die Demonstrationen als berechtigt bezeichnet. Es sei auch in Ordnung, wenn ihn Demonstranten beschimpfen. Das war bislang ein Tabu. Der Fernsehsender der Hisbollah berichtet positiv über die Protestbewegung, hebt allerdings die wirtschaftliche Kritik hervor statt die am politischen und konfessionellen System.

**SPIEGEL:** Wie könnte es weitergehen?

**Wimmen:** Vielleicht könnte eine Übergangsregierung aus Technokraten die Menschen besänftigen. Keiner weiß, was passiert, wenn der Protest Wochen andauert. Die Versorgung könnte zusammenbrechen, vielleicht das Bankensystem. Finanziell ist der Libanon schon länger dem Ende recht nah. RAS



# Im Namen des Volkes

**Großbritannien** Regierungschef Boris Johnson wirkt handlungsunfähig. Aber seine Berater glauben, dass er die Brexit-Schlacht für sich entscheiden wird. Dafür fordert er nun eine Neuwahl im Dezember – um die Opposition in einen schmutzigen Wahlkampf zu zwingen.

**A**ls Orakel hat Sir Ivan Rogers in den vergangenen Jahren einen erstaunlich guten Job gemacht. Der 59-Jährige war mal Großbritanniens EU-Botschafter, lange vor dem EU-Referendum prophezeite er, dass sich der Brexit als schreckliche Idee für sein Land erweisen werde. Er sah auch das tragische Aus für Theresa May voraus. Und er weissagte, dass es nie gelingen werde, in zwei Jahren ein mehrheitsfähiges Scheidungsabkommen mit Brüssel auszuhandeln.

Sein Problem: Diejenigen, die er rechtzeitig warnte, hörten nie zu.

Am Montag dieser Woche sitzt der Mann, den manche Landsleute inzwischen »Dr. Unheil« (Dr. Doom) nennen, in einem deutschen Restaurant in London, starrt in seinen Kaffee und sagt: »Ich wünschte, ich hätte nicht recht behalten.«

Dann wagt er seine nächste Prophezeiung: »Ich vermute, dass wir mit Boris Johnson die nächsten zehn Jahre werden leben müssen – womöglich sogar länger.« Für das Vereinigte Königreich sei das mittelfristig desaströs. »Aber wen interessiert das schon noch?«

Zehn Jahre Johnson? Nach der rekordverdächtigen Pleiten- und Pannenserie, die der Premierminister, seit gerade mal drei Monaten im Amt, hingelegt hat? Nach all den Rücktritten und Rauswürfen, die dazu geführt haben, dass der Politberserker nur noch einer nahezu handlungsunfähigen Rumpfregierung vorsteht?

Es ist eine kühne Prognose, die Rogers da abgibt. Aber diesmal steht er nicht allein da. In London wächst die Zahl derer, die glauben, dass jede Niederlage, die Johnson seit Juli im britischen Parlament, vor Gericht oder bei Verhandlungen in Brüssel einstecken musste, ihn tatsächlich nur stärker gemacht hat. Mehr noch: dass es von Anfang an Teil seiner Strategie gewesen sein könnte, sich knebeln, einkesseln und schurigeln zu lassen, um am Ende als politischer Entfesselungskünstler einen Beweis für seine Raffinesse zu liefern.

Manche von Johnsons Vasallen sprechen jedenfalls jetzt, da der Brexit-Marathon womöglich auf seine Zielgerade einbiegt, von einer Win-win-Situation: Egal was die nächsten Wochen bringen, Boris Johnson werde am Ende als Sieger daste-



Flaggen von Austrittsbefürwortern und -gegnern vor dem britischen Parlament: Die Regierung

hen. Deshalb will er nun auch erneut eine Neuwahl erzwingen.

Aber wird er die wirklich gewinnen?

Nach einer Woche wie dieser ist das kaum zu glauben. Wider alle Erwartungen kehrte Johnson zwar mit einem, wie er behauptete, »neuen großartigen Deal« aus Brüssel zurück. Allerdings nur, um daheim in London festzustellen, dass er zwar die Brexiteer in seiner konservativen Par-

tei befriedigt, eine Mehrheit in allen anderen politischen Lagern jedoch vor den Kopf gestoßen hatte.

Und so endete die Woche damit, dass Johnson keine Möglichkeit mehr hatte, den 31. Oktober als Brexit-Datum zu halten. Stattdessen musste er abwarten, wie lange die EU den ersehnten Austrittstag diesmal nach hinten verschieben würde. Dabei hatte der Konservative geschworen,

»ieber tot im Graben« zu landen, als das jemals zuzulassen.

Zwischenzeitlich konnte der Premierminister zwar frohlocken, weil sich im Parlament zum ersten Mal überhaupt eine Mehrheit gefunden hatte, die für ein Brexit-Gesetz votierte, mit 329 zu 299 Stimmen. Die euphorischen Schlagzeilen, die darauf folgten, waren jedoch verfrüht.

Denn etliche der Jasager im Unterhaus hatten nur deshalb mitgespielt, um Johnsons Gesetz im weiteren Verfahren wieder durch Ergänzungsanträge durchlöchern zu können.

Was widersinnig wirkt, folgt einer inneren Logik. Es geht um die alles überwölbende Frage: Kann man Johnson vertrauen? Auch viele seiner Parteifreunde antworten darauf: niemals. Gründe dafür fanden sich allein in den vergangenen Wochen zuhauf. So beteuerte der Trickser, er habe nicht die Absicht, das Parlament in eine Zwangspause zu schicken, nur um sie dann – gesetzeswidrig – doch zu verfügen. Seinem De-facto-Koalitionspartner, der unionistischen Splitterpartei DUP, versprach der 55-Jährige, in Zukunft keine Zollgrenze zwischen Großbritannien und Nordirland zuzulassen. Aber genau damit hat er sein neues Abkommen mit der EU erkauft.

Je näher der 31. Oktober rückte, desto größer wurde daher die Panik im Unterhaus. Was, fragten sich viele, ist von Johnsons Absichtserklärung zu halten, die EU an Halloween nicht ohne ein Abkommen verlassen zu wollen?

Für eine Mehrheit im Parlament ist dies die eine, wenn nicht einzige Prämisse, die parteiübergreifend gilt: Ein sogenanntes No-Deal-Szenario wollen die meisten Abgeordneten vermeiden. Diesem Ziel galten fast alle Verfahrenstricks und gesetzgeberischen Finessen, mit denen die Abgeordneten Johnsons Regierung zuletzt ausmanövrierten. Es ging darum, ihm jede legale Möglichkeit zu nehmen, das Land jetzt oder in naher Zukunft ohne Abkommen aus der Europäischen Union zu führen. Nach einem weiteren atemlosen Sitzungs-marathon ist das fürs Erste gelungen.

Johnsons Optionen sind damit auf ein Minimum geschmolzen. Der Mann, der die glorreiche Zukunft des Vereinigten Königreichs so wortgewaltig beschworen hat wie kein anderer, wirkt in diesen Tagen dünnhäutig und missmutig. Die erste Schlacht um den Deal, den er aus Brüssel mitbrachte, hat er verloren. Der eigentliche Kampf steht aber noch bevor.

Denn im Grunde führt nun jeder Weg zu Neuwahlen. Johnson hat dabei gute Karten. Und das nicht nur, so Ivan Rogers, »weil ihm wahlkämpfen sehr viel leichter fällt als zu regieren«.

Am Donnerstagabend kündigte Johnson an, sein mit Brüssel ausgehandeltes Scheidungsabkommen noch einmal durchs Un-



DAN KITWOOD / GETTY IMAGES

hofft, dass kein normaler Mensch mehr die Hintergründe der Abnutzungsschlacht begreift



PHILIP VON DIFURTH / DPA

**Brexit-Partei-Chef Farage:** Hohepriester der EU-Hasser

terhaus peitschen zu wollen. Gelänge ihm das, könnte er in anschließenden Neuwahlen als derjenige triumphieren, der sein Land in die lang ersehnte Freiheit geführt hat.

Dass diese Freiheit die britische Wirtschaft voraussichtlich viele Milliarden Pfund kosten würde, fällt für die brexit-trunkenen Engländer nicht ins Gewicht. Johnson wäre dann der Mann, der seiner Nation, so der alte Referendumsslogan, »die Kontrolle zurückgegeben« hätte.

Es wäre der süßeste Sieg für Johnson, der in seiner Biografie über Winston Churchill davon schwärzte, wie ein Mann allein das Schicksal seines Landes entschied. Allerdings haben seine Gegner im Parlament schon seit Wochen weitere Methoden ausgeheckt, um Johnson den Weg zu seinem Happy End zu verbauen.

Daher bereitet sich der Premier seit dieser Woche intensiv darauf vor, notfalls ohne Abkommen in den Wahlkampf zu ziehen. Nach seinem Willen soll das noch vor Weihnachten geschehen, im Gespräch ist ein Termin am 12. Dezember. Dann will er die Mehrheitsverhältnisse im Parlament endlich zu seinen Gunsten verändern.

Bereits am Dienstag hatte er im Unterhaus angekündigt, der verfahrene Streit müsse letztlich von den britischen Wählern entschieden werden. Sie sind in seinen Worten »unsere Herren, das Volk«.

Noch bis vor Kurzem betrachteten die Strategen in 10 Downing Street diese Variante als politischen Selbstmord. Mitten im ungelösten Brexit-Streit mit einem Mann ins Rennen zu gehen, der sein

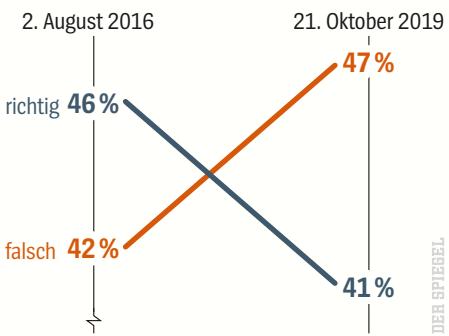
zentrales Versprechen nicht eingelöst habe, werde ins Desaster führen, so die Befürchtung.

Inzwischen aber scheint es, als zähle sich die seit Wochen anhaltende Kampagne aus, Johnson als einzigen wahren Mann des Volkes zu inszenieren. Umfragen zufolge liegen Johnsons Tories bis zu 15 Prozentpunkte vor der Labour-Partei. Die beispiellose Niederlagenserie im Parlament, die Verurteilung durch den Su-

## Stimmungsumschwung



»Glauben Sie im Nachhinein, dass es richtig oder falsch war, dass die Briten für den Brexit gestimmt haben?«



1722 (2016) und 1689 (2019) Befragte; an 100 Prozent fehlende: »Weiß nicht«; Quelle: YouGov

preme Court, die Lügen und Halbwahrheiten in den Brexit-Verhandlungen, die nicht geklärten Anschuldigungen, Johnson habe eine angebliche frühere Geliebte mit Steuergeld protegiert: Sie haben dem Regierungschef nicht geschadet – eher im Gegenteil.

Die Regierung setzt offenbar zu Recht darauf, dass kein normaler Mensch mehr die Hintergründe der Abnutzungsschlacht im Parlament begreift, die nun schon seit dreieinhalb Jahren tobt. Ein gutes Beispiel lieferte der Dienstag dieser Woche: Da lehnte es das Unterhaus ab, das folgenreiche Brexit-Gesetz im Hausruckverfahren durchzuschleusen. Gerade mal drei Tage hatte die Regierung dafür angesetzt, damit sollte den Abgeordneten weniger Zeit bleiben als einst für ein Gesetz über Wildtiere in Wanderzirkussen. Das machten die Parlamentarier nicht mit.

Johnson hofft offenbar, der Durchschnittswähler werde davon nur wahrnehmen, dass eine EU-hörige Quasselbude dem britischen Volk wieder mal den Weg in die Unabhängigkeit verbaut habe.

Schon vor Monaten beschuldigte er Abgeordnete, »Kollaborateure« der EU zu sein. Ein Gesetz, mit dem das Unterhaus ein No-Deal-Debakel ausschließen wollte, nannte er »Kapitulationsgesetz«. Seither bekommen Parlamentarier Todes- und andere Drohungen, deren Absender sich ausdrücklich auf Johnsons Wortwahl beziehen. Seine Hintersassen ließ er gewähren, als sie die Richter des Supreme Court als willige Helfer von EU-Freunden anprangerten.

Menschen wie Michael Heseltine – ein in Ungnade gefallenes Urgestein der Konservativen – glauben, der Regierungschef habe »vom ersten Tag im Amt an Neuwahlen angestrebt«. Nun plane er, die Menschen mit der Angst vor Kriminellen und der Wut auf seine politischen Gegner zu manipulieren.

»Das Parlament, die Elite, die da oben gegen euch, das Volk«, das werde Johnsons Wahlkampfmotto sein, glaubt Heseltine. Und große Teile der britischen Presse würden wie so oft als unkritische Chearleader danebenstehen.

Allerdings: Problemlos wird Johnson seine Neuwahlen nicht bekommen. Will er nicht zurücktreten oder ein heikles Gesetzesmanöver riskieren, braucht er dafür eine Zweidrittelmehrheit im Parlament – und damit die Zustimmung von Labour-Abgeordneten und deren Chef Jeremy Corbyn. Zweimal schon ist er mit dem Versuch gescheitert, das Parlament in eine Neuwahl hineinzudrängen; beide Male verweigerte ihm Labour diesen Wunsch. Womöglich kommt es am kommenden Dienstag erneut zum Schwur.

In Corbyns Partei ist man sich uneins. Viele fürchten, die eigene unklare Haltung

zum Brexit und Johnsons Verführungs-kunst könnten dafür sorgen, dass Labour in eine verheerende Niederlage stolpert. Bis in die Parteispitze hinein gibt es deshalb Stimmen, die fordern, Johnson und seine Rumpfregierung lieber so lange vorzuführen, bis ein zweites Brexit-Referendum unausweichlich wird. Für ein solches Votum, ein »Final Say«, gingen jüngst in London bis zu eine Million Menschen auf die Straße.

Für Corbyn ist die Lage prekär: Wie lange kann ein Oppositionschef vor einer entnervten Öffentlichkeit verantworten, keine Neuwahlen zu wollen?

Falls sich Labour am Ende doch entschließen sollte, Neuwahlen zuzustimmen, wird die entscheidende Frage für Boris Johnson sein: Wie kann er Nigel Farage, den Hohepriester der EU-Hasser, in Schach halten? Der Chef der Brexit-Partei hat sein Urteil schon vergangene Woche gefällt: Johnsons Deal, befand Farage, sei »kein Brexit«. Im »Daily Telegraph«, der Haupostille des Regierungschefs, breitete er auf zwei Anzeigenseiten seine Gründe aus. Die neuerliche Verschiebung des EU-Austritts wird seiner zuletzt etwas schwächeren Politsekte wieder Auftrieb geben.

Farage, der einen großen Anteil an der Spaltung der britischen Gesellschaft hat, wird alles daran setzen, Johnson als billige Kopie seiner selbst zu zeichnen, als politisches Großmaul, das letztlich von der reinen Brexit-Lehre abgefallen sei.

Schafft die Brexit-Partei ein zweistelliges Ergebnis bei Wahlen, könnte Johnsons Traum von der absoluten Mehrheit platzen und damit die Hoffnung, seinen Wunsch-Brexit durchs britische Parlament zu drücken – auch für den Premierminister birgt eine Neuwahl Risiken.

Die Weichen sind damit gestellt für einen Wahlkampf, wie ihn die einst so unideologischen Briten noch nicht gesehen haben. Schon jetzt seien die Tories nurmehr eine »umetikettierte Brexit-Partei«, sagt Ken Clarke, ein Johnson-Kritiker und ein weiterer ausgebooteter Konservativer alter Schule. Und kaum jemand werde Johnson daran hindern können, die Partei noch weiter nach rechts zu rücken.

Der Premierminister hat sein Schicksal mit dem Brexit verknüpft, und er ist schon zu weit gegangen, um sich jetzt noch stoppen zu lassen. Es spielt für ihn anscheinend keine Rolle, wen oder was er auf seinem Weg noch zerstört.

Ivan Rogers, der Ex-Diplomat, hofft derweil inständig, dass er wenigstens diesmal falschliegt. »Wir sitzen tief in der Scheiße«, sagt er gänzlich undiplomatisch. Und: »Ich fürchte, es wird von jetzt an nur noch schlimmer.« Jörg Schindler

Mail: joerg.schindler@spiegel.de

**Europa** Der Vertrag mit den Briten ist noch nicht beschlossen, da bereitet Chefunterhändler Barnier bereits seine nächste Mission vor.

## Forever Mr Brexit

● Für einen Mann, dessen Werk der vergangenen Jahre fürs Erste mal wieder im britischen Unterhaus gescheitert ist, ist Michel Barnier recht gelassen. Der Chefunterhändler der Europäischen Union legt in der »Members' bar« im Straßburger Europaparlament einen Stapel blauer Mappen auf den Tisch und ein Handy im abgewetzten Lederfutteral, dann setzt er sich. »Geduld«, sagt Barnier, »Geduld und Flexibilität« seien Tugenden, die beim Brexit unverzichtbar seien.

Barnier muss gleich zurück nach Brüssel, die EU-Botschafter tagen. Es geht um die Frage, um wie viele Wochen oder Monate sie den Austrittstermin verschieben wollen. Bei der Abstimmung am

dende Rolle spielen wird. Er bleibt Brüssels »Mr Brexit«.

Mit einer »Task Force« von rund 70 Mitarbeitern soll er dann Lösungen für die künftigen Beziehungen der EU zu den Briten erarbeiten. Die Verhandlungen dürfen so dramatisch bleiben wie bisher. Am Ende soll ein Freihandelsvertrag stehen, der Sozial- oder Umweltdumping verhindert und die europäischen Beihilferegeln schützt. Geklärt werden muss auch, wie die EU und die Briten bei der Fahndung nach Verbrechern und Terroristen zusammenarbeiten und wie sie außenpolitischen Fragen abstimmen.

»Die Konsequenzen des Brexits sind zahllos und werden oft unterschätzt«, sagte Barnier am Dienstag im Europaparlament. Das gilt auch für das künftige Abkommen. Selbst wenn die Briten die Übergangsphase, die nach dem Brexit eintrate, verlängerten, müsste der Freihandelsvertrag – Stand heute – bis Ende 2022 fertig sein. Nicht viel Zeit für ein Abkommen dieser Größenordnung.

Es droht womöglich ein schlimmeres Drama als jetzt beim Austrittsvertrag: Das Freihandelsabkommen muss nicht nur vom Europaparlament und vom britischen Unterhaus abgesegnet werden, sondern von allen Parlamenten der dann 27 EU-Mitglieder. Bereits die Debatte um das Ceta-Abkommen mit Kanada im Herbst 2016 hatte gezeigt, wie zäh das Prozedere werden kann. Damals hielt ein Veto des wallonischen Regionalparlaments die Unterzeichnung monatelang auf.

Barnier sagt, er habe vorgesorgt. Er pflegte von Anfang an einen engen Draht zu den EU-Parlamentariern, aber auch zu den Abgeordneten in den Mitgliedstaaten. Dreimal habe er bislang in jedem Parlament vorbeigeschaut, sagt Barnier. Sogar politische Gegner finden das gut: Barnier habe »kompetent und respektvoll auch unsere Positionen vertreten«, lobt Martin Schirdewan. Er sitzt für die Linke in der Brexit-Steuergesetzgruppe des Europaparlaments.

Nun also Brexit 2.0: Barnier scheint gut damit leben zu können. Vorhalte einzelner Parlamentarier, die EU hätte auf Johnson nicht so weit zugehen sollen, lässt er nicht gelten. Seine Aufgabe sei nicht gewesen, den Brexit zu stoppen, sagt Barnier. »Ich sollte einen Deal aushandeln, und ich habe ihn ausgehandelt.«

Peter Müller



D. AYDEMIR / ANADOLU AG. / GETTY IMAGES

**EU-Unterhändler Barnier**

Dienstag hatten die britischen Parlamentarier den Plan ihrer Regierung, am 31. Oktober auszutreten, mal wieder zerschossen.

Barnier aber ist in Gedanken längst bei seiner nächsten Aufgabe: Die EU-Kommission hat entschieden, dass er sich in den kommenden Jahren auch um die zweite Phase der Brexit-Gespräche kümmern soll – dann, wenn das Austrittsabkommen beschlossene Sache ist.

Der Brexit hat viele Verlierer, Michel Barnier gehört nicht dazu. Sicher, sein Job verhinderte, dass er seinen Traum wahrmachte und als Spitzenkandidat der Europäischen Volkspartei bei der Europawahl antreten konnte. Und als die Staats- und Regierungschefs in einer langen Verhandlungsnacht Anfang Juli darüber grübelten, wer nächster Kommissionschef werden sollte, zogen sie Ursula von der Leyen dem Franzosen in letzter Minute vor.

Doch nun ist klar, dass Barnier auch in der nächsten Kommission eine entschei-

# »Werden Sie erwachsen!«

**SPIEGEL-Gespräch** Der US-Konservative Robert Kagan über den Rückzug der Vereinigten Staaten als Ordnungsmacht und Deutschlands Rolle in der Welt

Kaum ein amerikanischer Intellektueller hat eine so bewegte Biografie hinter sich wie Robert Kagan. Der Historiker begann seine Karriere in den Achtzigerjahren während der Amtszeit Ronald Reagans. Er schrieb Reden für dessen Außenminister George P. Shultz und beriet später die republikanischen Präsidentschaftskandidaten John McCain und Mitt Romney. Kagan, 61, ist einer der prominentesten Vertreter der neokonservativen Denkschule. Er war ein Verfechter einer militärischen Intervention im Irak, was ihm später vor allem im linken Lager viel Kritik eingetragen hat. Sein Glaube an die Rolle der USA als Hüter der liberalen Weltordnung ist ungebrochen.

**SPIEGEL:** Mr Kagan, Donald Trumps Entscheidung, die US-Truppen aus Nordsyrien abzuziehen, hat enorme Konsequenzen: Sie öffnete die Tür für eine türkische Invasion, stärkte den Einfluss Russlands und Irans in Syrien und untergrub das Vertrauen in die USA. Glauben Sie, Trump war klar, welchen Schaden er mit seinem Befehl anrichten würde?

**Kagan:** Ich denke nicht, dass der Präsident sich überhaupt große Gedanken über die Folgen seiner Entscheidung gemacht hat. Er nimmt an, dass sich seine Wähler einen Rückzug aus Syrien wünschen, ganz egal wie die Folgen aussehen. Wahrscheinlich liegt er damit gar nicht falsch. Einen großen öffentlichen Aufschrei jedenfalls habe ich nicht vernommen.

**SPIEGEL:** Immerhin haben einige einflussreiche republikanische Senatoren Trump scharf kritisiert. Mitch McConnell, der Mehrheitsführer im Senat, schrieb in einem Gastbeitrag für die »Washington Post«, Trump habe die USA in einen »strategischen Albtraum« geführt.

**Kagan:** Trump hat darauf zumindest insfern reagiert, als dass er ein paar amerikanische Soldaten im Nordosten Syriens belässt. Aber im Großen und Ganzen glaubt der Präsident nicht, dass die Führung der Republikaner Eindruck auf die republikanischen Wähler macht. Trump hat die Wahl 2016 nicht mit, sondern gegen die eigene Partei gewonnen. Deshalb hält er Leute wie Mitch McConnell für Papier-tiger.

Das Gespräch führte der Redakteur René Pfister in Kagans Haus in Virginia.

**SPIEGEL:** Allerdings haben es die Republikaner nun in der Hand, Trumps Präsidentschaft vorzeitig zu beenden. Sie müssen im Senat nur mit den Demokraten für eine Amtsenthebung stimmen. Halten Sie das für ausgeschlossen?

**Kagan:** Nicht völlig. Aber wenn es so weit kommen sollte, ist der Grund sicher nicht Trumps Außenpolitik. Die Republikaner werden sich vom Präsidenten abwenden, wenn sie den Eindruck gewinnen, dass er in seinem Wahn die Partei in den Abgrund reißt. Aber so weit sind wir noch nicht.

**SPIEGEL:** Der Rückzug aus Nordsyrien war nur ein Teil eines größeren Versprechens Trumps, die »endlosen Kriege« seiner Vorgänger zu beenden. Können die Europäer die Lücke füllen, die die USA im Nahen Osten hinterlassen?

**Kagan:** Vielleicht habe ich ja etwas verpasst: Aber bislang kann ich nicht erkennen, dass es die Europäer danach drängen würde, Soldaten nach Syrien zu schicken.

**SPIEGEL:** Die deutsche Verteidigungsministerin Annegret Kramp-Karrenbauer hat vorgeschlagen, eine Schutzzone in Nordsyrien einzurichten, die auch mit europäischen Truppen abgesichert werden könnte.

**Kagan:** So sehr ich mir wünsche, dass sich die Europäer engagieren, so groß ist meine

Skepsis, dass sie wirklich in der Lage sind, die Amerikaner zu ersetzen. Das fängt bei der militärischen Logistik und dem Material an, aber es geht darüber hinaus um grundsätzlichere Fragen. Sind die Europäer wirklich bereit, den moralischen Preis dafür zu zahlen, eine militärische Interventionsmacht zu werden? Denn das bedeutet, Menschen zu töten und es auch zu ertragen, dass unschuldige Zivilisten sterben, weil in jedem Krieg Fehler gemacht werden. Die Deutschen haben sich nach dem Zweiten Weltkrieg zu einem friedlichen, zivilen Volk entwickelt. Ich glaube nicht, dass sie diese Bürde tragen wollen.

**SPIEGEL:** Hat Trump recht, wenn er darauf besteht, dass die Europäer mehr als 70 Jahre nach Ende des Zweiten Weltkriegs endlich auf eigenen Füßen stehen müssen?

**Kagan:** Trump sagt nichts anderes als seine Vorgänger seit John F. Kennedy – dass die Europäer einen größeren Anteil an den gemeinsamen Verteidigungsausgaben tragen sollten. Aber er liegt falsch, wenn er meint, er könnte Europa sich selbst überlassen.

**SPIEGEL:** Warum?

**Kagan:** Wir haben den Deutschen über Jahrzehnte gesagt: »Wir wollen gar nicht, dass ihr eine normale Nation seid. Kümmert euch darum, dass eure Wirtschaft gedeiht. Wir wollen nicht, dass ihr fünf Prozent eurer Wirtschaftsleistung in die Rüstung steckt.« Wenn wir nun plötzlich fordern, dass die Deutschen aufrüsten sollen, dann ist das ein riskantes Spiel. Der Einfluss der USA war der entscheidende Faktor, um nach dem Zweiten Weltkrieg ein friedliches Europa zu schaffen. Die USA haben ein internationales Handelsregime durchgesetzt, das wichtig für den ökonomischen Erfolg des Kontinents war. Dieses Regime ist nun ernsthaft gefährdet, ebenso wie die Demokratie als Grundlage der politischen Ordnung in Europa.

**SPIEGEL:** Dafür ist aber nicht allein Trump verantwortlich.

**Kagan:** Wir alle haben es uns mit dem Gedanken bequem gemacht, dass die freiheitliche Demokratie quasi zu einem festen Bestandteil der menschlichen Kultur geworden ist. Das war eine Illusion, wie sich nun zeigt. Die freiheitliche Demokratie provoziert immer Gegenkräfte, die es zu kontrollieren gilt. Diese Aufgabe haben



JOHN BOAL / DER SPIEGEL

**Historiker Kagan**  
»Ein riskantes Spiel«



SERGIO RAVAZZOTTI / DER SPIEGEL

**Nato-Soldaten in Afghanistan 2018:** »Die Polen finde ich wirklich amüsant«

die USA übernommen. Seit dem Ende des Kalten Krieges fragt sich die amerikanische Öffentlichkeit aber, wofür dieses Engagement eigentlich gut sein soll: Warum brauchen wir Truppen in Europa? Können sich die Europäer nicht um sich selbst kümmern? Nach dem Krieg im Irak und der Finanzkrise 2008 erreichte diese Debatte ihren Höhepunkt. Barack Obama sah es als seine Aufgabe an, das militärische Engagement der Vereinigten Staaten in der Welt zu reduzieren, und das gilt auch für Trump, wobei seine Haltung sicher noch extremer ist.

**SPIEGEL:** Sie haben in einem Essay gewarnt, dass die deutsche Frage wieder aktuell wird, sollten sich die USA aus Europa zurückziehen. Glauben Sie ernsthaft, dass deutsche Soldaten wieder durch Europa marschieren werden?

**Kagan:** Bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs hatte Deutschland immer das Problem, dass es zu groß für Europa war. Ein zentrales Element für die europäische Friedensordnung nach dem Krieg war die amerikanische Sicherheitsgarantie für die Nachbarn Deutschlands. Sie besagte, dass die Deutschen nie wieder zu einer Bedrohung werden, egal was auch geschehen mag. Diese Garantie erlaubte der Bundesrepublik einen enormen wirtschaftlichen

Erfolg, ohne die Nachbarn zu verängstigen. Aber mit der Einheit wurde Deutschland wieder zum bevölkerungsreichsten Land in Europa, und es hat nun auch wieder das Potenzial, sich zur stärksten Militärmacht auf dem Kontinent zu entwickeln. Es geht mir also mitnichten um den deutschen Charakter.

**SPIEGEL:** Sondern?

**Kagan:** Ich rede von objektiven Faktoren, die die deutsche Frage auf die Tagesordnung zurückbringen. Sie können ja schon heute sehen, wie die wirtschaftliche Dominanz der Bundesrepublik die Eifersucht der Nachbarn weckt. Und wenn sich jetzt auch noch die Amerikaner zurückziehen, kann Folgendes passieren: Die Nachbarn Deutschlands werden sich von der Nato und möglicherweise sogar von der EU lösen und versuchen, die wirtschaftliche Hegemonie Deutschlands zu brechen. Das wiederum wird in Deutschland für Ärger

und Verbitterung sorgen. Es wird nicht lange dauern, und die Deutschen fragen sich zu Recht: »Moment mal, wir müssen uns jetzt auch mal um uns selbst kümmern. Das tun unsere Nachbarn ja auch.«

**SPIEGEL:** Wenn man Ihrer Argumentation folgt, dann sind wir Europäer wie ewige Teenager, die sich sofort die Köpfe einhauen, sobald sich Amerika abwendet.

**Kagan:** Werden Sie erwachsen! Ich finde das toll. Allerdings muss man schon einen unverwüstlichen Optimismus besitzen, um zu glauben, dass Europa ohne die USA stabil und friedlich bleibt. Die EU von heute ist nicht mehr die EU der Neunzigerjahre. Großbritannien steht kurz vor dem Brexit, in Osteuropa befinden sich die Regierungen von Polen, Tschechien und Ungarn auf dem Weg in den Illiberalismus oder sind schon dort angekommen. Und Frankreich ist möglicherweise nur eine Wahl von einem Sieg der Nationalisten entfernt.

**SPIEGEL:** Halten Sie es für möglich, dass sich die USA aus der Nato zurückziehen, falls Trump im nächsten Jahr die Wahl gewinnt?

**Kagan:** Ich schließe es nicht aus. Aber wissen Sie was? Für mich ist das nicht die entscheidende Frage. Egal ob die USA die Nato verlassen oder nicht – glaubt irgendjemand, dass unser Bekenntnis zu dem

»Wir erleben einen fundamentalen Konflikt zwischen Freiheit und Autoritarismus.«

Bündnis noch genauso stark ist wie vor vier Jahren? Die Polen finde ich wirklich amüsant, weil sie offenbar denken, dass sich die Nato auflösen kann, die USA aber weiter für ihre Sicherheit sorgen werden. Sie glauben, sie könnten auf Trump vertrauen.

**SPIEGEL:** Laut Umfragen ist eine Mehrheit der amerikanischen Wähler der Meinung, dass sich das Land erst einmal seinen innenpolitischen Problemen widmen sollte. Das scheint auch auf die demokratischen Präsidentschaftsbewerber Eindruck zu machen.

**Kagan:** Was die Außenpolitik angeht, kann ich keinen großen Unterschied zwischen Trump und den beiden Demokraten Elizabeth Warren und Bernie Sanders erkennen. Alle drei wollen Applaus einheimsen, indem sie sagen, wir holen unsere Soldaten aus dem Nahen Osten zurück. Am ehesten hat noch Joe Biden eine andere Sicht, einfach deshalb, weil er ein Relikt aus einer anderen Ära ist. Andererseits sind die Amerikaner auch formbar, sobald es um Außenpolitik geht. Wenn der Präsident sagt: »Leute, wir müssen unseren Verbündeten helfen. Wir müssen verlässliche Partner sein«, dann glaube ich nicht, dass die Wähler das notwendigerweise ablehnen. Seit die USA Ende des 19. Jahrhunderts zu

einer Weltmacht aufgestiegen sind, gibt es in der Außenpolitik eine Wellenbewegung. Auf Phasen des Engagements folgen Phasen des Rückzugs. Meine Sorge ist nur, dass wir noch 20 Jahre brauchen, um uns wieder unserer Rolle in der Welt gewiss zu werden. Und dann könnte der Globus in einem furchterlichen Zustand sein.

**SPIEGEL:** Angesichts des Chaos, das die Amerikaner in den vergangenen 20 Jahren im Nahen Osten angerichtet haben, glauben nicht wenige Europäer, es wäre das Sinnvollste, wenn sich der nächste Präsident darauf konzentrieren würde, das Gesundheitssystem in den USA zu reformieren.

**Kagan:** Wissen Sie, ich wäre glücklich, wenn wir Amerikaner Tragödien wie im Irak und in Vietnam vermeiden könnten. Und wir sollten alles tun, um aus den Fehlern der Vergangenheit zu lernen. Aber nur purer Isolationismus und Untätigkeit würden in Zukunft solche Dramen ausschließen. Die Vereinigten Staaten haben zwei Alternativen: Entweder sorgen wir für den Erhalt der freien Weltordnung und sind bereit, die moralischen und materiellen Kosten dafür zu tragen. Oder wir lassen diese Ordnung implodieren und müssen dann mit all den Katastrophen umgehen, die daraus folgen.

**SPIEGEL:** Wie würde die Welt nach acht Jahren Trump aussehen?

**Kagan:** Bis jetzt hat sich das amerikanische System glücklicherweise als so widerstandsfähig erwiesen, dass es den schlimmsten Angriffen Trumps getrotzt hat. Aber wir erleben einen fundamentalen Konflikt zwischen Freiheit und Autoritarismus, und das nicht nur in den USA, sondern überall auf der Welt. Und derzeit haben die autoritären Kräfte das Übergewicht. Das kann man an vielen Orten erleben: im Konflikt zwischen Indien und Pakistan, im Streit zwischen Japan und Korea, in Israel. Sobald die internationale Ordnung zerbricht, beginnt jedes einzelne Land, daraus Konsequenzen für sich zu ziehen. Noch einmal vier Jahre Trump bedeuten schlicht und einfach noch einmal vier Jahre, in denen die Ordnung der Welt zerfällt.

**SPIEGEL:** Mr Kagan, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

Video

»Ein ernüchterndes Gespräch«

[spiegel.de/sp442019kagan](http://spiegel.de/sp442019kagan)  
oder in der App DER SPIEGEL



AUS VERSICHERUNG

## WIRD VERBESSERUNG

Wir begrüßen alle Kunden der AachenMünchener Versicherung AG bei  
Ihrem neuen Versicherer: der Generali Deutschland Versicherung AG.

Im Zuge einer Umfirmierung sind wir jetzt Ihr neuer Risikoträger und datenschutzrechtlich Verantwortlicher. Als Ihr neuer Partner heißen wir Sie herzlich willkommen und versprechen, dass sich durch die Umfirmierung an Ihren vertraglich vereinbarten Leistungen nichts ändert.

AUS VERSICHERUNG  
WIRD VERBESSERUNG  
[generali.de/umfirmierung](http://generali.de/umfirmierung)



GENERALI

Generali Deutschland Versicherung AG,  
Adenauerring 7, 81737 München

# Tödliche Umwege

**Migration** In Großbritannien starben 39 Chinesen in einem Lastwagen. Viele Migranten versuchen offenbar, noch kurz vor dem Brexit ins Land zu kommen.

**N**ormalerweise ist das Industriegebiet von Grays ein verlassener Ort. Lagerhallen reihen sich aneinander, umgeben von hohen Zäunen. Meistens fahren nur Transporter durch die Straßen, Fußgänger verirren sich kaum hierher. Doch in diesen Tagen ist das anders.

Ein Dutzend Übertragungswagen steht zwischen den Lagerkomplexen, Kameraleute und Reporter haben sich postiert. Ihre Blicke richten sich auf eine Absperrung, die die Polizei errichtet hat.

In dem Ort östlich von London machte die britische Polizei in der Nacht zum 23. Oktober eine grausige Entdeckung: 39 Leichen, versteckt in dem Container eines Lastwagens. Der Polizei zufolge handelt es sich um Chinesen, 8 Frauen und 31 Männer. Sie sollen versucht haben, illegal nach Großbritannien einzureisen. Der Fall beleuchtet die Debatte um die Einwanderung neu – und über die möglichen Folgen eines Brexits.

Noch ist unklar, wann Großbritannien die EU verlässt und unter welchen Bedingungen, aber klar ist, dass die ohnehin gut gesicherten Grenzen nach dem Austritt noch stärker überwacht werden. Viele Migranten versuchen nun offenbar, in letzter Minute auf die Insel zu gelangen.

In Belgien oder Frankreich harren zahlreiche Menschen aus in der Hoffnung, nach England übersetzen zu können. Britischen und französischen Medienberichten zufolge soll die Zahl der Flüchtlinge, die sich auf Booten über den Ärmelkanal wagen, in den vergangenen Wochen drastisch gestiegen sein.

Mitte Oktober wurden an Frankreichs Nordstränden die Leichen zweier Iraker entdeckt: Die Männer, 17 und 22 Jahre alt, hatten offenbar versucht, nach Großbritannien zu fliehen. Frankreich verstärkte daraufhin seine Kontrollen an der Küste. Großbritannien kündigte an, noch härter gegen Menschenhändler vorgehen zu wollen.

Doch viele Migranten und Schleuser hält das nicht ab. Im Gegenteil: Wenn Großbritannien seine Grenzen nach einem Brexit schließt, dürfte sich die Lage verschärfen. Die britische Denkfabrik Social



PETER NICHOLLS / REUTERS

**Ermittler in Grays:** »Niemand sollte sein Leben riskieren müssen«

Market Foundation prophezeite, dass die Zahl der irregulären Einwanderer nach dem EU-Austritt dramatisch steigen wird. Weil die Einreise nach Großbritannien durch den Brexit erschwert wird, könnten mehr Menschen gezwungen sein, andere Wege ins Land zu suchen.

Dem Handelsverband British International Freight Association zufolge versuchen schon jetzt jedes Jahr Zehntausende Migranten, über Häfen nach Großbritannien einzureisen.

Oft sind es Verzweiflungstaten Einzelner: Menschen, deren Asylantrag in Deutschland oder Frankreich abgelehnt wurde, verstecken sich in Lastwagen oder Containern in der Hoffnung, dass die Fahrer sie unbemerkt nach Großbritannien bringen. Immer wieder enden solche Fälle tödlich, weil Migranten ersticken, erfrieren oder von Lkw überrollt werden.

Wer es sich leisten kann, greift deshalb auf Schmuggler zurück, die die Überfahrt organisieren. Die schärferen Kontrollen schrecken womöglich manche Menschenhändler ab. Andere aber weichen einfach auf gefährlichere Routen aus.

Schon jetzt wählen die Schmuggler offenbar gezielt Häfen aus, in denen sie weniger Grenzkontrollen vermuten – auch wenn die Wege, die sie zurücklegen müssen, dadurch länger werden. Oder sie verstecken ihre menschliche Fracht noch besser: Das senkt das Risiko, ertappt zu werden. Doch das Risiko für die Eingeschlossenen steigt.

Laut Berichten britischer Medien sollen die Menschen, die in dem Kühltransporter in Grays entdeckt wurden, erfroren sein. Der Fall weckt Erinnerungen an das Jahr 2000. Damals wurden in der britischen Hafenstadt Dover die Leichen von 58 Chi-

neseen entdeckt. Sie waren über 18 Stunden lang in einem Container eingeschlossen gewesen und schließlich erstickt. Der Fahrer des Lastwagens hatte die einzige Luftzufuhr geschlossen – so wollte er verhindern, dass die Migranten entdeckt werden.

Der Container, der damals in Dover geöffnet wurde, war ursprünglich im belgischen Zeebrugge verschifft worden. Genau wie jener Container, den man jetzt in Grays fand.

Der Fahrer des Wagens von Grays, ein 25 Jahre alter Nordire, wurde festgenommen. Ob er von seiner menschlichen Fracht wusste, ist unklar.

Der Lastwagenfahrer von Dover wurde im April 2011 wegen Totschlags zu 14 Jahren Haft verurteilt. Großbritanniens Politiker fordern, mögliche Hintermänner des aktuellen Schmugglerfalls mindestens mit derselben Härte zu verfolgen. Der Abgeordnete John Woodcock verlangt zu überprüfen, ob Menschenschmuggler künftig wegen Mordes angeklagt werden – so könnte eine lebenslange Haftstrafe verhängt werden.

Das Joint Council for the Welfare of Immigrants, eine Wohltätigkeitsorganisation für Migranten in Großbritannien, gibt dagegen der britischen Regierung eine Mitschuld an dem Unglück. Sie habe sichere und legale Wege ins Königreich versperrt und die Chinesen so dazu gedrängt, sich in Gefahr zu bringen.

»Menschen haben immer den Ort gewechselt und werden das auch immer tun«, schreibt die Organisation in einer Stellungnahme. »Niemand sollte deshalb sein Leben riskieren müssen.«

Max Polonyi, Alexandra Rojkov



ADRIANO MACHADO / REUTERS

# Der Sprengmeister

**Brasilien** Ein Jahr nach der Wahl Jair Bolsonaros verwandelt sich das Land in einen Pariastaat, geplagt von Krisen und Umweltkatastrophen – und einem Präsidenten, der nur noch Lakaien um sich herum duldet.

**F**ün Wochen lang hatte Jair Bolsonaro die Katastrophe, die sein Land heimsuchte, ignoriert. Er schwieg, als eine Ölpest Hunderte der schönsten Strände Brasiliens schwarz färbte und Vögel, Schildkröten und Delfine starben. Er schwieg, als die Menschen, die vom Meer leben, Tonnen des klebrigen Stoffs in Plastiktüten wegschafften. In dieser Krise überließ der brasilianische Präsident die betroffenen Bürger einfach ihrem Schicksal.

Dann, Mitte Oktober, ließ Bolsonaro ein Video veröffentlichen, in dem er sich zum ersten Mal ausführlich zu der Ölpest äußerte, deren Ursache bis heute ungeklärt ist.

Auf diesen wackeligen Aufnahmen trägt Bolsonaro ein weißes Hemd, das hinten aus der Hose rutscht. Er sitzt in seinem Büro auf einem Stuhl, um ihn herum hocken Militärs und der Verteidigungsminister. Nachdem ein Admiral erklärt hat, dass das Öl vermutlich aus einem Tanker ausgelaufen sei, fügt Bolsonaro hinzu, dass chemische Analysen auf eine Herkunft aus Venezuela hindeuteten. Das würde auch erklären, twitterte er später, warum von all den linken Organisationen nichts zu hören sei, die er vor Wochen bereits verdächtigt hatte, die Feuer im Amazonas gelegt zu haben.

»Könnte es sein«, fragt er, »dass dieser kriminelle Akt mit der Versteigerung unserer Ölfelder zu tun hat?«

Der Präsident erklärt nicht weiter, was er damit meint. Es genügt ihm, von einer Verschwörung zu raunen und vage Anschuldigungen zu machen, anstatt etwas zu unternehmen und einen Notfallplan zu präsentieren. Das ist Bolsonaros Strategie. Wenn er in Bedrängnis gerät, verwandelt er selbst eine Ölpest in Munition gegen seine Kritiker. Nicht er trägt demnach die Verantwortung für diese Katastrophen, sondern eine linke Opposition, linke NGOs oder eine sensationsgierige linke Presse.

Ein Jahr ist es jetzt her, dass Jair Bolsonaro die Präsidentschaftswahl in Brasilien gewonnen hat. Seit Januar führt er die Amtsgeschäfte, und es gibt kaum einen anderen Staatschef, der das Ansehen seiner Nation derart schnell und nachhaltig beschädigt hat wie er. Brasilien, das lange ein aufstrebendes Schwellenland war, ist heute ein obskurer Pariastaat, in dem konservative Eiferer einen Feldzug gegen einen Feind führen, der allein in ihrer Vorstellung existiert. Um saubere Strände oder intakte Wälder geht es dabei nicht, was für Bolsonaro zählt, sind die Inter-

essen von Großgrundbesitzern, Industriellen und jenen Leuten, die ihm ergeben sind.

In weniger als einem Jahr vollzog Bolsonaro einen gigantischen Umbau der Verwaltung, Ministerien wurden mit einer nahezu staatsstreichartigen Gründlichkeit gesäubert, Behörden zweckentfremdet und zerstört. Wer dem Präsidenten illoyal erschien oder es wagte, ihn öffentlich zu kritisieren, wurde vor die Tür gesetzt oder an eine unbedeutendere Position in der Hierarchie. In einem Land, dessen politische Elite in den vergangenen Jahren geschreddert wurde, war es Bolsonaro gelungen, sich als Aufräumer zu inszenieren.

27 Jahre lang hatte Bolsonaro als Hinterränkler im Parlament gesessen, wo er vor allem damit aufgefallen war, dass er Kollegen beleidigte oder die Folterer der Militärdiktatur verteidigte. Nach seiner Wahl ließ er sich im offenen Rolls-Royce durch Brasília fahren und rief später in seiner Antrittsrede einer aufgepeitschten Menge zu, er wolle das Land vom Sozialismus befreien: »Unsere Flagge wird niemals rot sein, es sei denn, wir müssen mit unserem Blut für sie kämpfen.«

Bolsonaro hat als Präsident kein Programm, das er abarbeitet. Dafür dirigiert



Junge im överseuchten Meer im Nordosten Brasiliens

LEO MALAFIA / AFP

er eine Armee von Ideologen. Die wichtigste Anforderung, die sie erfüllen müssen, ist die Tauglichkeit als Helfershelfer eines Autokraten, der die Geschichte Brasiliens umschreiben und mit seinen Söhnen eine neue Dynastie errichten will.

Diese Bolsokratie, deren Konturen langsam sichtbar werden, ist ein Staat, in dem evangelikale Prediger den Menschen vorschreiben, was gut und böse ist. Minderheiten, die sich nicht beugen, leben in Angst. Wissenschaftler, Künstler und Journalisten stoßen plötzlich wieder an die Grenzen staatlicher Zensur. Der Rückschritt ist so groß, dass es vielen Brasiliern vorkommt, als hätte man sie in die Zeit des Kalten Krieges zurückkatapultiert.

Durch Brasilien geht heute ein tiefer Riss. Ein Drittel aller Bürger sieht in Bolsonaro einen »Mythos«, der die Werte christlicher Familien rettet. Für die meisten anderen aber ist er ein Faschist, vor dem man im schlimmsten Fall fliehen muss, wie der Abgeordnete Jean Wyllys, der nach Bolsonaros Wahl um sein Leben fürchtete und ins Exil ging.

All die Menschen, die in diesem Text zu Wort kommen, sind in diesem Jahr mit Bolsonaro in Konflikt geraten. Wie Wyllys waren sie wichtig für das Land, als Politiker,

Forscher, Minister oder Historiker. Aber in Bolsonaros schöner neuer Welt ist für sie kein Platz.

Ricardo Galvão, der als einer der besten Physiker Brasiliens gilt, ist wohl der Bekannteste von ihnen. Bis Ende Juli leitete er das angesehene Weltrauminstitut, das die Abholzung im Amazonas dokumentiert. Er ist der Mann, dessen Zahlen in diesem Sommer die Welt aufschreckten.

An einem Tag im September tigert Galvão als Gastredner über die Bühne eines Hörsaals in Rio de Janeiro, ein asketisch wirkender 71-Jähriger mit buschigem Schnäuzer. Für die Studenten, die gekommen sind, um ihn zu hören, ist er jetzt ein Held des Widerstands.

Galvão wirkt leicht genervt. Als er in der Früh die Zeitung aufschlug, musste er mal wieder lesen, dass Bolsonaros Außenminister den Klimawandel ein linkes Hirn gespiest nannte. »Wir sollten morgens beten«, sagt Galvão. »Lieber Gott, bitte hilf, dass ich mich heute nicht aufrege.«

Dann wirft er Satellitenbilder an die Wand, die belegen, dass die Feuer im Amazonas nicht nur auf die Trockenheit zurückzuführen sind, wie Bolsonaro sagt, sondern vor allem auf eine dramatisch zunehmende Abholzung. Viehzüchter und

Ackerbauern, meint Galvão, fühlten sich durch Bolsonaro ermutigt, den Wald für Weiden oder Äcker kahlzuschlagen.

»20 Prozent der ursprünglichen Fläche haben wir bereits verloren«, sagt Galvão. »Noch ein bisschen mehr, dann kippt das System. Dann haben wir überall Savanne.« Er kratzt sich am Bart. »Wir müssen uns also um Bolsonaros reiche Hintermänner sorgen. Auf ihren Böden wächst dann nämlich kein Soja mehr.«

Solcher Sarkasmus ist das, was Galvão bleibt, nachdem sein Leben von einem Tag auf den nächsten auf den Kopf gestellt wurde. Alles, woran er glaubt, zählt heute nichts mehr. Wissenschaftliche Fakten, Argumente, Dialog. Als er im Juli öffentlich erklärte, dass die Abholzung des Waldes im Vergleich zum Vorjahr um 88 Prozent gestiegen sei, unterstellte Bolsonaro, die Zahl sei manipuliert. Der Physiker Galvão, raunte der Präsident, stehe in Diensten einer Nichtregierungsorganisation, die ihm ans Leder wolle.

Galvão war fassungslos. In einem Interview, in dem er die Aussagen des Präsidenten auf Kneipenniveau einordnete, forderte er ein Gespräch unter vier Augen, aber dazu kam es nicht. Tage später zitierte man Galvão in das Büro des Wissen-



**Studentenprotest in São Paulo gegen die Regierung:** »Die Dinge änderst du nur durch einen Bürgerkrieg«

schaftsministers, wo man ihm erklärte, dass die Lage zu komplex geworden sei.

»Zu komplex«, schmunzelt Galvão am Abend in Rio de Janeiro. »Die Wahrheit ist, sie halten mich für einen Linken.«

Im Grunde, sagt er, hätte er die Zweifel Bolsonaros leicht ausräumen können. Er hätte ihn auf einen Heliokopterflug mitnehmen können, wie er es mit anderen Politikern getan hat, die den Daten nicht trauten. Aber das interessierte niemanden.

Die Demontage des Umweltschutzes, sagt Galvão, habe schon in den Wochen begonnen, als Bolsonaro noch den Zuschnitt seiner Ministerien plante. Ursprünglich hatte er vor, das Umweltministerium ganz abzuschaffen. Als er merkte, dass der Widerstand zu groß wurde, rückte er davon ab. Dafür löste er das Referat für Klimawandel auf.

Zum Umweltminister ernannte Bolsonaro einen jungen Anwalt namens Ricardo Salles, der geschliffen formulieren kann. Salles war zuvor Umweltsekretär des Bundesstaats São Paulo, wo er wegen Amtsmissbrauch verurteilt wurde. Um Bergbauunternehmen mit Lizzenzen auszustatten, hatte er auf offiziellen Raumplänen die Grenzen eines Naturschutzgebiets heimlich enger gezogen.

Salles, meint Galvão, habe die Axt ans Ministerium gelegt, vor allem an die Naturschutzbehörde Ibama. Bislang lief es dort so: Ertappten deren Kontrolleure einen Holzfäller auf frischer Tat, zerstörten sie seine Geräte und verhängten Bußgelder. Salles dagegen setzte die Bußgelder weitgehend aus und feuerte 21 von 27 Regionalbüroleitern. Auf den meisten Posten sitzen nun Militärs, die wie Bolsonaro glauben, dass der Amazonas ein Gebiet sei, das wirtschaftlich entwickelt werden müsse.

Ist es Zufall, dass die Goldgräber, die früher an der Pforte abgewiesen wurden, nun bei Salles im Büro sitzen und Ersatz für ihre zerstörten Kettensägen fordern? Oder ist der Wahnsinn längst Realität?

Diesen Eindruck kann man gewinnen, wenn man mit Ricardo Vélez die Säuberungen rekapituliert, die er im Bildungsministerium angeordnet hat. Die ersten hundert Tage leitete Vélez das Haus, das für Bolsonaro strategisch zentral ist. Er war eine der Schlüsselfiguren in den Anfangstagen des großen Umbaus.

Vélez, ein distinguerter Herr im Anzug, der an verschiedenen Universitäten Theologie und Philosophie gelehrt hat, sitzt in einem Bibliothekszimmer des Klubs der

brasilianischen Luftwaffe. Gleich im Januar, sagt er, habe er Profile aller Mitarbeiter erstellen lassen. Vélez schätzt, dass die Recherchen bei rund 40 Prozent zu einem ideologischen Verdacht geführt hätten.

Diese Leute setzte er vor die Tür, darunter sämtliche Referatsleiter im Ministerium. »1500, vielleicht 1600 Linke« habe er kaltgestellt, sagt Vélez beiläufig.

Wie Salles im Umweltministerium füllte auch Vélez im Bildungsressort viele Lücken mit Militärs. Sein persönlicher Berater war ein Offizier der Luftwaffe. Aus der gleichen Umgebung kam ein Mann, der über die Vergabe von Studienstipendien entscheidet, die künftig keine »Prämien für Ideologentreue« mehr sein sollten.

Insgesamt sind es mehr als hundert hochrangige Militärs, die sich geräuschlos in den oberen Etagen der Hierarchie einordnen. Sieben von ihnen sitzen als Minister in Bolsonaros Kabinett. Es sind Befehlsempfänger, die Aufträge erledigen und keine unbequemen Fragen stellen.

So sieht er aus, der neue Staat.

Das Kommando über die Indigenen-Schutzbehörde führt ein bekennender Indigeneneind. Um Landreformen kümmern sich Großgrundbesitzer. Die staat-

liche Filmförderung soll künftig ein Evangelikaler führen. Die Zerstörung und das Chaos, die diese Personalrochen anrichten, sind gewollt, und man liegt wohl nicht ganz falsch, wenn man den Kopf dahinter in Washington vermutet.

Stephen Bannon war der Mann, der Donald Trump als Wahlkampfchef ins Weiße Haus verholfen hat. Seit einiger Zeit arbeitet er daran, seine ultrarechte Weltanschauung zu exportieren. Bannon unterhält enge Kontakte zu Eduardo Bolsonaro, dem dritten Sohn des Präsidenten, von Bannon stammt auch die Idee, den Verwaltungsstaat nicht zu reformieren, sondern zu zerstören.

Ähnlich denkt Jair Bolsonaro, der Bannon bewundert. In einem Interview sagte Bolsonaro einmal, Demokratien würden nicht unbedingt Ordnung und Wohlstand bringen. »Die Dinge«, meinte er, »änderst du im Grunde nur durch einen Bürgerkrieg. Wenn du erledigst, was die Diktatur versäumt hat. Wenn dabei ein paar Unschuldige sterben, ist das okay.«

Eugênia Augusta Gonzaga erinnert sich noch an den Tag, als sie vor dem Parlament die Büste eines Mannes einweihten, der in der Diktatur verschwunden war. Bolsonaro spuckte im Vorbeigehen darauf. Gonzaga kannte die Ölgemälde von den Militärs, die hinter Bolsonaros Schreibtisch hingen, und das Plakat an der Bürotür, das besagte, dass nur Hunde nach Knochen suchen würden.

»Seine Wahl löste bei mir ein beklemmendes Gefühl aus«, sagt Gonzaga.

Gonzaga ist eine elegante Dame, die 2014 ihre Stelle bei der Staatsanwaltschaft in São Paulo ruhen ließ. Sie übernahm dafür die Leitung einer Kommission, die das Schicksal der Verschwundenen und Toten der Diktatur aufklären soll. Von 1964 bis 1985 herrschten die Generäle. Hunderte Oppositionelle verschwanden damals in deren Folterkellern. Auf einem Tisch in Gonzagas Büro liegt ein dickes Buch. Es bündelt das Wissen, das sie über ihren Verbleib angesammelt hat.

»Es ist mühsame Arbeit«, sagt Gonzaga. Sie heben Massengräber aus und schicken Knochen in Labore. Sie nehmen DNA-Proben von Angehörigen, führen Gespräche und suchen Dokumente, die etwas über den Verbleib einer Person erzählen. 374 Fälle, sagt Gonzaga, hätten sie geklärt, und vermutlich wären es längst mehr, wenn das Militär die Archive geöffnet hätte oder die Folterer vor Gericht zur Rechenschaft gezogen worden wären.

Nach dem Abschluss eines Falles setzte Gonzaga jeweils eine offizielle Sterbeurkunde auf. Auch wenn die genauen Todesumstände nicht zu ermitteln waren, wird darin anerkannt, dass die betreffende Person »durch staatliche Gewalt im Kontext der politischen Verfolgung Oppositioneller« ums Leben kam. Gonzaga überreichte

diese Urkunden in einer feierlichen Zeremonie, bei der sie die Angehörigen im Namen des Staates um Verzeihung bat.

»Diese Zeremonien sind wichtig, um mit der Vergangenheit abzuschließen«, sagt sie. Aber Bolsonaro setzte ihnen ein Ende, indem er das Budget einfrieren ließ. Gonzaga verschickte die Urkunden daraufhin per Post. Ihren letzten Umschlag adressierte sie im vergangenen Juli an einen Mann namens Felipe Santa Cruz, der kaum zwei Jahre alt war, als er seinen Vater zum letzten Mal sah. Als Vorsitzender der Anwaltskammer ist Santa Cruz heute ein einflussreicher Mann in Brasilien. Dann geriet Gonzaga zwischen die Fronten.

Am 29. Juli nahm Bolsonaro ein YouTube-Video auf. Er wisse aus guter Quelle, sagte er, während ein Friseur an seinen Haaren schnitt, dass Santa Cruz' Vater ein Verräter gewesen sei, den seine eigenen Leute im Untergrund ermordeten. Gonzaga widersprach dem Präsidenten öffentlich. Die Leiche, sagt sie, sei entweder in einem Folterkast in Rio einbetont oder auf einem Friedhof in São Paulo verscharrt worden. Tage später erfuhr sie aus der Zeitung von ihrer Entlassung.

Auf ihrem Posten sitzt jetzt ein Jurist, der mit der Sache nie etwas zu tun hatte. Auch drei weitere Mitglieder der Kommission wurden rausgeworfen. Um die Aufklärung der Diktaturverbrechen kümmern sich künftig vor allem Militärs. »Sie sind

dabei, unsere Geschichte umzuschreiben«, sagt Gonzaga.

Ricardo Vélez, Bolsonaros damaliger Bildungsminister, hatte schon im April angekündigt, die Schulbücher zu überarbeiten. Die Militärherrschaft, sagt er, sei nicht so ein Albtraum gewesen. Der Wirtschaft sei es gut gegangen, es habe weniger Gewalt gegeben, an den Schulen habe Disziplin geherrscht. In Vélez' Version der Geschichte retteten die Generäle das Land vor einer kommunistischen Revolution.

Langsam, aber sicher, so scheint es, formiert sich ein neuer Mainstream. Was lange Zeit tabu war, wird wieder sagbar. Lehrer rechtfertigen wieder die staatliche Repression, jede Woche erscheinen neue Bücher, in denen Generäle die gute alte Zeit aufleben lassen.

Die Filmförderung hat kürzlich das schon bewilligte Budget für zwei Filme gekappt, die Genderthemen beleuchten wollten. Theaterstücke werden aus dem Programm gekippt, wenn sie Bolsonaro-kritische Passagen enthalten. In Rio schickte der evangelikale Bürgermeister die Polizei zur Buchmesse, um einen Comicband zu konfiszieren, in dem sich zwei Superhelden küssen.

Journalisten, die diese Dinge hinterfragen, werden mit Shitstorms überzogen. Der Wirtschaftsjournalistin Miriam Leitão, die man während der Diktatur zusammen mit einer Würgeschlange in die Zelle gesperrt hatte, dichtete Bolsonaro auf Twitter an, sie habe als Guerillera eine Bank ausrauben wollen. Es war eine Lüge, die Twitter-Trolle millionenfach multiplizierten. Eines dieser Störfeuer, die sich wie ein Grundrauschen über die Wirklichkeit legen und ablenken von gut zwölf Millionen Arbeitslosen oder jährlich mehr als 50 000 Morden.

Es ist eine »Show der Dummheiten«, sagt der General Carlos Alberto dos Santos Cruz. Er hat ein halbes Jahr lang versucht, die Kommunikation des Präsidenten auf ein seriöses, dem Amt angemessenes Niveau zu heben.

Santos Cruz ist ein durchtrainierter 67-Jähriger, der von seinem Balkon einen Panoramablick auf das politische Brasília hat. Bolsonaro kennt er seit ihrer gemeinsamen Zeit an der Militärakademie Agulhas Negras. Sie waren Nachbarn und trainierten in derselben Fünfkampfgruppe. Der Kontakt ihrer Familien riss auch nicht ab, als Santos Cruz Blauhelmeinsätze im Kongo und in Haiti koordinierte. Im Januar holte Bolsonaro ihn als Stabschef in die Regierung.

Santos Cruz glaubte an den Kampf gegen die Korruption. Er glaubte an Wirtschaftsreformen und hoffte, dass die Zeit der Fake News und ideologischen Grabenkämpfe mit seinem Dienstantritt vorbei sein würde. Es war eine Frage der Zeit, bis er mit Carlos Bolsonaro auseinandergeriet.

»Pitbull« nennt Bolsonaro seinen zweitgeborenen Sohn, der als 17-Jähriger zum



**Bolsonaro-Kritiker Wyllis**  
Todesdrohungen und Beleidigungen



**Menschenrechtlerin Gonzaga**  
»Sie schreiben die Geschichte um«



## WEITWINKEL

**Vögelfrei**

Pornografie ist die kleine Schwester des Patriarchats, so das Urteil radikaler Feministinnen in den Siebzigerjahren. Heute gibt es eine rasant wachsende Szene, in der feministische Pornos für alle entstehen. Manchmal in einem Mietkeller ohne Wissen des Hausmeisters. Regisseure und Darsteller wie Candy Flip, Theo Meow, Jiz und Shine etwa versuchen mit ihren Filmen, an der Schnittstelle von sexueller Befreiung, Kunst und Aktivismus die avantgardistische Nische zu verlassen. Sie wollen eine Alternative zum männlich dominierten Mainstream schaffen und feiern die Vielfalt. Doch eines bleibt: der Kampf gegen das Tabu.

Sehen Sie die Visual Story im digitalen SPIEGEL, oder scannen Sie den QR-Code.



JETZT DIGITAL LESEN

ersten Mal in den Stadtrat von Rio de Janeiro gewählt wurde. Im vergangenen Jahr nahm er ein Sabbatical, um die Social-Media-Kampagne seines Vaters zu koordinieren. Viele in Brasilien glauben, dass Carlos die Wahl entschieden habe.

Als Santos Cruz versuchte, den Einfluss ultrarechter Blogger einzuzgrenzen, die mit Mitteln der Regierung Fake News produzierten, schleuste Carlos zwei Vertraute in dessen Büro, die ihm auf die Finger gucken sollten. Als Santos Cruz öffentlich forderte, mehr Disziplin im Netz durchzusetzen, antworteten ihm Carlos' Follower mit einem Shitstorm. Wenig später raunte Carlos in einem Interview ein paar kryptische Bemerkungen in seine Richtung. Dann waren Santos Cruz' Tage gezählt.

»Das Land hat einen Mann gewählt, nicht eine Familie«, sagt Santos Cruz, aber er ahnt wohl, dass er sich täuscht.

Die Bolsokratie ist ein Staat, der ähnlich den Gesetzen eines Clans funktioniert. Niemand anderem vertraut Bolsonaro so sehr wie seinen Söhnen.

Carlos, der ein unberechenbares Temperament besitzt, gilt als der mächtigste von ihnen. Er kontrolliert den Zugang des Präsidenten zu den sozialen Medien und kommandiert eine Art »digitaler Miliz«, die auch auf eigene Leute feuert, wenn sie von der gewünschten Linie abweichen. Die Entlassung des Bildungsministers Vélez, der ihm nicht radikal genug erschien, hat Carlos ebenfalls auf dem Gewissen.

Eduardo, Bolsonaros dritter Sohn, sitzt als Abgeordneter im Parlament. In dieser Woche wurde er mithilfe seines Vaters zum neuen Fraktionschef seiner Partei im Abgeordnetenhaus befördert.

Flávio, sein Ältester, ist seit Februar Senator. Er gilt als größtes politisches Talent in der Familie. Aber seit er im Verdacht steht, als Landtagsabgeordneter Anteile der Gehälter seiner Angestellten einbehalten zu haben, meidet er die Öffentlichkeit.

Einmal im Monat treffen sich die Brüder in einem Schießclub. Gemeinsam haben sie im Frühjahr ein Dekret vorangetrieben, das vielen Brasilianern den Zugang zu Schusswaffen erleichtert. Wenig später verließ Jean Wyllys das Land.

An einem Morgen im Oktober läuft Wyllys über den Campus der Harvard University im US-Bundesstaat Massachusetts. Wyllys ist geflohen, weil die Bedrohungen unerträglich wurden. »Ich gehe erst zurück, wenn das Ungeheuer des Faschismus enthaftet ist«, sagt er.

Seit ein paar Wochen hat Wyllys eine Gastprofessur. Wenn er vor seinen Studenten über Fake News referiert, spricht er vor allem über seine eigenen Erfahrungen. Wyllys war der erste brasilianische Abgeordnete, der offen dazu stand, dass er Männer liebt.

Für Bolsonaro war der Mann von der linken Partei PSOL so etwas wie ein Lieblingsfeind. Bei jeder Gelegenheit mobbte und beleidigte er Wyllys, in der Cafeteria, auf der Rolltreppe. Eine Schwuchtel wie Wyllys, sagte Bolsonaro einmal, wolle er nicht zum Nachbarn haben. Immer wieder fanden Sätze wie dieser ein Echo in den Medien, und so war es auch an dem Tag, als das Parlament ein Amtsenthebungsverfahren gegen die damalige Präsidenten Dilma Rousseff einleitete.

In einer Abstimmung widmete Bolsonaro seine Stimme einem Offizier, unter dessen Aufsicht Rousseff während der Diktatur gefoltert worden war. Augenblicke später spuckte Wyllys ihm dafür ins Gesicht.

Dieser Tag markierte einen Wendepunkt. Während Bolsonaro an den Flughäfen nun immer öfter von ekstatischen Anhängern empfangen wurde, pöbelten sie Wyllys immer offener an. Kinderschänder riefen sie ihn jetzt. Einmal, sagt Wyllys, habe er es gerade noch ins Auto geschafft, als ihm ein Trupp entfesselt grölender Männer auf den Fersen war.

Dann starb seine Freundin, die Stadträtin Marielle Franco, die schwarz und lesbisch war, im Kugelhagel, und Wyllys las in seinem E-Mail-Postfach, er werde der Nächste sein. Eine Richterin rief dazu auf, ihn an die Wand zu stellen.

»Ich blickte auf mein Leben«, sagt Wyllys, »und was ich sah, waren vier Polizisten, die mich rund um die Uhr bewachten. Ich sah ein gepanzertes Auto, das an dem Tag, als ich am Meer die Sonnenfinsternis sehen wollte, nicht funktionierte. Ich war nicht mehr frei.«

Wyllys traf eine Entscheidung. Nach zwei Legislaturperioden gab er im Januar sein Mandat auf. Am selben Tag twitterte Bolsonaro: »Ein großartiger Tag.«

Marian Blasberg, Jens Glüsing

## Video

**Was Bolsonaro mit Brasilien vorhat**

[spiegel.de/sp442019bolsonaro](http://spiegel.de/sp442019bolsonaro)  
oder in der App DER SPIEGEL



# Flexibel bleiben. Lesen Sie den SPIEGEL, solange Sie möchten.

**Frei Haus.** Der SPIEGEL jede Woche direkt nach Hause

**4 % sparen.** Für nur € 5,10 pro Ausgabe statt € 5,30 im Einzelkauf

**Ohne Risiko.** Jederzeit kündbar, Urlaubsservice möglich

**Vergünstigte Tickets.** Für ausgewählte SPIEGEL-Veranstaltungen auf [www.spiegel-live.de](http://www.spiegel-live.de)

---

**Einfach jetzt anfordern:**  
 [abo.spiegel.de/flexibel](http://abo.spiegel.de/flexibel)

oder telefonisch unter 040 3007-2700  
(Bitte Aktionsnummer angeben: SP19-215)

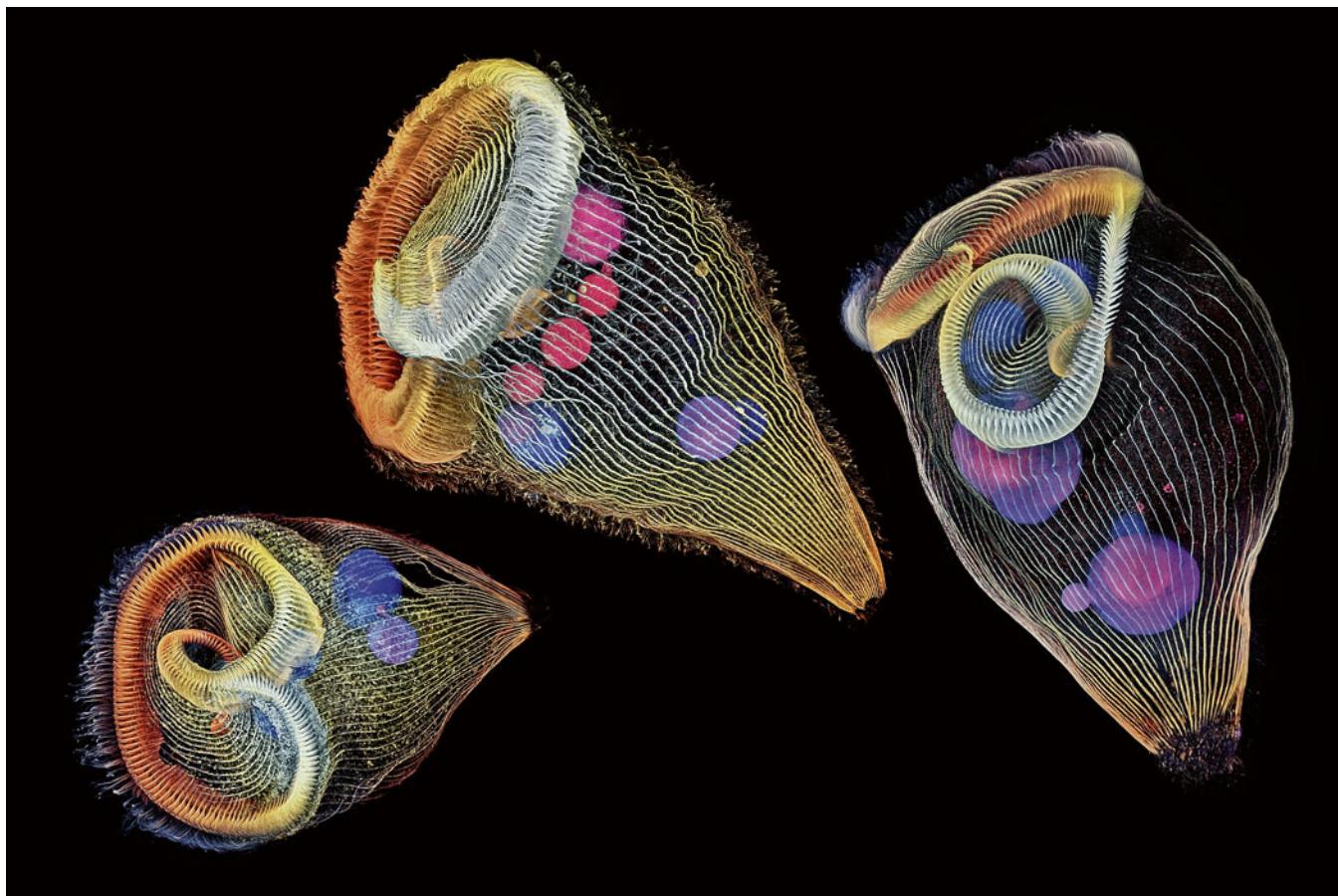
Keine  
Mindest-  
laufzeit



The image shows the front cover of 'DER SPIEGEL' magazine. The title 'DER SPIEGEL' is at the top in large white letters. Below it, a large white headline reads 'Der Deal'. A black and white photograph of Donald Trump is the central image; he is seated, wearing a dark suit, white shirt, and patterned tie, and is holding a telephone receiver to his ear with his left hand. The background is dark. At the bottom of the cover, there is small text in several languages: 'Norwegen NOK 8,-', 'Schweden & 6,80', 'Polen (ISSN 00387452) ZL 33,-', 'Portugal (cont.) € 6,80', 'Dänemark & 6,80', 'Spanien € 6,50', 'Slowenien € 7,00', 'Ungarn Ft 2670,-', 'Tschetschenien Kč 195,-', and 'Printed in Germany'. A purple circular badge on the right side contains the text 'Keine Mindestlaufzeit'.

# Wissenschaft + Technik

»Die Frauenbewegung war erfolgreich, weil sie von Zorn, und nicht, weil sie von Glück angetrieben wurde.« ► S. 104



DR. IGOR SIWANOWICZ / NIKON SMALL WORLD 2019

**Trompetentierchen** sind Einzeller, aber weil manche dieser Wesen bis zu zwei Millimeter groß werden, können sie sogar junge Wasserflöhe verschlingen. Werden sie ihrerseits angebissen, genügt ein winziges Fragment für eine komplette Wiederherstellung. Das Mikroskopbild gelang Igor Siwanowicz vom Howard Hughes Medical Institute; er erreichte damit den zweiten Platz beim Fotowettbewerb »Nikon Small World«.

## Medizin

### Segensreiche Schleimschicht

● Schleim hat einen schlechten Ruf, doch völlig zu Unrecht. Denn die Sekrete bilden nicht nur eine physische Barriere gegen Krankheitserreger, sondern tragen auch dazu bei, schädliche Bakterien gleichsam zu zähmen. Diesen Effekt beschreibt eine Forschergruppe um die Biologin Katharina Ribbeck vom MIT in Cambridge bei Boston in der Wissenschaftszeitschrift »Nature Microbiology«. Im Labor setzten sie das oft in Boden oder Wasser vorkommende Bakterium *Pseudomonas aeruginosa* dem Schleim-

film aus einem Schweinemagen aus. Der süßlich riechende, opportunistische Erreger kann insbesondere bei abwehrschwächten Menschen Harnwegsinfektionen auslösen. Doch der Körperschleim schien die Mikroorganismen dazu zu bringen, weniger giftige Substanzen abzugeben – die Schädlichkeit des Bakteriums ließ rasch nach, stellten die Forscher erstaunt fest. Auch die hartnäckigen Biofilme, in denen verschiedene Mikroorganismen zusammenwirken, lösten sich teils auf. Besonders wirksam scheinen dabei komplexe Zuckermoleküle zu sein, sogenannte Glykane. Möglicherweise können die Wirkmechanismen des Schleims auch dabei helfen, antibiotika-resistente Erreger zu bekämpfen. **HIL**

## Fußnote

### 7 Sekunden

könnte es in Zukunft nur noch dauern, bis Kalifornier von einem aktuellen Erdbeben erfahren. MyShake heißt die App, die von Geowissenschaftlern der UC Berkeley betreut wird. Die App, bereits 300 000-mal heruntergeladen, verschaltet die Bewegungssensoren von Handys in 80 Nationen zu einem seismografischen Netz. MyShake sammelt die Signale, wertet sie mit Maschinelernalgorithmen aus und sendet Warnungen an die Nutzer.

Wildtiere

## »Er darf sich nicht an Menschen gewöhnen«



Der Biologe Andreas von Lindeiner, 58, vom Naturschutzverband LBV in Bayern über den ersten Braunbären in Deutschland seit 13 Jahren

**SPIEGEL:** In den deutschen Alpen ist ein Bär vor eine Wildtierkamera getapst – der erste Petz in Deutschland seit »Bruno« im Jahr 2006. Sind wir wieder Bärenland? **Lindeiner:** Offenbar, und wir begrüßen das, weil es zeigt, dass auch große Beutegreifer in unserer Kulturlandschaft überleben können. Übrigens hat der Bär Bayern schon vor mindestens drei Wochen erreicht; das wissen wir, weil seine Losung gefunden wurde, im Balderschwanger Tal. Nun wurde er im Landkreis Garmisch-Partenkirchen gesichtet.

**SPIEGEL:** Was will der Bär in Bayern?

**Lindeiner:** Ein junges Bärenmännchen ist in der Regel auf der Suche nach einer Partnerin. Die wird er in Deutschland nicht finden. Deshalb ist es auch wahrscheinlich, dass er sich mit Anbruch des Winters wieder nach Süden zurückzieht.

**SPIEGEL:** Genug Nahrung findet er hier?

**Lindeiner:** Absolut. Bären ernähren sich überwiegend vegetarisch. Wenn er Fleisch frisst, dann vor allem Kleinstiere oder auch Wild, das durch Krankheit, Hunger oder Kälte zu Tode gekommen ist.

**SPIEGEL:** Hirten, Imker und Jäger sind dennoch besorgt.

**Lindeiner:** Und die Sorgen muss man ernst nehmen. Aber anders als 2006 sind wir jetzt gut vorbereitet. Im bayerischen Bärenmanagementplan ist festgelegt, wie mit Bären umzugehen ist, die sich auffällig verhalten oder Schäden anrichten.

**SPIEGEL:** Bruno wurde abgeschossen und steht nun ausgestopft im Museum. Droht dem Neuzugang ein ähnliches Schicksal?

**Lindeiner:** Hoffentlich nicht. Bislang verhält er sich zum Glück vorbildlich und lässt sich kaum blicken. Bruno dagegen hat sich Gebäuden und Menschen genähert. Deshalb war es zwar sehr bedauerlich, aber richtig, das Tier abzuschießen.

**SPIEGEL:** Wie lässt sich verhindern, dass auch der neue Bär aufdringlich wird?

**Lindeiner:** Am wichtigsten ist es, das Tier scheu zu halten. Der Bär darf sich auf keinen Fall an Menschen gewöhnen. Bruno hatte schon als Jungtier gelernt, dass die Nähe von Menschen Futter ver-

spricht. Solche Bären können gefährlich werden.

**SPIEGEL:** Was tue ich, wenn ich dem Tier im Wald begegne?

**Lindeiner:** Abstand halten, nicht provozieren, langsam zurückziehen. Wichtig ist auch, auf sich aufmerksam zu machen, damit der Bär nicht überrascht wird und sich bedroht fühlt. Falls er doch angreift, ist es ratsam, sich still auf den Boden zu legen. Allerdings habe ich von einem solchen Fall in den Alpen noch nie gehört.

**SPIEGEL:** Was, wenn der Bär Schafe tötet oder Bienenstöcke zerstört?

**Lindeiner:** Schäfer und Imker können ihre Tiere zum Beispiel durch mobile Elektrozäune schützen. Falls Nutztiere gerissen werden, gibt es Ausgleichszahlungen.

**SPIEGEL:** Könnte sich der Braunbär in Bayern wieder dauerhaft ansiedeln?

**Lindeiner:** Lebensraum wäre auf jeden Fall vorhanden. Allerdings müssten alle mithelfen. Natürlich wird ein Bär immer mal ein Nutztier reißen. Damit lässt sich aber umgehen – letztlich ist das eine Frage des Geldes.

**SPIEGEL:** Bleiben die Bayern gelassen im Umgang mit dem Petz?

**Lindeiner:** Wir wären froh, wenn es diesmal gelänge, sachlich zu diskutieren, das Tier in Ruhe zu beobachten und dann hoffentlich festzustellen: Holla, mit so einem Bären kann man ja umgehen! PHB



Braunbär bei Garmisch-Partenkirchen (Fotofallenaunahme)

DPA

### Kommentar

## Fabelhafte Maschine

Warum der Quantencomputer wohl noch lange Zeit kurz vor dem Durchbruch stehen wird

Ein nahezu magisches Gerät, dieser Quantencomputer – die immense Rechenkraft, die er verheiße, beruht auf den spukhaften Gesetzen der Quantenwelt. Sie zu nutzen ist ein alter Traum der Forschung. Nun scheint er zügig wahr zu werden: Ein Quantencomputer von Google löste binnen 200 Sekunden eine Aufgabe, für die der schnellste Supercomputer herkömmlicher Bauweise 10 000 Jahre gebraucht hätte. Das berichten Forscher des Konzerns in der aktuellen Ausgabe des Wissenschaftsmagazins »Nature«. Damit sei, so sagen sie, die lang erstrebte »Quantenüberlegenheit« errungen: Erstmals habe die neue Technik die alte deklassiert.

Der Konkurrent IBM freilich steht schon bereit, den Triumph zu vergiften: 10 000 Jahre, das sei ein wenig übertrieben. In einem eigenen Artikel behaupten IBM-Forscher, sie hätten die gleiche Aufgabe mit einem konventionellen Rechner in zweieinhalb Tagen schaffen können. Mit etwas Tüftelei bekomme man

das gewiss auch schneller hin. Wenn das stimmt, kann das rechnende Alteisen doch noch ganz gut mithalten.

Die Arbeit am Quantencomputer kam in den vergangenen Jahren erstaunlich gut voran – ungeachtet der bangen Frage, wofür die fabelhafte Maschine eines Tages gut sein soll. Sie eignet sich nur für sehr spezielle Aufgaben. Manche Experten finden deshalb das Wettrennen um die Quantenüberlegenheit unsinnig; der neue Wunderrechner mache die herkömmliche Technik ja keineswegs obsolet. Das heißt: falls er überhaupt in absehbarer Zeit zum Einsatz kommt. Er bezieht seine Superkräfte aus den Launen und Paradoxien der Quantenmechanik – aber eben das macht ihn auch teuflisch schwer zu bändigen. Da steht die Forschung, bei allen Fortschritten, noch ganz am Anfang. Fast scheint es, als unterliege auch der Quantencomputer selbst einem Paradox: Je schneller wir uns dem Zauberwerk nähern, desto weiter weicht es zurück. Manfred Dworschak



JEROME BONNET / DER SPIEGEL

**Forscherin Illouz:** »Politiker erkannten schnell, dass es einfacher ist, Glücksgefühle zu manipulieren, als Ungleichheit zu ändern«

# »Glück wurde zu einer Ware«

**SPIEGEL-Gespräch** Die Soziologin Eva Illouz über die revolutionäre Kraft des Zorns, den fatalen Zwang zum positiven Denken – und darüber, wie ein Heer von Psychologen und Trainern uns dies beibringen will

*Illouz, 58, ist Professorin für Soziologie an der Hebräischen Universität in Jerusalem und lehrt an der Elitehochschule École des Hautes Études en Sciences Sociales in Paris. In Deutschland wurde sie mit ihrem Buch »Warum Liebe weh tut« bekannt. Gemeinsam mit dem spanischen Psychologen Edgar Cabanas hat sie nun in einem Essay die psychologische Wissenschaft vom Glück analysiert – und scharf kritisiert\*.*

**SPIEGEL:** Frau Professorin Illouz, was kann man dagegen haben, wenn Menschen versuchen, glücklich zu werden?

**Illouz:** Wir haben absolut nichts gegen Glück! Glück ist ein Markenzeichen moderner Moral und steht im Mittelpunkt von Politik. Das Streben danach ist in der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung verankert. In unserem Buch untersuchen wir nicht das Glück im Privaten, sondern, wie es in der Politik instrumentalisiert wird. Wir kritisieren eine neue Art von Wissenschaft des Glücks.

**SPIEGEL:** Welche Wissenschaft ist das?

**Illouz:** Es ist eine Mischung aus Psychologie und Ökonomie. Vor etwa 20 Jahren erklärte der US-amerikanische Psychologe Martin Seligman, er werde die Psychologie revolutionieren, weil sie sich fälschlicherweise nur auf die Schwächen der Menschen und nicht auf ihre Stärken konzentriert habe. Er wolle Wissen darüber vermitteln, wie man glücklicher werden könne, eine neue Psychologie schaffen, die in allen Bereichen der Gesellschaft angewendet werden sollte. Die sogenannte positive Psychologie.

**SPIEGEL:** Was finden Sie daran problematisch?

**Illouz:** Diese Wissenschaft stellt sich unmittelbar in den Dienst so ziemlich jeder Institution, die ein Interesse daran hat, die Stimmung und das Verhalten von Menschen zu kontrollieren. Militär, Unternehmen, Staaten. Außerdem sind ihre Methoden fehlerhaft.

**SPIEGEL:** Inwiefern?

**Illouz:** In den 20 Jahren ihres Bestehens wurden mehr als 64 000 Studien durchgeführt. Die haben jedoch nur vereinzelte,

mehrdeutige und sogar widersprüchliche Ergebnisse erzielt. Positive Psychologie hat methodische Mängel und arbeitet oft mit übertriebenen Verallgemeinerungen. Außerdem ist unklar, wie und ob sie Menschen wirklich hilft.

**SPIEGEL:** Sozialwissenschaftler sagen, Glück sei eine der wenigen Größen, die sich relativ einfach messen lassen. Einfacher als zum Beispiel politische Überzeugungen. Weil die Leute in der Regel sehr gut wissen, ob sie glücklich sind oder nicht.

**Illouz:** Das würde ich bestreiten. Kognitionspsychologen wissen, dass Glück im Gegenteil sogar sehr schwer zu messen ist. Menschen sind sich normalerweise nicht im Klaren darüber, wie sie ihr eigenes Wohlbefinden einschätzen sollen. Wir neigen zum Beispiel dazu, vergangene Ereignisse viel positiver zu bewerten, wertvoller, als zu dem Zeitpunkt, als wir sie erlebt haben. Andere Untersuchungen zeigen, dass wir oft nicht wissen, wie schmerhaft oder erfreulich eine Erfahrung für uns war.

**SPIEGEL:** Sie trauen also keiner Glücks'erhebung?

**Illouz:** Nicht nur, dass es schwer ist, das Glück des Einzelnen zu messen. Es wird sogar das Glück zwischen Ländern verglichen – es ist aber vollkommen absurd, internationale Vergleiche für Kategorien anzustellen, die für Menschen in verschiedenen Ländern ganz unterschiedliche Bedeutungen haben.

**SPIEGEL:** Die Skandinavier, in deren Ländern Gleichheit und Gerechtigkeit großgeschrieben werden, gehören regelmäßig zu den glücklichsten.

**Illouz:** Aber die Franzosen rangieren normalerweise überhaupt nicht weit vorn – dabei leben sie in einem der besten Wohlfahrtsstaaten der Welt. Oder nehmen wir Israel: Das Land wird oft als ziemlich glücklich eingestuft, leidet aber mit unter der größten sozialen Ungleichheit in der industrialisierten Welt.

Wir leben mit besetzten Gebieten und in ständig schwelender Kriegsgefahr. Die Forscher fragen für ihre Studien auch nach so trivialen Dingen wie dem Wetter und ob die Leute es gern sonnig mögen. Vielleicht denken die Befragten dabei auch, sie sollten sich als glücklich bezeichnen. Ich bezweifle sehr, dass das, was gemessen wird, eine Reaktion auf eine objektive Realität ist.

**SPIEGEL:** Wofür sind die Studien dann gut?

**Illouz:** Glücksökonomen und einige Staaten freuen sich darüber, eine neue Kategorie in die politischen Analysen einführen zu können: Wo sie einmal gesellschaftliche Kosten und Nutzen in Geldeinheiten gemessen haben, messen sie jetzt in Glücks-einheiten.

**SPIEGEL:** Inwiefern ist das ein Problem?

**Illouz:** Glücksindizes lenken von anderen Problemen ab. Zum Beispiel von sozialer Ungleichheit, Bildungsdefiziten oder Problemen im Gesundheitssystem. 2010 erklärte der britische Premierminister David Cameron, kurz nachdem er die größten wirtschaftlichen Einschnitte in der jüngeren Geschichte des Landes angekündigt hatte, dass Großbritannien das Glück als nationalen Fortschrittsindex annehmen solle. Er sagte, die Briten sollten den Fortschritt des Landes nicht daran messen, wie stark die Wirtschaft wächst, sondern daran, wie sich ihr Leben verbessert. Politiker erkannten schnell: Es ist viel einfacher, die individuellen Glücksgefühle zu manipulieren, als die Struktur von Eigentum oder Ungleichheit zu ändern.

**SPIEGEL:** Und so spielt die Politik der Wirtschaft in die Hände, wenn sie die Wissenschaft vom Glück fördert?

**Illouz:** So ist es. Nehmen Sie das Beispiel von Soziologen wie Jonathan Kelley und Mariah Evans. Sie behaupten, dass Ökonomen falschlaggen, die sich jahrelang den Kopf darüber zerbrochen haben, wie man den Kuchen besser verteilt. In Wahrheit müsse man sich ums Glück der Menschen kümmern. Sie behaupten sogar, dass Länder, die ungleicher sind, glücklicher sein können. Für sie gilt das übrigens nur für Entwicklungsländer, was wirklich empörend ist.

**SPIEGEL:** Wie kommen die Forscher darauf?

**Illouz:** Ungleichheit gebe den Menschen, wie die beiden sagen, einen Hoffnungsfaktor. Wer danach strebe, aus eigener Kraft besser zu werden, werde glücklicher, als wenn der Staat hilft. Die Hilfe hindere die Menschen daran, aus sich heraus die notwendige Belastbarkeit zu entwickeln.

**SPIEGEL:** Das klingt ziemlich herablassend.

Das Gespräch führte die Redakteurin Kerstin Kullmann.  
\* Edgar Cabanas, Eva Illouz: »Das Glücksdiktat – und wie es unser Leben beherrscht«. Suhrkamp; 242 Seiten; 15 Euro.

**Illouz:** Es illustriert jedenfalls klar die Tatsache, dass einige Regierungen gar nicht erst versuchen, für mehr soziale Gleichheit zu sorgen – und sich nicht einmal mehr dafür rechtfertigen müssen. Denn das würde die Menschen ja gar nicht glücklicher machen. Wenn wir das Glück als absoluten Wert anerkennen, kann das in einem nächsten Schritt bedeuten, dass wir ihm Werte wie Gleichheit oder Gerechtigkeit unterordnen. Sollten wir das? Natürlich nicht. Diese Werte sind absolut!

**SPIEGEL:** Wie zeigt sich dieses Denken in der Politik?

**Illouz:** Wer ist für was verantwortlich – das ist eine zentrale politische Frage. Was die positive Psychologie geschafft hat, ist, diese Verantwortung vollständig auf den Einzelnen zu schieben. Der ist für sich selbst und für die Verbesserung seines Schicksals verantwortlich. Das ist die pure Ideologie des Neoliberalismus. Glück dient als neuer Weg, diese Politik zu legitimieren und umzusetzen. Sie muss nur einen Weg finden, den Menschen mit seinem Schicksal zu versöhnen.

**SPIEGEL:** Wie sehr hat die positive Psychologie unser Leben verändert?

**Illouz:** Als Seligman mit seiner Forschung begann, waren vor allem große Konzerne und konservative Stiftungen interessiert, ihn finanziell zu fördern. Später wurde er von der US-Armee mit einem Budget von sagenhaften 145 Millionen Dollar angeworben, um einen widerstandsfähigeren Soldaten zu schaffen. Einen, der kein Trauma erleidet, wenn er tötet oder den Tod eines Kameraden miterlebt. Dann gab es eine riesige Nachfrage von Menschen wie Ihnen und mir, die in einer zunehmend unsicheren Welt in sich selbst investieren wollten.

**SPIEGEL:** Wie wird diese Nachfrage von der Glücksbranche bedient?

**Illouz:** Viele sogenannte Glückswissenschaftler verstehen sich eigentlich als Unternehmer. Sie gründen Institute für Glück, halten Seminare ab, schreiben Bücher. Die Coaching-Branche, die zusammen mit der positiven Psychologie entstand, macht heute viele Milliarden Dollar Umsatz. Glück wurde zu einer Ware, die auf dem Markt gehandelt wird.

**SPIEGEL:** Die entscheidende Frage ist für viele doch: Funktioniert es? Können wir glücklicher werden?

**Illouz:** Nehmen Sie das Programm, das Seligman für die US-Armee eingerichtet hat. Im Großen und Ganzen ist es gescheitert. Es sollte die positive Einstellung der Soldaten verbessern – aber der Erfolg war sehr gering. Man könnte einwenden, das lag daran, dass die Soldaten mit zu extre-

men Situationen konfrontiert sind. Die dahinterstehende Forderung aber lautete, sich gar nicht erst traumatisieren zu lassen, weil das etwas mit Schwäche zu tun hätte. Das zeigt, wie die positive Psychologie einen neuen, einen höheren Druck aufbaut.

**SPIEGEL:** Welcher Art?

**Illouz:** Fröhlicher, glücklicher, zufriedener zu sein. Seine Traumata zu überwinden. Glück ist ein Statussymbol, ein Zeichen für Erfolg. Das erzeugt fast zwangsläufig ein Gefühl der Unzulänglichkeit.

**SPIEGEL:** Weil man nie glücklich genug sein kann?

**Illouz:** Die Glückswissenschaft stigmatisiert negative Gefühle wie Zorn, Wut oder Hoffnungslosigkeit. Übrigens können viele dieser vermeintlich negativen Gefühle ein Mittel zur Veränderung sein. Die Frauenbewegung war erfolgreich, weil sie von Zorn, und nicht, weil sie von Glück angetrieben wurde.

**SPIEGEL:** Eine positive Erscheinungsform der positiven Psychologie?

**Illouz:** Man muss es globaler verstehen: Dieses Glücksverständnis löst letztendlich jede Vorstellung davon auf, wie sehr wir von unserer sozialen Klasse eingeschränkt werden. Es stellt das Individuum und seine Fähigkeiten in den Mittelpunkt und will uns beweisen, dass wir unsere Herkunft jederzeit überwinden können. Das sogenannte posttraumatische Wachstum – ein Konzept der positiven Psychologie – schlägt vor, das Trauma nicht nur zu überwinden, sondern daran zu wachsen.

**SPIEGEL:** Stärkt es nicht trotzdem den Einzelnen?

**Illouz:** In gewisser Weise, aber ich glaube nicht sehr an diese Ermächtigung. Es ist eher eine neue Kunst, den Menschen klarzumachen, dass sie ihr Schicksal akzeptieren sollen. Ich glaube an die Fähigkeit von Gruppen, das Schicksal von Individuen zu

verändern. Wenn man Frauen gesagt hätte: Seid belastbar, wachst an euren Traumata, wachst an Vergewaltigung und Demütigung – wir hätten niemals eine feministische Bewegung gehabt. Kollektive Bewegungen entstehen dadurch, dass das Leid nicht privat bleibt. Dadurch, dass es ernst genommen wird – von einem selbst und von anderen. Positive Psychologie nimmt Leiden, jede Art von Leiden, nicht ernst.

**SPIEGEL:** Nach all den kritischen Untersuchungen zum Glück: Was macht Sie glücklich?

**Illouz:** Ein Abendessen, das ich für meine Freunde und meine Familie gekocht habe; sich verstanden zu fühlen; ein tiefgründiges Buch zu lesen. Aber für mich ist Glück kein Zustand, der mein Wesen definiert. Für mich ist es wichtiger, das Gefühl zu haben, dass das, was ich tue,

von Bedeutung ist. Der Versuch, etwas über die Welt zu verstehen und dieses Verständnis mit anderen zu teilen, ist für mich von großer Bedeutung. Das ist für mich sinnstiftend.

**SPIEGEL:** Was Sinn stiftet, muss nicht immer glücklich machen.

**Illouz:** Manchmal ist es umgekehrt. Man kann ziemlich unglücklich sein, während man etwas Sinnvolles tut. Fragen Sie jeden, der Kinder hat. In der Kindererziehung fühlt man sich manchmal ziemlich elend, dennoch ist sie äußerst sinnstiftend. Sollten wir also aufhören, Kinder zu bekommen, weil es uns weniger glücklich macht? Natürlich nicht. Glück und Sinnhaftigkeit sind unterschiedliche Wege, wie die Welt uns belohnt.

**SPIEGEL:** Frau Professorin Illouz, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.



WESTEND61 / GETTY IMAGES

**Vater mit Tochter:** »Wie die Welt uns belohnt«

**SPIEGEL:** Und doch gehen wir heute offener mit psychischen Problemen um.

**Illouz:** Ja, natürlich. Wir diskutieren psychische Gesundheit und psychische Erkrankungen zu Tode! Wir wollen alle normal sein und argwöhnen alle, dass wir es vielleicht doch nicht sind. Glück wird mit psychischer Gesundheit gleichgesetzt. Ein ganz normaler Mensch, ein gesunder Mensch hat glücklich zu sein. Wenn Sie also unglücklich sind, sind Sie nicht gesund. Doch positive Psychologen sagen Ihnen, dass es in Ihrer Macht stehe, das zu ändern.

**SPIEGEL:** An manchen Schulen wird Glück, Achtsamkeit oder Resilienz gelehrt. Profitieren Kinder davon?

**Illouz:** Möglicherweise kann man von so einer Art Training profitieren. Es ist eine gute Sache, armen oder benachteiligten Kindern Resilienz beizubringen.

# Regen des Todes

**Geologie** Forscher enthüllen, wie eines der größten Artensterben seinen Lauf nahm: mit einer Versauerung der Ozeane. Bald könnte es wieder so weit sein.

**D**as Menetekel steht an die Wand geschrieben: ein grauer Streifen auf gelblichem Hintergrund, ein bis zwei Handbreit Ton, in einem Kalksteinstollen nicht weit vom niederländischen Maastricht.

Dieser graue Streifen erzählt die Geschichte einer der schlimmsten Katastrophen, die den Planeten Erde je heimgesucht haben. Denn die Ablagerungen stammen aus jener Zeit, als 8500 Kilometer weiter westlich ein gigantischer Asteroid auf die Erde krachte. Die unvorstellbare Wucht des Einschlags ließ Abermillionen Tonnen schwefelhaltiges Gestein verdampfen – ein endzeitlicher Regen aus Schwefelsäure prasselte auf die Erde und versauerte die Ozeane. Mehr als 75 Prozent aller Arten weltweit wurden damals ausgerottet, darunter auch die Dinosaurier.

Was die Sache unheimlich macht: Der Blick, den das Sedimentgestein in dem niederländischen Stollen freigibt, öffnet sich nicht nur in Richtung auf eine viele Jahr-millionen zurückliegende Vergangenheit, sondern auch in Richtung Zukunft. Der

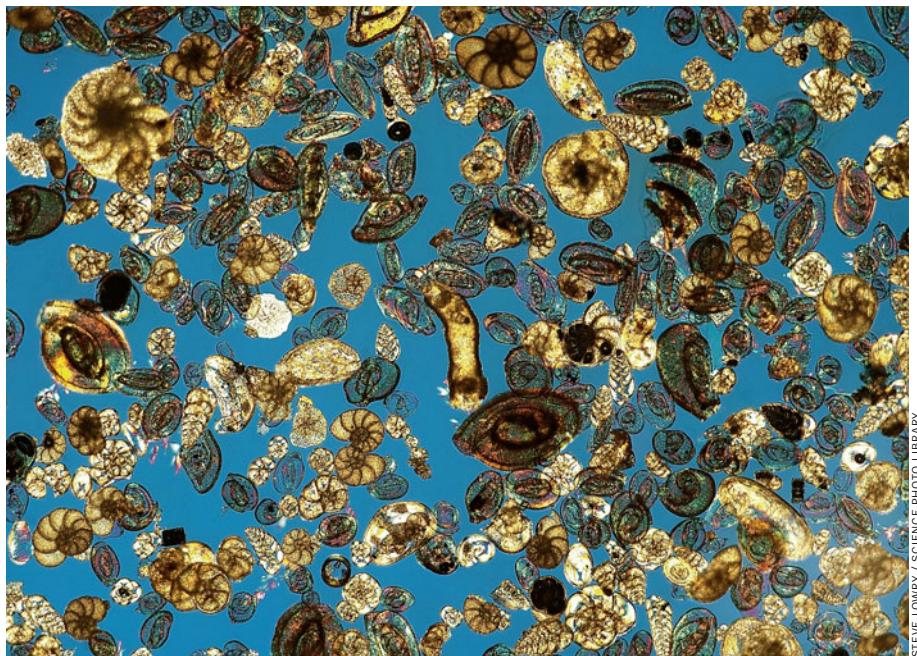
Ökokollaps könnte sich womöglich wiederholen – und das schon bald.

Aufgedeckt hat dies der britische Geowissenschaftler Michael Henehan. Für ihn begann es damit, dass er sich auf einer Fachkonferenz in den Niederlanden für die Teilnahme an einer Exkursion zum Stollen unter dem Geulhemmerberg einschrieb. Die örtlichen Kollegen hatten versprochen, den Gästen eine geologische Schichtabfolge zu zeigen, an der sich das Massensterben vor rund 66 Millionen Jahren detailliert studieren lasse.

Henehan war begeistert. »Das war genau das, wonach ich gesucht hatte.« Er zögerte nicht lange: Hastig stopfte er sich die mitgebrachten Lunchpakte in die Jackentaschen und füllte die Proviantbüte mit Sediment, das er von den Höhlenwänden kratzte. Bepackt mit vier Kilogramm Kalk- und Tongestein, verließ er die Höhle.

Zurück im Labor der amerikanischen Yale-Universität machte sich Henehan daran, seine Beute zu analysieren. Ihm stand eine enorme Fleißarbeit bevor, denn um die erdgeschichtliche Katastrophe nachzuzeichnen zu können, musste der Forscher sogenannte Foraminiferen aus dem Gestein isolieren. Tausende dieser gehäusetragenden Einzeller fischte er unter dem Mikroskop aus dem Substrat. Dann knackte er ihr Gehäuse behutsam auf, um die Zusammensetzung der Kalkschalen bestimmen zu können. Über Jahre zog sich die Sortierarbeit hin, nachts träumte Henehan von Foraminiferen.

Im Fachblatt »PNAS« präsentierte er nun, was er herausgefunden hat: Die abrupte Versauerung unmittelbar nach dem Asteroideneinschlag trug Henehan zufolge maßgeblich zum Absterben des Lebens in den Meeren bei.



STEVE LOWRY / SCIENCE PHOTO LIBRARY

**Meeresbewohner Foraminiferen (Gehäuse):** Rasch waren mehr als 90 Prozent verschwunden

Um den Säureschock nachzuweisen, bediente Henehan sich des Elements Bor. Es lagert sich in geringen Mengen in der Kalkschale der Foraminiferen ein. Indem der Forscher die relative Häufigkeit der Bor-Isotope bestimmte, konnte er auf den Säuregehalt des Meerwassers schließen.

So rekonstruierte Henehan das Drama der Ozeane: Innerhalb eines erdgeschichtlichen Augenblicks sank der pH-Wert des Wassers um mindestens 0,25 – stark genug, um den Kalk in den Schalen und Gehäusen vieler Meeresbewohner aufzulösen. Rasch waren mehr als 90 Prozent aller schwimmenden Foraminiferen-Arten verschwunden. Die Ammoniten, die mit ihren oft prachtvoll geformten Gehäusen die Meere der Kreidezeit beherrschten, wurden vollständig ausgelöscht.

Und was hat all das mit der Gegenwart zu tun? »Möglicherweise mehr, als uns lieb sein kann«, sagt Henehan, der inzwischen am Deutschen Geoforschungszentrum in Potsdam arbeitet. Denn auch heute versauern die Ozeane. Das durch Schornsteine und Auspuffe ausgestoßene Kohlenstoffdioxid löst sich im Meerwasser und bildet dort Kohlensäure.

Schon jetzt ist der pH-Wert global um fast 0,1 gesunken; und wenn es nicht gelingt, die CO<sub>2</sub>-Emissionen zu beschränken, könnten es bis zum Ende dieses Jahrhunderts 0,3 werden – der Säureschock wäre damit vergleichbar mit jenem zur Zeit des großen Artensterbens.

Reicht das, um einen Kollaps des marinen Ökosystems auszulösen? Nein, glaubt der Erlanger Paläontologe Wolfgang Kießling. »Die Verhältnisse am Ende der Kreidezeit unterscheiden sich fundamental von den heutigen«, sagt er. »Heute haben wir es mit einer globalen Erwärmung zu tun.« Damals hingegen sei die Erde abgekühlt.

Henehans Co-Autorin Pincelli Hull von der Yale-Universität hält es trotzdem für denkbar, dass das Ökodesaster in den Meeren bereits begonnen habe – auch wenn es schwierig sei, die Umstände vor 66 Millionen Jahren mit den heutigen zu vergleichen. Zumal nach dem Asteroiden-Crash Ausnahmezustand auf der Erde herrschte: Feuerstürme walzten Wälder nieder, Tsunamis rasten durch die Ozeane, Staub verdunkelte die Erde. Aber auch heute sei das Meer vielfältigen Stressfaktoren ausgesetzt, argumentiert Hull. »Es kommen Überfischung, Überdüngung, Erwärmung und Verschmutzung zusammen.«

Die Versauerung könnte unter all diesen Faktoren als besonders starke Triebkraft des Niedergangs wirken. »Damals hat sie das Ökosystem in eine Abwärtsspirale hineingetrieben«, sagt Hull. 100 000 Jahre habe es gebraucht, sich zu erholen.

Johann Grolle

# Häuschen Schlau

**Netzwelt** Der »Cube« in Berlin soll ein durchdigitalisiertes Gebäude werden, das mithilfe künstlicher Intelligenz die Wünsche seiner Nutzer erkennt. Kritiker halten den Bau für futuristischen Quatsch.

**W**as, wenn der Klügste im Raum nicht ein Mitarbeiter ist, sondern der Raum selbst?

Noch kündet von dieser neuen Epoche nur ein Glaskubus, der in den Himmel über Berlin ragt, direkt am Hauptbahnhof, nahe Spree und Regierungsviertel. Es ist ein verspiegelter elfgeschossiger Bau, wie aus einem Science-Fiction-Film.

Der Zauberwürfel mit der Kantenlänge von 42,5 Metern nennt sich »Cube Berlin«. Seine Fertigstellung ist für Ende des Jahres geplant. Das Haus soll, so versprechen es seine Erbauer, mehr sein als eine schicke Hauptstadtmobilie: ein »Smart Building«, das von den Menschen, die in ihm leben und arbeiten, lernt. Hinter der Fassade bündelt ein intelligentes System verschiedene Technologien; mehr als 7500 Sensoren überwachen das Gebäude.

Matthias Schmidt, beim Bauherrn CA Immo für die Projektentwicklung in Deutschland zuständig, führt über die Baustelle. Er trägt zum Anzug einen Bauhelm und muss immer wieder über Kabelstränge und Bauwerkzeuge balancieren. Eigentlich sollte das Gebäude schon Mitte des Jahres fertig sein, doch die komplexe Form erschwerte die Arbeiten: Es galt, eine Fassade aus 1816 Glasscheiben in 774 verschiedenen Formaten korrekt anzubringen. Zudem stellte sich heraus, dass Überhänge es unmöglich machten, die Glashülle zu reinigen; nun gibt es für Fensterputzer spezielle Stege.

Das Haus, so die Idee, soll seine Mieter umschmeicheln, ihnen das Leben maximal erleichtern. Das fängt schon am Eingang an: Sensoren öffnen die Türen, wenn sie die Zugangsberechtigung des Ankommen den in seinem Handy erkennen.

Das gesamte Gebäude erschließt sich über die Smartphones der Nutzer: Schreibtisch oder Konferenzraum lässt sich von unterwegs buchen, ein Parkplatz in der Tiefgarage finden, die Temperatur hochfahren oder das Licht dimmen. Eine Navi-App geleitet im Haus zum Arbeitsplatz. Plötzlich fährt eine Jalousie herunter: Schmidt hat sie per Handy bedient.

Derlei Schnickschnack gibt es schon lange, doch beim Zusammenspiel hakt es oft. Wie bringt man Tausende von Sensoren und zig Subsysteme dazu, wie ein Orchester zu harmonieren?

Einfach war das wohl nicht. »Einige Anbieter wollten uns ihre Schnittstellen nicht offenlegen«, erzählt Schmidt, dabei brauche man zur Vernetzung den Zugangscode jeder beteiligten Komponente. Ein Team auf dem Campus der RWTH Aachen simuliert die Funktionen des Gebäudes, fast wie in einem digitalen Puppenhaus, aber gelegentlich hakte es dann doch noch.

Inzwischen seien die Probleme aber gelöst, sagt Schmidt, nun stehen im Keller die Server, mit dem Internet vernetzt über gleich zwei konkurrierende Anbieter, sicher ist sicher. Diese Schaltzentrale nennt sich etwas theatralisch »Brain«.

Dort sollen alle Informationen zusammenlaufen, die für den reibungslosen Betrieb auf rund 17000 Quadratmetern vermietbarer Nutzfläche notwendig sind. So auch das sogenannte Hotdesking: Welcher Mitarbeiter hat wann genau Zugang zu einem der flexibel buchbaren Schreibtische? Wo braucht es mehr Frischluft, damit die Konferenzteilnehmer nicht müde werden? Wo droht immer wieder Gedränge, erkennbar an »Heat Maps«, die zeigen, wo sich gleichzeitig viele Nutzer aufhalten? Auch die Fahrstühle ahnen schon bei Annäherung der Nutzer, welche Etage angefahren werden soll. Dann knobelt das Haushirn blitzschnell aus, wie es die effizienteste Fahrtenabfolge choreografiert.

Die Effizienzgewinne könnten erheblich sein, schwärmt Schmidt. Idealerweise stimmt sein Haus die Arbeitsplatzvergabe perfekt auf den Bedarf ab, minimiert den Leerstand, wenn Mitarbeiter unterwegs sind. Es nutzt den Platz mit mathematischer Präzision.

So könnte eine Firma mit 100 Mitarbeitern in Zukunft mit vielleicht 70 Plätzen auskommen, weil selten alle gleichzeitig im Büro sind. Und bei Sommerhitze würde das Haushirn bevorzugt Arbeitsplätze an der schattigen Nordseite vergeben. Die Nutzer des Schlauhauses trainieren dabei mit jedem Arbeitstag, mit jedem Gang zur Kaffeemaschine, mit jedem Atemzug die Algorithmen des künstlichen neuronalen Netzes. Nach und nach soll das »Brain« jeden Wunsch quasi automatisch erfüllen.

Aber was, wenn der Quader außer Kontrolle gerät, weil Hacker oder eine künstliche Intelligenz mit sadistischem Eifer die Bewohner poppen, Lichter löschen, Türen verriegeln, Aufzüge stoppen? Um derlei zu verhindern, sagt Schmidt, lasse man das Haus von sogenannten Penetrations-testern überprüfen, professionellen Hackern, die versuchen, Sicherheitslücken aufzuspüren und bis hinter die elektronische Firewall vorzudringen.

Wer zweifelt, ob Mitarbeiter wirklich profitieren von dem schlauen Haus, den führt Schmidt in den obersten Stock. Von dort aus schraubt sich eine elegante Wendeltreppe durch drei Etagen hinunter. Darauf lockt die Dachterrasse, mit weitem Blick über die Stadt, die Spree, und von oben herab aufs Kanzleramt.

Die Dachterrasse sei inspiriert von einem »fliegenden Teppich«, schwärmen die Architekten, das Büro 3XN aus Kopenhagen. Ursprünglich sollte ihr Gebäude, damals noch »Kubus« genannt, die Zentrale der Deutschen Bahn beherbergen, doch das wurde 2008 verworfen.

Ist dieses Gebäude nun also die Zukunft?

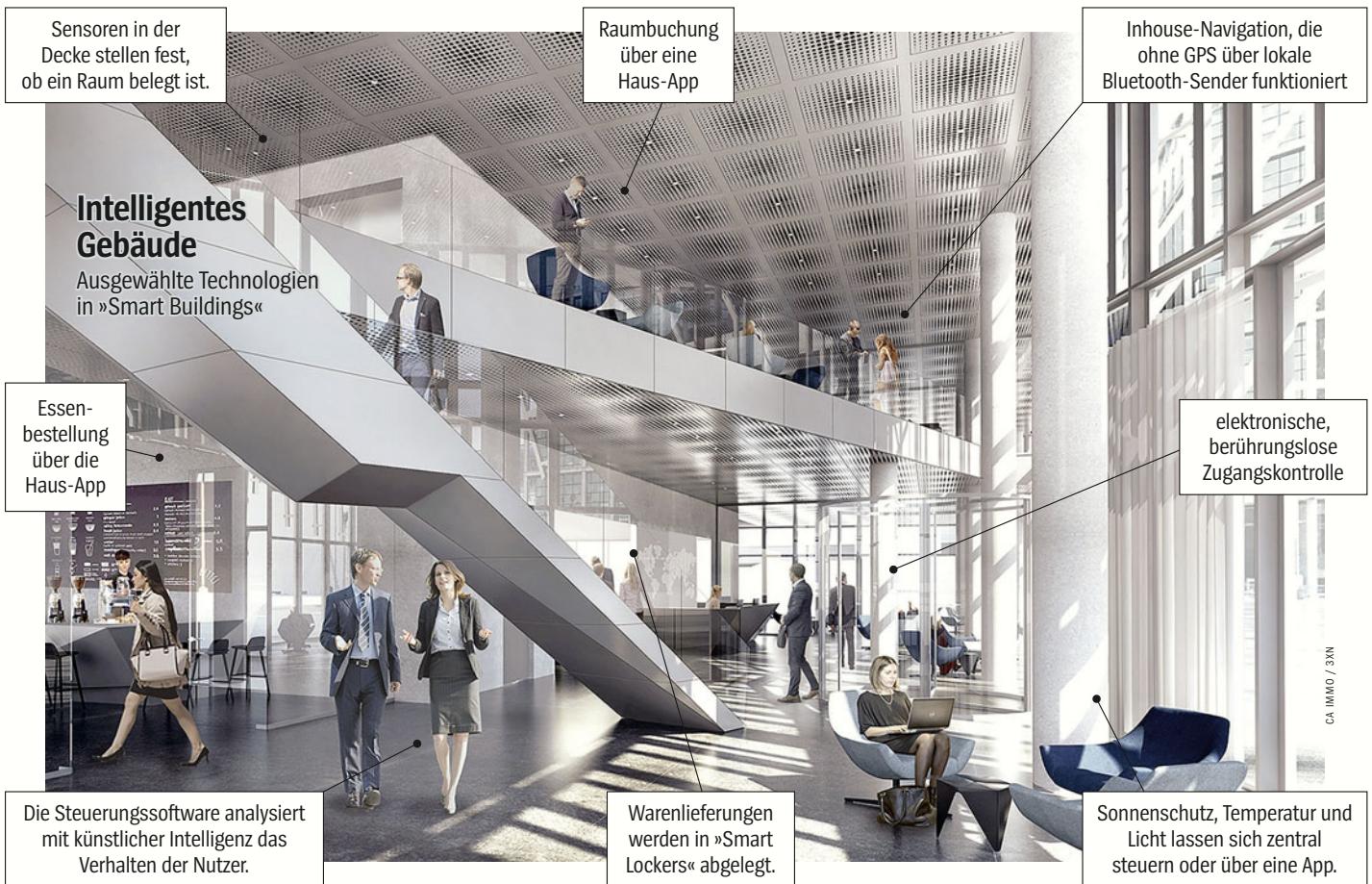
Klar ist: Die Flexibilisierung der Arbeitswelt ist ein lang anhaltender Prozess, spätestens seit Großraumbüros und Cubicles vor mehr als 70 Jahren die traditionellen Kontorstuben abzulösen begannen. Diese Tendenz wird durch die Digitalisierung weiter verschärft. Start-ups ziehen in Gebäude ein und wieder aus, Konzerne schlucken andere oder werden geschluckt, viele Firmen scheuen es, ihr Kapital in Immobilien zu binden. »Smart Houses können dazu beitragen, die Risiken zu minimieren«, sagt Erika Meins, Leiterin einer Forschungsgruppe zum Thema an der ETH Zürich.

Ausgerechnet die Immobilienbranche, einst Inbegriff der analogen Welt aus Stein und Mörtel, versucht heute, sich durch eine Vielzahl an Serviceangeboten zu einer umfassenden Plattform weiterzuentwickeln, sagt Julian Kawohl, Professor für Strategisches Management an der Hochschule für Technik und Wirtschaft in Berlin: »Space as a Service« nennt er das. Große US-amerikanische Büroflächenanbieter vermittelten nicht nur Schreib-

tische, sondern auch Angebote im Bereich Wohnen, Freizeit, Essen oder Sport. Das Büro mutiert zur fürsorglichen Verwöhnmaschine.

Doch was, wenn die Hausmeister-KI ihre Nutzer ausspioniert? »Das digitale Büro oder Gebäude kann schnell zu einer Überwachungsanstalt werden, in der





die Beschäftigten beschattet, ausgelesen und bewertet werden«, warnt Oliver Suchy, Büroexperte beim Deutschen Gewerkschaftsbund: »Mit den Möglichkeiten künstlicher Intelligenz können Performance und Verhalten von Beschäftigten sogar vorausgesagt werden. Und das kann im Zweifel mit Entlassungen enden.«

Matthias Schmidt kennt diese Befürchtungen. »Jeder Nutzer entscheidet selbst, ob er seine Daten dem System zur Verfügung stellen möchte oder nicht«, sagt er: »Durch einen Klick in der App kann der Nutzer seine Daten anonymisieren und sich unsichtbar machen.« Der Cube sei voll konform mit der europäischen Datenschutzgrundverordnung.

Bisweilen kommt es sogar zu einer Art Duell zwischen einem smarten Haus und seinen Nutzern. Das musste der Architekt Matthias Sauerbruch leidvoll erfahren. Sensorgesteuert und ziemlich klug war das Bürohaus, das sein Team 2005 für das Umweltbundesamt in Dessau gebaut hatte. Doch die Realität widersetzt sich hartnäckig seiner Energiesparvision, der Verbrauch lag anfangs fast doppelt so hoch wie erhofft.

Der Bau verhielt sich geradezu trotzig. Wenn jemand kurz lüftete, fuhr er gleich die Heizung herunter; bald stellten generierte Mitarbeiter Elektroheizlüfter auf. Als

Sauerbruch später ein anderes Verwaltungsgebäude errichtete, diesmal in Hamburg, setzte er auf Lowtech und Eigenverantwortung der Nutzer.

Eike Roswag-Klinge, einem preisgekrönten Architekten von der TU Berlin, dient der Cube sogar »als Negativbeispiel für meine Studenten, wie man heute nicht mehr bauen sollte« – allerdings nicht wegen der intelligenten Steuerung. Er stört sich an der Bauweise: Komplett verglaste Betongebäude, schimpft er, seien »Relikte der fossilen Konsumgesellschaft, in der Ressourcenverschwendungen keine Rolle spielen«. Derartige Bauten eigneten sich nicht, wenn die Temperaturen durch den Klimawandel steigen: »Wenn ich so ein Glashaus baue, heizt sich das im Sommer stark auf und muss aufwendig gekühlt werden.«

Nein, das Haus bleibe durch eine Bebeschichtung namens Diamond 66 halbwegs kühl, versichern die dänischen Architekten, und werde zudem durch vorbeistreichende Querluft und die Umwandlung von Sonnenstrahlung energiesparend temperiert (»Solar Cooling«).

Roswag-Klinge sieht in derlei Methoden eher ein technisches Trostpfaster. Fast so, als würde man für eine ökologische Modernisierung eine Dampflok mit Solarzellen bekleben. Und Beton sei in der Herstellung ein wahrer Energiefresser.

Nicht alles, was futuristisch wirkt, ist auch zukunftsfähig.

Roswag-Klinge selbst rät, wenn es sinnvoll ist, durchaus zu Stahl und Beton. Aber wo immer es geht, setzt er auf nachhaltige Baustoffe wie Lehm oder Holz, die von sich aus Temperatur und Luftfeuchtigkeit konstant halten – ohne die aufwendige Steuerungstechnik der »Roboterhäuser«, wie er sie nennt.

Für die Schöpfer des Cube ist das elfstöckige Glitzerlabor nur der Auftakt. Sie wollen die Erkenntnisse des »Brain« verwenden, um auch andere Immobilien digital aufzurüsten. In Frankfurt am Main bauen sie gerade ein Hochhaus, One genannt, das wesentliche Digitalisierungsfunktionen aus dem Cube erhalten wird.

Eigentlich ist diese Strategie ja banal und gut erprobt: die Trennung von Hard- und Software. Wenn sie aufgeht, könnten sogar Altbauten in eine Version des Cube verwandelt werden – mit intelligenten Systemen hinter Fassaden aus Ziegeln, Lehm oder Holz.

Hilmar Schmundt

Video  
**Wie schlau ist der »Cube«?**

[spiegel.de/sp442019haus](http://spiegel.de/sp442019haus)  
oder in der App DER SPIEGEL



# Ein Test für alle Tiere

**Artenschutz** Illegaler Handel mit bedrohten Lebewesen ist bislang schwer einzudämmen. Ein neuartiger DNA-Check soll helfen, Schmuggler zu entlarven.

**A**lexander Olek, 50, ist Biochemiker – und notorischer Gründer. Der Mann kann nicht anders, ihn bestürmen immer so viele Ideen. So viele gute Ideen, dass allein 15 davon zur Entstehung von Start-ups geführt haben.

Wäre es nicht hilfreich, könnte man bestimmte Krebserkrankungen schon im Frühstadium durch einen Bluttest erkennen? Das fand Olek schon vor 20 Jahren und ersann ein Verfahren, mit dem sich das machen ließ. Muss man sein Kind der öden staatlichen Schule anvertrauen? Nein, beschloss Olek, vierfacher Vater, und dachte sich eine neue Bildungsanstalt aus. Die Kette bilingualer Privatschulen »Phorms Education« betreibt heute an elf Standorten in Deutschland Kitas und Schulen, Letztere auch im Ausland.

14 seiner Firmen hat Olek mittlerweile verkauft. Seine neueste Gründung heißt »Ark Biodiversity« (»Ark« ist englisch für »Arche«) und soll den globalen Artenchwund bremsen.

Der Mann denkt groß.

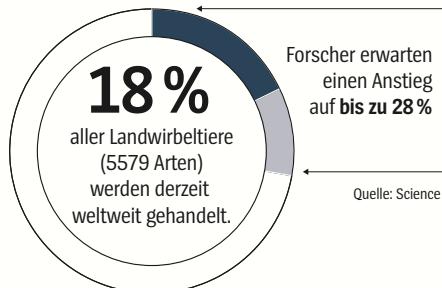
Tatsächlich sind rund 18 Prozent aller Spezies von Landsäugern, Vögeln, Schuppenkriechtieren und Amphibien Ware im weltweiten Handel, mahnten Wissenschaftler um den Ökologen David Edwards von der britischen University of Sheffield Anfang Oktober im Fachblatt »Science«. Handel sei damit, gemeinsam

mit dem Verlust von Lebensraum, einer der Hauptgründe für den Artenchwund. Lebewesen wie das Tannenzapfentier oder der Nashornvogel rückten erst vor Kurzem ins Visier von Händlern – und sind teils schon vom Aussterben bedroht.

Der Markt für geschützte Lebewesen und ihre Körperteile ist einer der weltgrößten illegalen Wirtschaftszweige. Bis zu 23 Milliarden Dollar werden dem Umweltprogramm der Vereinten Nationen zufolge pro Jahr auf dem Schwarzmarkt der Schöpfung umgesetzt – trotz internationaler Abkommen und Verbote.

»Die Dimension hat mich vom Hocker gehauen«, sagt Olek. Er sann fortan nach einem Weg, das Problem einzudämmen: »Ich habe einfach überlegt, was ich als Bürger gegen das Artensterben tun kann.«

## Kreatur im Angebot



Oft sind Zoll, Naturschutzbehörden und Gerichte machtlos gegen den Schmuggel – weil sie schlicht nicht wissen oder nicht belegen können, was der Tourist da im Koffer hat. Oder welches Geschöpf genau es ist, das auf der Reptilienbörsen angeboten wird. Einen Tiger erkennt jeder, aber bei den knapp 80 Arten von Waranen wird es schon schwieriger.

Das internationale Artenschutzrecht listet mehr als 35 000 Pflanzen- und Tierspezies in unterschiedlichen Schutzkategorien auf. Für jede von ihnen brauchten die Behörden im Zweifelsfall einen passgenauen DNA-Test zur Bestimmung der Art.

Deswegen träumt Olek von einer schlauen, kleinen Box für die Behörden, Probe rein, Ergebnis raus. Das Testmaterial könnte von Tier oder Pflanze selbst stammen, aber auch von Handtasche oder Lederjacke, aus einer Creme oder einem Pulver. Die Voraussetzung dafür, dass es sie in nicht allzu ferner Zukunft geben könnte, glaubt er nun geschaffen zu haben.

Die Methode umgeht das große Problem gängiger DNA-Tests: Statt nach einer für die gesuchte Art charakteristischen Abfolge im Molekülsalat der Erbsubstanz zu fahnden, lässt Olek spezielle Marker nach Stellen suchen, die bei allen Arten gleich sind. In solchen sogenannten Mikrosatelliten wiederholen sich kurze DNA-Abschnitte oft Dutzende Male.

Mit diesem Trick braucht es nur noch eine Art von molekularen Werkzeugen, um bestimmte Abschnitte aus der Erbsubstanz zu fischen, egal ob eine Echsenchuppe analysiert werden soll oder Fasern eines Strickpullovers. Ein Ausgangstest statt Zehntausender. Und neueste Sequenziergeräte sind tatsächlich nur so groß wie ein Smartphone, sodass solche Checks praktisch überall durchgeführt werden könnten.

Die Tierart und je nach Datenlage sogar Herkunftsart und Abstammung offenbart dann eine gewaltige Datenbank, die Olek indes noch aufzubauen muss. Unverwechselbar für die jeweilige Art sind die Anzahl der Wiederholungen der Mikrosatelliten-Abschnitte sowie jene DNA-Abschnitte, die darauf folgen.

Für Papageien hat Olek schon genügend Daten gesammelt – und nachgewiesen, dass das Prinzip funktioniert. Namhafte Artenschützer, Bioinformatiker, Genforscher und, als Investor, den High-Tech Gründerfonds hat er schon von seinem Anti-Schmuggel-Test überzeugt.

Als Nächstes will der Gründer Schildkrötendaten aufnehmen. So lernt er jetzt auch viele Forscher und Sammler kennen, er braucht ja von jeder Art eine Probe. »Der Kühlschrank ist voll«, sagt er.

Geld verdienen werde er mit Firma Nummer 15 allein deshalb, glaubt Olek, weil schon die Existenz des Tests die Behörden zwingen würde, ihn anzuwenden. »Wenn es ein solches Tool gibt«, sagt er, »hat niemand eine Entschuldigung dafür, illegalen Handel nicht konsequent zu verfolgen.«

Hinzu kämen als potenzielle Kunden auch Zoos, die Daten für ihre Zuchtprogramme brauchen, private Halter exotischer Tiere, die belegen müssen, dass ihre Schlangen, Echsen, Wildkatzen legal gehalten werden.

Im Alltag hält sich Alexander Oleks Begeisterung für seltene Tiere in Grenzen. Er hat zwei Katzen und einen Hamster.

Julia Koch



**Exportware Tannenzapfentier:** Was hat der Tourist da im Koffer?



# So eine Uhr haben Sie noch nie gesehen.

**0%**  
Finanzierung\*  
bis 20 Monate Laufzeit

**WATCH**  
SERIES 5



## Was macht den Einkauf bei GRAVIS so besonders?

Bei uns erleben Sie eine handverlesene Produktauswahl, Beratung und Service für Ihre individuellen Bedürfnisse!

Wir freuen uns auf Ihren Besuch!



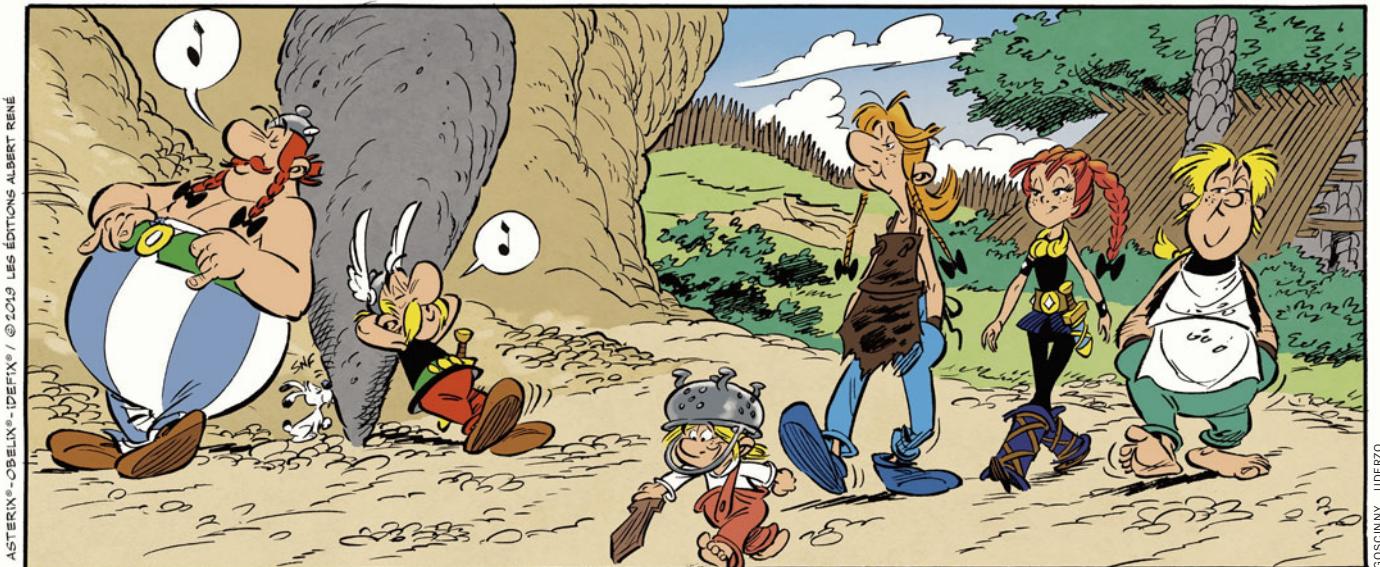
**genau mein digital.**

GRAVIS bietet maßgeschneiderte Lösungen  
für jeden individuellen Lifestyle.

**GRAVIS**  
[www.gravis.de](http://www.gravis.de)

# Kultur

Das Haus Windsor ist das Haustier Großbritanniens. ► S. 120



Comics

## Ein Drittel Asterix

»Die Tochter des Vercingetorix« wärmt leider nur alte Motive neu auf.

● Lang erwartet, ultrageheim gehalten: Der neue Asterix »Die Tochter des Vercingetorix«, Band 38 der Reihe und der vierte des Teams Jean-Yves Ferri/Didier Conrad, ist da. Diesmal soll das gallische Dorf eine junge Frau namens Adrenaliné, die Tochter des historischen Vercingetorix, vor Cäsar schützen – der will sie als Geisel nehmen und romanisieren. Wem das bekannt vorkommt (»Asterix in Spanien«), den erwarten eine Menge Déjà-vus. Ständig tauchen Possen alter Bände auf, auch Running Gags werden skrupellos geklaut. Adrenaliné selbst etwa ist ein Klon von Grauvornix (»Asterix und die Normannen«), die nur zwei Gesichtsausdrücke kriegt: verschlossen schmollend, offen strahlend, die Mimik eines Briefkastens. Innovativ ist nur der weitgehende Ver-

zicht auf Asterix und Obelix: Rund 350 Panels gibt's, beide erscheinen lediglich auf etwa 130 davon. Gefühlter Minusrekord, aber konsequent, denn es gibt keinen Konflikt oder Feind, den Asterix überwinden müsste, seine Ideen braucht es so wenig wie seine Schlagfertigkeit.

Die Gags bestehen vor allem aus Wortspielen: Wer trommelt, muss auf die »Pauke« hauen, wer auf einem Mast sitzt, hat einen »hohen Posten«, Tusch. So verfolgt man fassungslos, wie Conrad und Ferri Asterix und Obelix als ahnungslose, oft dümmliche Leibwächter Adrenalinés zu irgendwas zwischen Dorftrott und Adabei herunterwirtschaften. Der Qualitätsabstand zum Hauptwerk von Albert Uderzo und René Goscinny wächst immer weiter. MUR

Musik

### Zurück zum Anfang

● In seinem Musikvideo zu »You're Beautiful«, dem Song, der James Blunt weltberühmt machte, springt der Brite am Ende von einer Klippe ins Meer. 14 Jahre später beginnt genau dort, im stürmischen Wasser, das Video von »Cold«, der ersten Auskopplung seines neuen Albums »Once Upon a Mind«, das am 25. Oktober erscheint. Blunt wird an den Strand gespült, erklimmt einen

Hügel und fliegt am Ende mit einem Hubschrauber über die Küste davon. Ganz ähnlich kehrt Blunt mit seinen neuen Songs musikalisch zu seinen Anfängen zurück. Während sein letztes Album 2017 elektronische Einflüsse hatte, sind auf seiner neuen Platte davon wenige, dafür wieder Akustikgitarren mit Piano zu hören. Seinem Produzenten hatte er vorher das Gegenteil angekündigt, er würde ein »Techno-Album« machen. Das war nur ein Scherz. Denn es ist ein Album voll mit dem, was Blunt wohl am besten kann:

traurige Songs, deren Melodie und Text in Ohr und Herz bleiben. In den 15 Jahren ist Blunt ein sehr erfolgreicher Musiker und 45 Jahre alt geworden, er hat geheiratet, eine Familie gegründet, der er sein Album widmet. Einer der elf Songs ist für seinen schwer erkrankten Vater. Es ist das stärkste Lied auf »Once Upon a Mind«. Auch auf seinem neuen Album singt er wieder einmal von Abschieden, vom Lebensende, von der Angst vor Verlust. Traurige Songs sind wohl die Musik, die Blunt am liebsten macht. RED

## »Als würde man einen Film schauen«

**Die Künstlerin und Autorin**  
**Cemile Sahin, 29, über ihren Debütroman**  
**»Taxi«, in dem sie vom Krieg schreibt**

**SPIEGEL:** Der Anfang Ihres Buches ist eine Aneinanderreichung von kurzen Sätzen. Das macht es nicht leicht, in die Geschichte reinzukommen.

**Sahin:** Da bin ich anderer Meinung. Ich finde den Anfang super filmisch. Ich wollte einen Roman schreiben, der wie ein Film angelegt ist. Nicht wie ein Drehbuch, sondern so, als würde man tatsächlich einen Film schauen.

**SPIEGEL:** Wie meinen Sie das?

**Sahin:** Ich habe beispielsweise darüber nachgedacht, wie sich eine Folterszene erzählen lässt. Wie kann man etwas so Grausames mit Sprache beschreiben? Dabei habe ich mich an den Möglichkeiten des Filmschnitts orientiert. Man kann sehr schnell zwischen Charakteren,



Cemile Sahin: »Taxi«.  
 Korbinian; 220 Seiten; 20 Euro.

Orten und Zeiten springen, um eine Situation komplex zu beschreiben. Und nach der Szene wandert die Geschichte einfach woanders hin.

**SPIEGEL:** In Ihrem Debütroman hat eine Mutter, deren Sohn seit zehn Jahren verschollen ist, einen Mann gesucht, der den Sohn ersetzen und spielen soll.

**Sahin:** Ich wollte eine Geschichte über den Krieg schreiben. Über das, was dann passiert, Jahre später. Wenn der Krieg, wie es scheint, schon fast vorbei ist. Für die Menschen, die im Krieg waren, hört er nie auf, auch wenn er vorbei ist. Sie sind traumatisiert oder versuchen, Wege zu finden, um mit dem Trauma leben zu können.

**SPIEGEL:** Sie sind selbst Kurdin. Spielt das für Ihr Buch eine Rolle?

**Sahin:** Ich finde nicht, dass meine Familiengeschichte im Vordergrund stehen muss. Natürlich beziehe ich Stellung, das sollte man auch. Egal ob Kurdin oder nicht. RED



Haenel, Merlant in »Portrait einer jungen Frau in Flammen«

## Brennende Leinwand

● Ob geheiratet wird, das entscheidet der Bräutigam in Mailand erst, wenn ihm das Porträt seiner unbekannten Versprochenen gefällt. An der bretonischen Küste, ums Jahr 1770 herum, will sich die Braut aber nicht malen lassen. Sie ist in Trauer um ihre verstorbene Schwester. Die von der Familie bestellte Malerin muss deshalb im Geheimen arbeiten, sich als Konversationsdame ausgeben und ihr Porträt aus verstohlenen Blicken auf ihr Sujet zusammensetzen. Dieses Sujet ist Adèle Haenel, in ihrer Heimat Frankreich längst ein Star, aber eines neuen Zuschnitts: energisch, unprätentiös und offen les-

bisch. In »Portrait einer jungen Frau in Flammen« entwickelt sie nun eine Strahlkraft, die die Kinoleinwand selbst Feuer fangen lässt. So wie die Malerin (Noémie Merlant) kann man kaum anders, als sich in sie zu vergucken. Die Liebe zwischen den zwei Frauen ist, der Zeit gemäß, eine unmögliche. Doch Autorin und Regisseurin Céline Sciamma nimmt diesem Umstand die Tragik. Sie reflektiert über die Darstellung von Frauen, darüber, wie die Karrieren von Malerinnen unterbunden wurden und welche Bilder es deshalb nie gegeben hat. Dabei vergisst Sciamma jedoch nie, den großen Zauber der Liebe einzufangen. Reicher, klüger und beglückender ist Kino selten gewesen. Kinostart: 31. Oktober. HPI

**Elke Schmitter Besser weiß ich es nicht**

## Wahn und Weihe



Nun also Handke, noch einmal. Die erste Exegese-runde fand während der Balkankriege statt. Das Resultat ist dasselbe: Die Schriften Handkes zu Jugoslawien sind verfälschend und demagogisch – eine verkitschte Form der staatlichen serbischen Propaganda (denn eine Opposition gab es auch!). Bei Recherchen auf dem Balkan starben mindestens 40 Journalisten. Das Internationale Kriegsverbrechertribunal in Den Haag befragte Opfer, Forensiker ordneten Knochen zu, es war ein jahrelanger juristischer Prozess. Aber wen ficht das an, dieses genau dokumentierte Ergebnis namens Realität?

Jedenfalls nicht die Feuilletonisten, die immer wieder nach Paris pilgerten, um das Weltorakel zu befragen und Schmähungen des Journalismus entgegenzunehmen. Es muss doch etwas Unheimlich-Spektakuläres mitzuschreiben sein bei diesem selbst ernannten Nachfahren Homers, der lieber mit den großen Bäumen spricht als mit den kleinen Menschen? Der einsame Mann, der mit einer Offenbarung vom Berge kommt, diese Rolle ist seit Mose ein medialer Hit. Auch Ernst Jünger im Försterhaus und Martin Heidegger in seiner Schwarzwaldhütte haben gezeigt, wie groß die Propheten der deutschen Sprache irren können. Und welchen Honig man aus der Unterwerfung zieht. Bedingung ist allerdings, dass man von Jugoslawien wenig weiß und so nicht beurteilen kann, was er »infrage stellt«. Doch wer versteht schon den Balkan? Man müsste am Ende Zeitungen lesen!

Der Schriftsteller Peter Handke ist für mich ein früher Sänger der internationalen Rechten. Inhaltlich durch die rhetorische Weihe völkischen Denkens und allgemeiner Zivilisationsmüdigkeit. Gegen Konsumismus und die westliche Weltverschwörung, Gemeinschaft statt Gesellschaft, Verachtung der Wissenschaft und nebenher ein bisschen Frauenhass – das ganze Programm. Stilistisch durch das Vorgehen: zwei Wörter vor, eins zurück, dazwischen Gewölk.

Doch was ficht sie das an, die Literaturkritik und das Nobelpreiskomitee, das Handke nun kanonisch macht?

Wenn hinten, weit, in der Türkei, die Völker aufeinanderschlagen, steht man am Fenster, trinkt sein Gläschen aus.

An dieser Stelle schreiben Elke Schmitter und Nils Minkmar im Wechsel.

# Die Macht von Stil, Sex und 76 Millionen Follower

**Zeitgeist** Der milliardenschwere französische Luxusgüterkonzern LVMH und der amerikanische Superstar Rihanna haben zusammen ein neues Modehaus gegründet, Fenty. Es könnte die Fashion-Industrie verändern.

**A**ls der Kellner den Kaffee bringt, liegt das Thesenpapier auf dem Tisch. Es ist der 30. April 2017, 17 Uhr, und ein langes Mittagessen in einem Restaurant im New Yorker Stadtteil Soho neigt sich dem Ende zu. An der einen Seite des Tisches sitzen Robyn Rihanna Fenty, einer der größten Popstars der Welt, und ihr Manager. Auf der anderen Seite Jean Baptiste Voisin, Chefstrategie des französischen Luxusmarkenkonzerns Moët Hennessy Louis Vuitton, sowie eine Projektleiterin. Die Vorbereitungen für die Kosmetiklinie, die Rihanna und LVMH zusammen auf den Markt bringen, laufen schon. Genau wie die Planungen für ihre Unterwäsche. Aber Rihanna möchte noch mehr. Sie kennt die Kinder von Konzernchef Bernard Arnault und erzählte ihnen von ihrer Idee, zusätzlich eine eigene Modelinie zu gründen. Der wiederum schickte Voisin nach New York. »Was Fenty heute ist, entspricht zu 95 Prozent dem, was wir damals besprochen und aufgeschrieben haben«, sagt Voisin.

Es ist ein großes Experiment, das an diesem Tag seinen Anfang nimmt. Rihanna und LVMH beschließen, gemeinsam ein Modehaus zu gründen. Im Mai dieses Jahres wurde es eröffnet. Es heißt Fenty wie die Sängerin, mit einem spiegelverkehrten N im Logo, und es könnte die Modewelt verändern. Ein Popstar wird Chef und Kreativdirektorin eines Pariser »Maison«. Das gab es noch nie.

Die Maisons de Couture werden selten gegründet. Die meisten sind historisch gewachsen, genährt von den ästhetischen Visionen von Ausnahmetalenten wie Coco Chanel, Yves Saint Laurent oder Christian Dior. Heute sind es globale Unternehmen. Aber Geschichte kann auch eine Last sein. Eine Neugründung wie Fenty bietet die Möglichkeit, eine Firmenerzählung von Anfang an selbst zu bestimmen.

Eine Entwurfsskizze von Rihanna ist nicht bekannt. Sie muss auch nicht nähen können. Für ihren musikalischen Erfolg ist sie ja ebenfalls nicht allein verantwortlich. Was Rihanna hat, ist Stil, Haltung

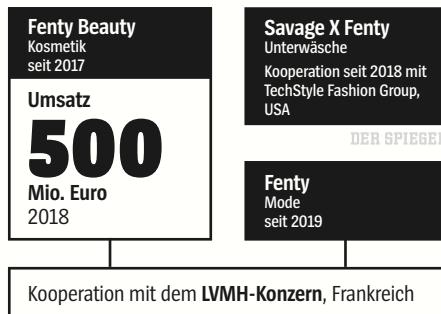
und Glaubwürdigkeit – und 76 Millionen Follower auf Instagram.

Digitalisierung und Globalisierung haben die Modeindustrie in den vergangenen Jahren auf den Kopf gestellt. Das Geschäftsmodell und das Selbstverständnis der Branche sind ungewiss geworden. Die Umsätze stimmen zwar noch. Doch die Macht des Einzelhandels schwindet. Immer mehr Saisonkollektionen in immer kürzerer Zeit führen dazu, dass Wintermäntel im Hochsommer ausgeliefert werden und Strandkleider im Februar. Weil ständig neue Ware kommt, muss die alte schneller in den Sale. Dann ist da noch die verheerende Ökobilanz bei der Produktion von Kleidung.

Und damit ist noch nichts über die Hilflosigkeit gegenüber einer nachwachsenden Generation von Konsumenten gesagt, die sich nicht mehr so leicht von einfachen Verkaufsversprechen ködern lässt. Die Influencer, die vor einigen Jahren wie Bot schafter aus der Zukunft auf den großen Schauen auftauchten und den klassischen Modejournalisten die Meinungshoheit streitig machten, waren nur der Anfang. Trends zu setzen ist schwieriger als jemals zuvor. Mit Karl Lagerfeld schließlich starb im Frühjahr der letzte große Designer, der der Modewelt mit seiner Persönlichkeit und seinem Können einen Mittelpunkt gegeben hatte. Die wohlhabenden westeuropäischen Frauen, die Jahrzehntelang das Ideal der Mode bildeten, sind mit dem

## Rihannas Imperium

Kosmetik- und Modeunternehmen Fenty



Aufstieg der asiatischen Mittelschichten und den neuen Reichen aus Osteuropa nur noch eine Zielgruppe neben anderen.

Kurz: Das Durcheinander ist groß.

So ähnlich war es auch in der Musikindustrie, als die CD-Verkäufe vor 20 Jahren wegbrachen. Viele Stars begannen damals, über andere Einnahmequellen nachzudenken. Der Rapper Jay-Z etwa gründete Rocawear, eine Streetwearfirma, die mittlerweile 700 Millionen Dollar jährlich umsetzt. Das Ex-Spice-Girl Victoria Beckham gewann 2011 die British Fashion Awards für die beste Designermarke. Kanye West ist mit seiner Streetwearfirma Yeezy und mit seinen Sneakers sogar noch erfolgreicher denn als Rapper.

Der Ehrgeiz hinter Rihannas neuem Label Fenty ist trotzdem ein anderer. Nicht nur, weil LVMH der mächtigste Luxusgüterkonzern der Welt ist – und davon auszugehen ist, dass die Zusammenarbeit mit Rihanna langfristig angelegt ist.

Rihanna bringt jetzt noch etwas anderes mit: Diversity und Inklusion.

Die beiden Begriffe umreißen zentrale Werte der Millennials und vor allem der ihnen folgenden Generation Z: dass alle Menschen besonders sind. Dass alle gut sind, so wie sie sind. Dass alle schön sind. Dass jede und jeder ein Recht darauf hat, so sein zu dürfen, wie sie oder er eben ist.

Kein Popstar verkörpert das mit der gleichen Lässigkeit und Selbstverständlichkeit wie Rihanna. Sie ist Sexsymbol und große Schwester, das Mädchen, das auf böse Jungs steht, und eine Feministin.

Das ist der Kern aller Fenty-Unternehmungen. Ob es das Modehaus ist, die Unterwäsche Savage X Fenty oder die Kosmetik. Und wer alle umarmt und dabei jeder und jedem das Gefühl gibt, besonders zu sein, kann eigentlich gar nicht verlieren. Im Pop nicht. Aber auch dem Erfolg einer Modemarken hat diese Coolness noch nie geschadet.

**Das Geschäftsmodell von Fenty** ist einfach. Die Kollektionen sind überschaubar, um die 25 Teile sowie Accessoires. Sie



**Popikone Rihanna:** Niemand hat ihre Lässigkeit und Selbstverständlichkeit

kommen in kurzen Abständen, in sogenannten Drops, auf den Markt und werden über den Webshop digital angeboten. Verkauft wird, bis alles verkauft ist. Was weg ist, ist weg. Einen Sale gibt es nicht. Viele Streetwear- und Sneakermarken arbeiten mit ähnlichen Verknappungsstrategien – nur dass es sich bei den Artikeln von Fenty um in Europa gefertigte Luxusware handelt. Im gehobenen Preissegment mit den entsprechenden Qualitätsmerkmalen, die Stoffe sind gut, die Verarbeitung ist hochwertig.

Parallel zum Drop eröffnet dann irgendwo auf der Welt ein Pop-up-Store und präsentiert die neue Kollektion – was wiederum auf Social-Media-Kanälen gezeigt wird. Etwa im September am Rande der Pariser Fashion Week. Im neuen Kaufhaus Galeries Lafayette an den Champs-Élysées wird die »Minikollektion« mit dem Titel »Take Up Space« vorgeführt.

Die Kleidungsstücke sind vor allem Interpretationen des konservativen Nadelstreifen-Looks: Wattierungen machen ihn überlebensgroß, dazu trägt die Fenty-Frau Stilettos und riesige, architektonisch anmutende Sonnenbrillen in bunten Farben. Wer will, kann das Ganze als Kommentar lesen, mit dem Frauen im Berufsleben mehr Sichtbarkeit einfordern. Vielleicht sind es aber auch Achtzigerjahre-Power-Dressing-Zitate. Die Hemden und Jacken werden durch breite Schultern und schmale Taillen gleichzeitig feminisiert und aufgerüstet. Dann gibt es noch knappe, figurbetonte Kleider und Oberteile, die kaum weniger machtbewusst wirken.

Der Star persönlich lässt sich an dem Abend der Eröffnung nicht blicken.

Bemerkenswert sind allerdings die Menschen, die kommen. Leute im Look irgendwo zwischen der Marvel-Heldin Jessica Jones und dem Musiker Pharrell Williams schieben sich an den auf der Treppe installierten Mannequins vorbei. Junge Afrofranzösinnen warten an den Kabinen neben älteren Karrierefrauen, Männer probieren Frauenjacken an, alle wippen zu den Dancehall- und Hip-Hop-Klängen des DJs.

LVMH ist eigentlich nicht mit Neugründungen groß geworden, sondern mit der Modernisierung von Traditionsmarken. Das waren oft Unternehmen mit einer starken eigenen Identität wie Louis Vuitton, Givenchy oder Dior. Louis Vuitton, einst eine kleine Taschenmanufaktur, ist heute eine globale Marke, die neben Lederwaren auch Prêt-à-porter und sogar Schmuck im Portfolio hat. Sie gilt als die wertvollste Luxusmarke der Welt.

Givenchy war eines der einflussreichsten Maisons der Nachkriegszeit, verlor dann an Bedeutung und wurde Ende der Neunzigerjahre von Alexander McQueen übernommen und auf den Kopf gestellt.



MANDOGA MEDIA / ALLAPRICIES

### Sängerin Rihanna 2012

»Die anderen Mädchen existierten nicht«

Ähnlich die Geschichte von Dior, das zeitgleich von John Galliano revitalisiert wurde. LVMH ist also durchaus schon Waginisse eingegangen.

»Woher Rihanna kommt, was sie bewegt und wie sie ihr Business führen will: All das ist für uns ungewöhnlich«, sagt Jean Baptiste Voisin. Der 52-jährige Chefstrategie von LVMH ist Absolvent der französischen Eliteschule École Polytechnique. Er hat für den Lebensmittelkonzern Danone gearbeitet und für die Unternehmensberatung McKinsey. Auf die Frage, wie er Rihanna persönlich einschätzt, nimmt seine Stimme einen fast beschwörenden Tonfall an: »Sie ist eine der intelligentesten Personen, denen ich je begegnet bin. Sie ist supersmart! Zusätzlich hat sie eine hohe emotionale Intelligenz und eine Entschlossenheit, die nur wenige Personen auf diesem Planeten besitzen. Sie kann gut zuhören und liebt es, mit Menschen zusammenzuarbeiten.«

Wie kann jemand, der kein Modeschöpfer ist, ein Modehaus leiten? Sie sei eng in den Entwurfsprozess eingebunden, sagt Voisin.

30 Millionen Euro hat der Konzern in Fenty gesteckt, ein überschaubarer Betrag bei einem LVMH-Jahresumsatz von mehr als 46,8 Milliarden Euro im vergangenen Jahr. Rihanna ist CEO und Artistic Director des neuen Unternehmens.

**Robyn Rihanna Fenty** kommt aus Barbados. Sie wuchs in schwierigen Verhältnissen auf, ihre Mutter hielt die Familie zusammen, der Vater war gewalttätig, als Kind erwischte Rihanna ihn wohl auch beim Crack-Rauchen. Mit 15 Jahren wurde sie von einem US-amerikanischen Musikproduzenten bei einem Vorsingen entdeckt. »In dem Moment, in dem sie den Raum betrat, war es, als würden die anderen Mädchen nicht existieren«, sagte Evan Rogers über seine erste Begegnung mit dem Teenager. Zwei Jahre später wurde sie von der amerikanischen Plattenfirma Def Jam unter Vertrag genommen.

Acht Alben hat Rihanna seitdem herausgebracht, 14 Nummer-eins-Singles allein in den USA, und mehr als 250 Millionen Tonträger mit Hits wie »Umbrella«, »Diamonds« oder »Work« verkauft. Laut Forbes ist sie derzeit der reichste weibliche Popstar der Welt mit einem Vermögen von 600 Millionen Dollar. Dabei ist sie eine eigenartige Figur. Sie ist nicht im klassischen Sinn schön. Sie hat nach den Maßstäben der schwarzen Musik auch keine bemerkenswert virtuose Stimme, und sie kann auch nicht ungewöhnlich gut tanzen. Sie ist cool, hip und smart.

Rihanna gibt nur selten Interviews. Sie kommuniziert fast ausschließlich durch Songs und über Bilder. Gerade ist ihre Autobiografie erschienen, ein opulenter Bildband, 504 Seiten dick, 1050 Fotos, kein Text. In gewisser Art ist sie der Gegenentwurf zu Beyoncé Knowles, dem anderen großen Star der schwarzen Musik. Als Knowles eingeladen wurde, in der Halbzeit des Super Bowl 2016 aufzutreten, der größten Show des amerikanischen Entertainmentjahrs, stellte sie mit ihrem Spektakel das Spiel in den Schatten. Rihanna bekam das Angebot für den Super-Bowl-Auftritt 2019. Sie lehnte ab: »Wer würde davon profitieren? Nicht meine Leute«, sagte sie der »Vogue«.

Erste Schritte in der Modebranche machte sie bei Armani Jeans und mit ihren Kollektionen für die britische Bekleidungskette River Island. Unauffällige Stücke, die sich aber gut verkauften. Anschließend arbeitete sie mit dem deutschen Konzern Puma für eine Sportswearlinie zusammen, die aber mittlerweile eingestellt ist. Danach kam die Kosmetikfirma Fenty Beauty, die erste Kooperation mit LVMH. Daraufhin Savage X Fenty, eine Unterwäschemarke – und nun Fenty, das Modehaus.

Der spektakulärste Erfolg bislang ist Fenty Beauty. 500 Millionen Euro soll die Firma im vergangenen Jahr umgesetzt haben – was auch mit der Idee zu tun haben dürfte, dass Fenty Beauty für die verschiedenen Hauttöne 50 passende Make-up-Schattierungen anbietet. Nun spricht man in der Industrie vom »Fenty-Effekt«: Andere Marken sind nachgezogen und haben ebenfalls die Pigmente aus der Schublade geholt und ihr Repertoire erweitert.

Dass Rihanna einen Werbefilm für ihr Unterwäschelabel als Dokumentation bei Amazon Prime verkauft, sagt eine Menge über ihren Geschäftssinn. »Savage X Fenty Show« ist ein lustig überdrehter Tanzfilm der Superlative, irgendwo zwischen Bouddoir, dem Crazy Horse Cabaret und Stadionpop. »Fashion Musical« nennt Rihanna das Werk.

Doch die Art, wie hier unbekannte Tänzerinnen neben weltberühmten Stars auftreten – das umreißt ziemlich treffend



DDP IMAGES



INSTAGRAM.COM / FACE TO FACE



EDUARDO MUNOZ / REUTERS

**Savage-X-Fenty-Show in New York, Fashionista Rihanna in Designermode:** »Ich suche nach einzigartigen Charakterzügen«

# SPIEGELBESTSELLER

Im Auftrag des SPIEGEL wöchentlich ermittelt vom Fachmagazin »buchreport« (Daten: media control); nähere Informationen finden Sie online unter: [www.spiegel.de/bestseller](http://www.spiegel.de/bestseller)

## Belletristik

**1 (-) Saša Stanišić**

**Herkunft**

Luchterhand; 22 Euro



Das Buch, das erzählt, wie der Autor wurde, was er ist, ist als bester deutschsprachiger Roman mit dem Deutschen Buchpreis ausgezeichnet worden.

**2 (1) Jussi Adler-Olsen**

**Opfer 2117**

dtv; 24 Euro

**3 (2) Jojo Moyes**

**Wie ein Leuchten in tiefer Nacht**

Wunderlich; 24 Euro

**4 (3) Ildikó von Kürthy**

**Es wird Zeit**

Wunderlich; 20 Euro

**5 (4) Martin Suter**

**Allmen und der Koi**

Diogenes; 22 Euro

**6 (6) Eugen Ruge**

**Metropol**

Rowohlt; 24 Euro

**7 (10) Delia Owens**

**Der Gesang der Flusskrebse**

Hanserblau; 22 Euro

**8 (7) Jo Nesbø**

**Messer**

Ullstein; 24 Euro

**9 (5) Ursula Poznanski**

**Erebos 2**

Loewe; 19,95 Euro

**10 (8) Rebecca Gablé**

**Teufelskrone**

Lübbe; 28 Euro

**11 (18) Norbert Scheuer**

**Winterbienen**

C. H. Beck; 22 Euro

**12 (11) Dror Mishani**

**Drei**

Diogenes; 24 Euro

**13 (9) Stephen King**

**Das Institut**

Heyne; 26 Euro

**14 (-) Maja Lunde**

**Die Letzten ihrer Art**

btb; 22 Euro

**15 (16) Matthias Brandt**

**Blackbird**

Kiepenheuer & Witsch; 22 Euro

**16 (15) Ulrich Tukur**

**Der Ursprung der Welt**

S. Fischer; 22 Euro

**17 (-) Jostein Gaarder**

**Genau richtig**

Hanser; 16 Euro

**18 (12) Håkan Nesser**

**Der Verein der Linkshänder**

btb; 24 Euro

**19 (13) Jan Weiler**

**Kühn hat Hunger**

Piper; 22 Euro

**20 (14) Peter Prange**

**Eine Familie in Deutschland**

Fischer Scherz; 24 Euro

## Sachbuch

**1 (17) Richard David Precht**

**Sei du selbst**

Goldmann; 24 Euro

**2 (-) Hans-Joachim Watzke / Michael Horen**

**Echte Liebe**

C. Bertelsmann; 20 Euro

**3 (1) Edward Snowden**

**Permanent Record**

S. Fischer; 22 Euro

**4 (2) Bas Kast**

**Der Ernährungskompass**

C. Bertelsmann; 20 Euro

**5 (12) Deniz Yücel**

**Agententerrorist**

Kiepenheuer & Witsch; 22 Euro

**6 (3) Peter Wohlleben**

**Das geheime Band zwischen Mensch und Natur**

Ludwig; 22 Euro

**7 (4) Stephen Hawking**

**Kurze Antworten auf große Fragen**

Klett-Cotta; 20 Euro

**8 (6) Thomas Gottschalk**

**Herbstbunt**

Heyne; 20 Euro

**9 (-) Elton John**

**Ich**

Heyne; 26 Euro

**10 (16) Doris Dörrie**

**Leben, schreiben, atmen**

Diogenes; 18 Euro



Es ist kein Roman, sondern eine Einladung zum Schreiben. »Ein Werkzeugkasten«, sagt die Autorin.

**11 (7) Sascha Lobo**

**Realitätsschock**

Kiepenheuer & Witsch; 22 Euro

**12 (19) Thomas Pletzinger**

**The Great Nowitzki**

Kiepenheuer & Witsch; 26 Euro

**13 (5) Michael Winterhoff**

**Deutschland verdummt**

Gütersloher Verlagshaus; 20 Euro

**14 (10) Michelle Obama**

**Becoming**

Goldmann; 26 Euro

**15 (-) Denis Scheck**

**Schecks Kanon**

Piper; 25 Euro

**16 (-) Andreas Michalsen**

**Mit Ernährung heilen**

Insel; 24,95 Euro

**17 (20) Liselotte Pulver**

**Was vergeht, ist nicht verloren**

Hoffmann und Campe; 24 Euro

**18 (11) Biyong Kattilathu**

**Der Rikscha-Fahrer, der das Glück verschenkt**

Gräfe und Unzer; 16,99 Euro

**19 (9) Bahar Yilmaz**

**Du wurdest in den Sternen geschrieben**

Integral; 16 Euro

**20 (-) Harald Lesch**

**Was hat das Universum mit mir zu tun?**

C. Bertelsmann; 18 Euro

das große weibliche Wirgefühl, das auch den Kern von Fenty ausmacht: Wenn das Schlagwort der »Body Positivity« eine Illustration brauchte, hier wäre sie. »Ich suche nach einzigartigen Charaktereigenschaften in Leuten, die in der Modewelt normalerweise nicht im Mittelpunkt stehen«, sagt Rihanna an einer Stelle.

Auch nach Jahrzehnten feministischer Debatte, nach dem Erfolg der Frauen in der Arbeitswelt und entsprechend gestiegener Kaufkraft ist die Art, wie Unterwäsche präsentiert wird, noch immer bemerkenswert konventionell. Oft ist sie entweder Funktionskleidung, oder sie kommt daher, als wäre sie dafür gedacht, dass Männer sie für ihre Frauen kaufen.

Bei Fenty sind Frauen dick oder dünn, haben große oder kleine Brüste, sind schwanger oder haben Schwangerschaftsstreifen. Oder sie waren bei ihrer Geburt, biologisch gesehen, gar keine Frau.

Der Aufstieg dieses Frauenbildes geht mit dem Abstieg eines anderen einher: Jahrelang galten die Victoria's-Secret-Modenschauen, in denen gestählte Frauenkörper mit Engelsflügeln wie Trophäen über den Laufsteg stolzierten und Models wie Gisele Bündchen oder Heidi Klum extra lobende Erwähnungen dafür bekamen, dass sie nur wenige Wochen nach der Niederkunft wieder »in Topform« seien, als Erfolgsgeschichte des semi-modischen Massenentertainments.

Victoria's Secret hat die Schau dieses Jahr offiziell eingestellt, auch weil die Quoten im Fernsehen nicht mehr gut genug waren. Die Umsätze sind ebenfalls zurückgegangen.

**Mode ist Timing**, und das könnte für Rhannas Unternehmung im Augenblick nicht besser sein. Der Zeitgeist ruft nach Gleichberechtigung und Antidiskriminierung – ohne dass dafür das Gefühl von Besonderheit und Exklusivität aufgegeben werden sollte.

Wie groß kann die Welle werden, auf der Fenty im Augenblick so kunstvoll reitet, und inwieweit ist sie steuerbar?

LMVH ist da optimistisch. In der Pariser Zentrale gibt es ein kleines Museum. Dort steht eine Auswahl ikonischer Produkte aus den Annalen des Konzerns: ein Schrankkoffer von Louis Vuitton, Lederskischuhe, mit denen Greta Garbo einst die Pisten in Sankt Moritz hinabsauste, oder auch eine Flasche des Parfüms Vol de Nuit von Guerlain, das von Antoine de Saint-Exupéry Roman »Nachtflug« inspiriert wurde. Auch von hinten beleuchtete Fotopräts prägender Persönlichkeiten und Designer wie Marc Jacobs, Hedi Slimane oder Maria Grazia Chiuri sind ausgestellt.

Rihanna gehört jetzt auch dazu.

Heike Blümner

# Vernebelt

**Literatur** Der Kulturgeschichts-erklärer Rüdiger Safranski scheitert mit seiner Biografie über Friedrich Hölderlin – er nimmt ihn einfach zu ernst.

**B**evor es überhaupt losgeht mit der Biografie, schmeißt der Biograf Rüdiger Safranski im Vorwort erst einmal die Ungläubigen raus: »Eine Annäherung an Hölderlin wird wohl kaum gelingen, wenn man unempfindlich bleibt für ‚göttliches Feuer‘, wie immer man sich seine Bedeutung zurechtlagen mag.«

Ja, aber was ist mit den für göttliche Feuer Unempfindlichen, die Hölderlins Texte trotzdem lieben und mehr über ihn erfahren wollen? Hölderlins Texte sind uns Heutigen in der Sprache, im Gestus fern. Da wäre doch die Aufgabe, sie den Unerleuchteten näherzubringen, besonders groß und wichtig.

Safranski ist es oft gelungen, die großen Gestalten der deutschen Kulturgeschichte lebendig werden zu lassen. Er hat das Leben von E. T. A. Hoffmann beschrieben, das von Arthur Schopenhauer, Friedrich von Schiller, Martin Heidegger. Er ist ein Mann, der in der Vergangenheit lebt und sie lebendig machen kann. Und der in der Gegenwart, wenn er gerade kein Feuer empfindet, »die Politik« dafür anklagt, Deutschland mit Flüchtlingen »zu fluten«. Aus seiner Heimat, dem idyllischen Rentnerparadies Badenweiler, verbat er sich im Gespräch mit dem SPIEGEL außerdem »das inflationäre Geschwätz von Fremdenfeindlichkeit und Islamophobie« (Ausgabe 12/2018).

Vielelleicht musste es also scheitern, wenn dieser deutsche Sorgengreis sich nun des Dichters Hölderlin annimmt.

Was wiederum mit Politik wenig, dafür viel mit Sprache zu tun hat. Die Gedichte des am 20. März 1770 in Lauffen am Neckar geborenen Dichters sind uns heute bei aller Schönheit so rätselhaft, dass es

einer sanften, klaren Annäherung bedurfte, um ihn in unsere Zeit zu retten. Nicht so viel Nebel, nicht dieser heilige Ernst, den Safranski bemüht, nicht so viel Göttlichkeit.

Hölderlin selbst hat in einem Brief an seine Mutter die beste Regieanweisung zur Lektüre seiner Texte mitgegeben. Er hatte ihr sein Gedicht »An die Parzen« geschickt. Seine Mutter, die stets wollte, dass der Sohn Pfarrer wird, hasste seine Dichterei. Doch Hölderlin wollte, dass sie dies trotzdem las, und erklärte: »Überhaupt, liebste Mutter! muß ich Sie bitten, nicht alles für strengen Ernst zu nehmen, was Sie von mir lesen.« »An die Parzen« – das ist seine poetische Bitte an die Schicksalsgöttinnen, ihm das eine perfekte Gedicht zu ermöglichen, danach sei er, der Dichter, bereit für den Tod: »Willkommen dann, o Stille der Schattenwelt! / Zufrieden bin ich, wenn auch mein Saitenspiel / Mich nicht hinab geleitet; einmal / Lebt' ich, wie Götter, und mehr bedarf's nicht.«

Der Brief an die Mutter könnte ja auch so gemeint sein: Achte wie die Götter mehr auf das Leben als auf die Stille der Schattenwelt. Die Wahrheit ist vor allem dort

versteckt: in der Helligkeit des dichterischen Glücks. Der Gott ist er, Hölderlin, wenn ihm das Schreiben gelingt.

Für solche Töne hat Safranski keinen Sinn. Er schreibt alles ordentlich und parteiisch auf, was es zu Hölderlin zu wissen gibt. Er befreit den Dichter des Textes »Der Tod fürs Vaterland« auch von aller nationalistischen Heldenschuld, indem er zu Recht darauf hinweist, dass Hölderlin hier ein ideales demokratisches Vaterland, das noch entstehen müsse, im Sinn hatte. Dass er sich die Marseillaise zum Vorbild nahm. Trotzdem bleiben die Zeilen: »Umsonst zu sterben, lieb' ich nicht, doch / Lieb' ich, zu fallen am Opferhügel.« Dass dieses Gedicht den deutschen Wehrmachtsoldaten im Osten ins Feld nachgeschickt wurde, sollte niemanden wundern. Um so etwas zu verhindern, hätte Hölderlin die Sache mit der Demokratie und der Freiheit und der französischen Revolution einfach noch etwas deutlicher hineindichten müssen. So bleibt es offen.

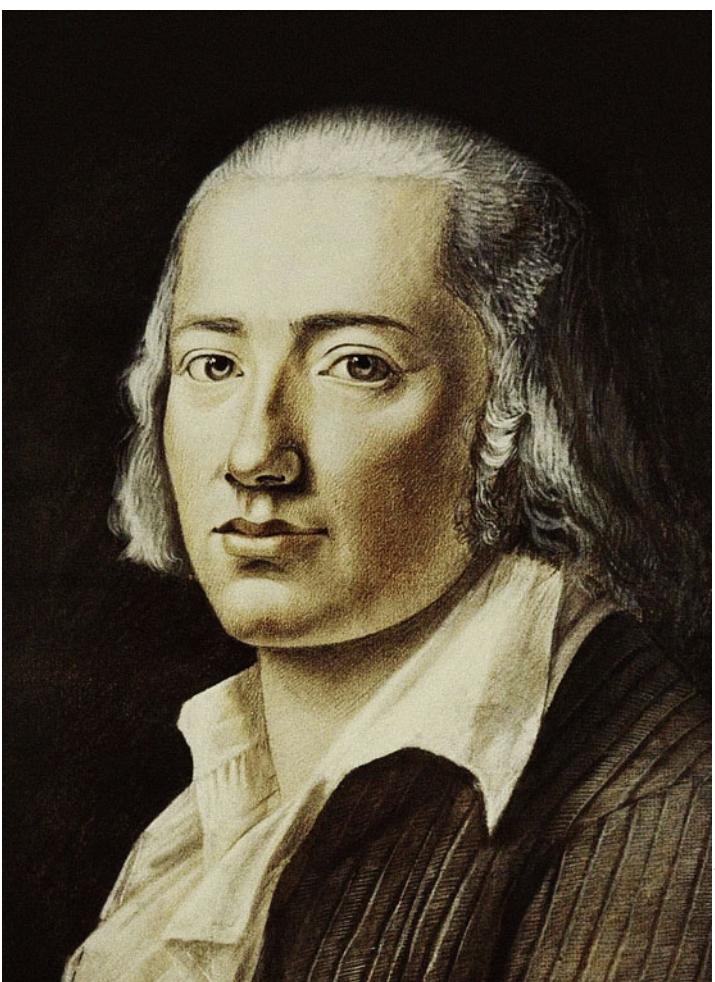
»Komm! ins Offene, Freund!« Mit diesem schönsten Hölderlin-Zitat hat Safranski seine Biografie untertitelt. Ihm selbst fehlt diese Offenheit beim Schreiben leider. Vor lauter Göttern und Heiligkeit.

Ja, Hölderlin wollte ins Offene, ins Neue. Gastfreudlich, mit neuen Menschen redend, statt sich in sich selbst zu versenken. Es steht in dem großartigen, den Geist öffnenden Gedicht, aus dem Safranski seine Titelzeile lieh: »Wo den Gästen das Haus baut der verständige Wirt; / Daß sie kosten und schau'n das Schönste, die Fülle des Landes, / Daß, wie das Herz es wünscht, offen, dem Geiste gemäß / Mahl und Tanz und Gesang und Stuttgarts Freude gekrönt sei, / Deshalb wollen wir heut wünschend den Hügel hinauf. / Mög ein Besseres noch das menschenfreundliche Mailicht / Drüber sprechen, von selbst bildsamen Gästen erklärt.«

Safranski, so viel Hölderlin lesend, erblickt um sich nur noch Dunkelheit. Menschen als Flut. »Götternacht«. »Die Götternacht, von der Hölderlin sprach, die gibt es wirklich heutzutage, hierzulande.«

Dabei hat Hölderlin das Göttliche einfach in sich selbst und den Menschen um sich herum gesucht. Und manchmal auch gefunden. Aber suchen muss man schon. Dann kann es sein, dass man ins Offene kommt. Freunde.

Volker Weidermann



**Dichter Hölderlin, Porträt von 1792**  
Gastfreudlich, mit neuen Menschen redend

Rüdiger Safranski: »Hölderlin. Komm! ins Offene, Freund!«. Hanser; 336 Seiten; 28 Euro.

Elke Schmitter

# Heute keine Königin

**Essay** Wie authentisch darf die Royal Family sein? Wie viel Gefühl darf sie preisgeben? Prinz Harry und Herzogin Meghan testen gerade die Grenzen aus.

Das Haus Windsor, es zittert, aber wankt es schon? Die Aufregung im Königreich ist groß, die Stimmung besorgt. Von der konservativen »Times« bis zum progressiven »Guardian«, vom schlichten Yellow-Press-Leser bis zum vermeintlichen Insider der Hofberichterstattung – man hat eine Meinung und, vor allem, ein Gefühl. In diesem Fall: kein gutes.

Eine knappe Woche liegt die Ausstrahlung eines Films im britischen Fernsehen zurück, der die Reise der jüngsten Royal Family nach Afrika zeigt: Prinz Harry, 35, seine Frau Meghan, 38, und Baby Archie, 5 Monate. Sie sind bei Aids-Hilfe-Initiativen zu sehen, in prekären Wohnvierteln in Kapstadt, bei einer NGO für junge Mädchen, die Selbstverteidigung lernen. Im Naturschutzbereich in Botswana und einem Krankenhaus für Landminenopfer in Angola, das nach Harrys Mutter, Lady Diana, benannt ist. Das junge Paar im Gespräch mit zutraulichen Kindern und engagierten Lehrern, zu Hause bei einer muslimischen Familie und mit dem emeritierten Erzbischof Desmond Tutu am Altar. Mission accomplished: das Geld der britischen Steuerzahler effizient investiert in Charity und Glamour im dynamischen Gleichgewicht.

Wären da nicht diese fatalen Sätze. Nach dem Verhältnis zu seinem Bruder William, 37, befragt, gibt Harry zur Antwort, es gebe da eben, wie in jeder Beziehung, gute und weniger gute Tage. Man sei derzeit »auf unterschiedlichen Wegen«, aber immer füreinander da. Meghan auf die Frage,

wie es ihr gehe: »Nett, dass Sie fragen. Das kommt nicht oft vor.« Es sei eine harte Zeit gewesen, hinter den Kulissen. »Ich war darauf vorbereitet, dass es nicht einfach sein würde. Aber ich dachte, es liege wenigstens fair. Ich war naiv. Ich komme aus den USA, da gibt es diese Art von Presse nicht.« Ob man, so der Interviewer, das so verstehen könnte, dass es ihr nicht wirklich gut gehe? Was sie klar bestätigt.

In der nicht royalen westlichen Welt würden Äußerungen wie diese als realistisch, sogar rücksichtsvoll durchgehen. Auch in der historischen Skala britischer Königshäuser, reich an Mord, Intrige und Exzentrik, nehmen sich solche Sätze milde aus. Auf der bürgerlichen Goldwaage dürften sie erst recht als höflicher Feinstaub gelten. Doch hier sind weder William Shakespeare noch der britische Durchschnitts-Smith der Maßstab, sondern das

beispiellose Training in Selbstverleugnung und Haltung, wie es seit Queen Victoria für die Windsors gefordert ist: mehr als 63 Jahre lang Oberhaupt des Empire, zeremonielle Untadeligkeit fast jederzeit und überall. Einweihungen, Parlamentsitzungen, Schiffstaufen zwischen Bombay und Edinburgh, Neuseeland und Südafrika, Kanada und Britisch-Guayana, das war das öffentliche Leben Victorias. Das in seiner Untadeligkeit noch übertroffen wird von Queen Elizabeth II., mit bald 68 Jahren auf dem Thron dienstälteste Monarchin der Gegenwart und eine Verkörperung von Duldungsfähigkeit und Disziplin, die selbst radikalen Anti-Royalisten Respekt abnötigt.

Der Zweite Weltkrieg, die erste existenzielle Bedrohung der Insel seit der Invasion der Normannen vor knapp tausend Jahren, gab der »Firma«, wie man die Windsors gern nennt, Gelegenheit zu zeigen, wozu eine königliche Familie taugt: in Buckingham Palace zu bleiben, zumindest offiziell, während die deutschen Bomben fallen, und mit diskretem Stolz die zivile Seite der Churchill-Lösung »We shall never surrender« zu verkörpern. Elizabeth, inzwischen 93, war damals ein Teenager. Unter historisch dramatischen Bedingungen erwarb sie jene Tugend, die wohl ihre wichtigste ist, die legendäre »stiff upper lip«. Generationsübertragung, Überforderung, Rührung oder Zorn für sich zu behalten, die Würde jedem Selbstaussdruck vorzuziehen. Und insofern ist es eben doch eine Revolution, die Meghan, Duchess of Sussex, geborene Markle, im britischen Fernsehen mit zwei Sätzen anzettelte: Sie habe versucht, sich diese Kompetenz anzueignen. Sie glaube aber, das richte inneren Schaden an. Mit anderen Worten: Sollte ich wählen müssen zwischen dem Heil meiner Seele und dem des Königreichs, dann wäre mir die Seele lieber.

Dabei ist Meghans Seele nach dem Arbeitsvertrag mit der Firma zwar ihre Privatsache. Ein neutral liebenswürdiges Auftreten aber die Leistung, die sie nun mal erbringen muss. Ihre Schwägerin Kate, 37 und Mutter von drei Kindern, ist darin royale Spitzenkraft. Die Gattin des nächsten oder auch übernächsten Thronfolgers – je nachdem, ob Prinz Charles seine Mutter beerbt oder zugunsten Williams verzichtet – lässt außer Wohlerzogenheit und einer gewissen Vorliebe für Mantelkleider keinerlei Persönlichkeit erkennen. Die gebürtige Britin, Tochter wohlhabender Unternehmer, hat in einer langen Verlobungszeit offenbar rückstandslos inhaltsfrei, woraus ihr Job besteht: je nach Anlass freundlich oder ernst in Pumps zu balancieren. Die »wahre« Kate spielt dabei keine Rolle, und inzwischen hat sogar die Yellow Press aufgehört, nach ihr zu suchen.

Meghan hingegen trat in das Königshaus mit der Botschaft ein: Ich bin schon wer. Die Tochter einer afroamerikanischen ehemaligen Sozialarbeiterin und eines Filmbeleuchters hatte sich in ihrer Heimat Los Angeles durch Begabung, Fleiß und Ehrgeiz auf eigene Füße gestellt. Als sie Harry kennenlernte, war sie eine millionenschwere Fernsehschauspielerin und Botschafterin diverser gemeinnütziger Organisationen, unter anderem in Afrika – das Idealbild einer emanzipierten, charismatischen Frau, für die Diversity und Veganismus so selbstverständlich sind wie das tägliche Yogaprogramm. Als Influencerin in den sozialen Netzwerken mit vier Millionen Followern nutzte sie ihren Einfluss für Geplauder über Konsum wie für Einblicke in ihre Psyche, die den Charme des Offenherzigen mit moralischen Werten verbanden. Hier ist eine, so der glitzernde

**Wofür waren die Windsors da? Um im Palast zu bleiben, wenn die deutschen Bomben fallen.**



AGENCY PEOPLE IMAGE USA

Ehepaar Meghan und Harry in Südafrika

rote Faden ihrer Selbstdarstellung, die unaufhörlich an sich arbeitet, um ein besserer Mensch zu werden – und die das Leben genießt. Keine unbedingt harmlose Kombination: Sie würde mit vielem schon fertig, räumte sie im Gespräch mit dem Interviewer ein. Aber was sei ein Leben wert, wenn es nur daraus bestehe?

Bei so einem Statement liegen die königstreuen Nerven natürlich blank. Das Publikum hat bei den Queen-Kindern und deren Partnern so ziemlich alles aufmerksam miterlebt, was die moderne Welt an Krisen bereithält: Ehebruch und Scheidungen, frivole Telefonmitschnitte, royale Füße küsselfende Finanzberater, traurige Geständnisse und schreckliche Hüte. Lady Diana, die legendäre »Prinzessin der Herzen«, riss in ihrem Selbstverwirklichungstaumel fast die britische Monarchie mit in den Abgrund. Ihre Wünsche nach wahrer Liebe, Urlaub am Mittelmeer und entspannt aufwachsenden Kindern waren zwar von exzessiver Durchschnittlichkeit, sorgten im Kensington Palace aber für Bulimieattacken, angebliche Selbstmordversuche und Affären und führten schließlich, nach der Scheidung, zu einer Liaison mit dem ägyptischen Playboy Dodi Al-Fayed. Dianas tödlicher Unfall 1997 war das tragische Ende einer jahrelangen, melodramatischen Soap mit dem Titel »Zeige deine Wunde« – die in Großbritannien dazu führte, dass das Prinzip »stiff upper lip« zugunsten öffentlicher Trauer von Millionen Menschen vorübergehend in Vergessenheit geriet. Die Queen allerdings hielt daran fest, was ihre Beliebtheit über Jahre empfindlich schmälerte.

Lady Diana war wie ihre Schwiegertochter Meghan, ein »hugger«, ein Umarmung spendender und suchender Mensch. Doch während William mit Gefühlsäußerungen sparsam ist, hat Harry nicht nur durch eine turbulente Adoleszenz (Alkoholabusus, Naziverkleidung und Nacktfotos inklusive), sondern auch mit einer offensiven Geständniskultur das emotionale Erbe seiner Mutter angetreten. Er sprach über seine Depressionen und über sein Gefangensein »im Goldfischglas« der Monarchie, und immer, wenn er den Tod seiner Mutter erwähnt, ist das Bild des Zwölfjährigen, der unter Millionen stummer Zeugen dem Sarg seiner Mutter durch London folgt, präsent.

Dieser offensichtlichen Traumatisierung durch Dianas gewaltsamen Tod, vermutlich aber auch durch ihr Leben als gehetzter Liebling der Yellow Press, begegnet Harry mit einer Doppelstrategie: Er zeigt sich als verwundbar, aber er wehrt sich auch. Meghan und er verklagten drei britische Medienkonzerne, die versuchen, ebenjenes Glück zu zerlegen, das sie zunächst gefeiert haben.

**A**nders als bei Diana haben diese Konzerne es nun mit erfahrenen Gegnern zu tun. Harry hat deren Macht nun über Jahre erlitten, Meghan ist selbst eine versierte Agentin der Populärkultur. Der Konflikt wird, das ist die bittere Pointe, von der Yellow Press als Beklagter, als Angreifer wie als vermeintlicher Moderator geführt. Doch auch die britische Bevölkerung, soweit sie sich vom nächsten Akt des Windsor-Dramas erschüttern lässt, hat an der Tragödin Diana erlebt, wie zerstörerisch jene Medien agieren. Und die Jugend hat durch die sozialen Netzwerke längst eigene widersprüchliche Erfahrungen gemacht mit der Selbstdarstellung vor Publikum, mit der Abgründigkeit von Sichtbarkeit und Verletzlichkeit. Womöglich wird sich eine relevante Menge von Zuschauern der Lust der Demontage weniger naiv hingeben als zuvor.

Und vermutlich ist eine wirkliche Krise der Monarchie auch vom Publikum gar nicht gewünscht. In der zerklüfteten britischen Gesellschaft stellt bereits das absurde Theater um den Brexit eine existenzielle Belastungsprobe mit ungewissem Ausgang dar. Die psychische Entlastungsfunktion der britischen Monarchie wird längst auch von den meisten ihrer Gegner anerkannt; das Haus Windsor ist gewissermaßen das Haustier Großbritanniens. So wie man in der Familie über die Katze redet – ist sie gut aufgelegt oder verstört, warum lässt sie sich nicht streicheln, sieht sie nicht entzückend aus? –, so stiftet die königliche Familie einen Widerschein von Gemeinschaftsgefühl in Zeiten, da die nationale Identität fraglich ist wie niemals zuvor. Nicht nur durch seine überzeitliche schiere Existenz, sondern auch durch seine chronisch wiederkehrenden Krisen.

Das Zauberwort »authentisch«, das Harry wie Meghan gern gebrauchen, ist einerseits, in Kameras und Mikrofone gesprochen, ein Widersinn. Aber zugleich ist es ein zeitgemäßes Problem. Authentisch, irgendwie »sie selbst«, das wollen alle sein. Der regierende Edward VIII. hat 1936 für seine authentische Liebe zu Wallis Simpson die Königswürde niedergelegt; das war der erste Akt des modernen Windsor-Dramas. Wir sind nun, vier Windsor-Generationen später, immer noch Zuschauer in demselben Stück. Dessen Ausgang, eine vergleichsweise gute Nachricht, durchaus offen ist. ■

**Achtung:**  
Vor der Preview  
findet ggf. eine  
Sicherheitskontrolle  
mit Handyabgabe  
statt.

# Die exklusive Kino-Preview!

Präsentiert vom **SPIEGEL**

Jetzt zwei kostenlose Karten reservieren.





## LE MANS '66

Der Oscar®-nominierte Filmmacher James Mangold (»Walk the Line«, »Logan«) wurde für seinen neuen mitreißenden Film vom wahren Drama über eine starke Freundschaft inspiriert, die die Renngeschichte für immer verändert hat. Die beiden charismatischen Oscar®-Preisträger Matt Damon und Christian Bale brillieren in LE MANS '66 – GEGEN JEDE CHANCE als charakterstarke, ungleiche Freunde, die vor ihrer größten Herausforderung stehen.

Der Film basiert auf der wahren Geschichte des visionären Rennchampions und Ingenieurs Carroll Shelby (Matt Damon) und des furchtlosen Rennfahrers Ken Miles (Christian Bale). Carroll Shelby ist 1959 an der Weltspitze, nachdem er das schwierigste Rennen des Motorsports, die 24 Stunden von Le Mans, gewonnen hat. Aber seinem größten Triumph folgt schnell ein vernichtender Schlag – dem furchtlosen Texaner wird von Ärzten mitgeteilt, dass ein schwerer Herzfehler ihn daran hindern wird, jemals wieder ein Rennen zu bestreiten. Shelby erfindet sich daraufhin als Autodesigner und Verkäufer neu. In einer Lagerhalle in Venice Beach arbeitet er mit einem Team von Ingeneuren und Mechanikern, zu dem auch der temperamentvolle Testfahrer Ken Miles (Christian Bale) gehört. Miles, britischer Champion-Rennwagenfahrer und hingebungsvoller Familienvater, ist brillant am Steuer, aber er ist auch unverblümmt, arrogant und kompromisslos. Nachdem Shelby-Fahrzeuge in Le Mans sogar gegen den ehrwürdigen italienischen Enzo Ferrari eine starke Leistung gezeigt haben, rekrutiert die Ford Motor Company den Visionär der Marke, um den ultimativen Rennwagen zu entwerfen, der selbst Ferrari auf der unnachgiebigen französischen Strecke schlagen kann. Dabei wird die Freundschaft zwischen Shelby und Miles auf eine harte Probe gestellt...

Preview am 4. November  
Kinostart am 14. November

Die Preview-Aktion wird am **Montag, dem 4.11.2019**, stattfinden. Für **zwei kostenlose** Kinokarten können Sie sich ab sofort online registrieren: [www.spiegel.de/filmpreview](http://www.spiegel.de/filmpreview)

Ab Mittwoch, dem 30.10.2019, werden Sie per E-Mail informiert, ob Sie bei der Preview dabei sind.

**Achtung:** Die Tickets sind nicht übertragbar. Missbrauch wird zur Anzeige gebracht.



QR-Code scannen und online registrieren unter [www.spiegel.de/filmpreview](http://www.spiegel.de/filmpreview)

### Berlin

Filmtheater am Friedrichshain  
Bötzowstraße 1–5  
Beginn: **20.00 Uhr**

### Düsseldorf

Atelier-Kino im Savoy-Theater  
Graf-Adolf-Straße 47  
Beginn: **20.00 Uhr**

### Frankfurt am Main

Harmonie Kinos  
Dreieichstraße 54  
Beginn: **20.30 Uhr**

### Hamburg

Abaton  
Allendeplatz 3, Ecke Grindelhof  
Beginn: **20.00 Uhr**

### Hannover

Kino am Raschplatz  
Raschplatz 5  
Beginn: **20.00 Uhr**

### Köln

Cinedom  
Im Mediapark 1  
Beginn: **20.00 Uhr**

### Leipzig

Passage Kinos  
Hainstraße 19a  
Beginn: **20.00 Uhr**

### München

Royal Filmpalast München  
Goetheplatz 2  
Beginn: **20.00 Uhr**

### Nürnberg

Cinecittà  
Gewerbemuseumsplatz 3  
Beginn: **20.00 Uhr**

### Stuttgart

Atelier am Bollwerk  
Hohe Straße 26  
Beginn: **20.00 Uhr**

# Der unkomplizierte Mann

**Kino** Elyas M'Barek, der erfolgreichste deutsche Filmschauspieler, spielt in der Komödie »Das perfekte Geheimnis« einen Familienvater in Elternzeit. Beklemmend echt.



GREY HUTTON / VICE

**Star M'Barek:** »Erst feiern dich die Leute, dann wollen sie dich scheitern sehen – eine große Seifenoper«

Elyas M'Barek sitzt im Münchener Literaturhaus am Salvatorplatz und denkt ziemlich gut gelaunt darüber nach, wann sein Untergang beginnen wird. Eigentlich, so behauptet er, warte er ja nur darauf. So wie es in einer Karriere raufgehe, gehe es auch irgendwann wieder runter.

»Erst feiern dich die Leute, dann wollen sie dich scheitern sehen«, sagt er. »Vielleicht auch deshalb, weil es sie an ihre eigene Endlichkeit erinnert. So ist das Geschäft nun mal – eine große Seifenoper.« Dann lacht er und zeigt seine Zähne.

Bislang hielt die Seifenoper für M'Barek fast nur gute Wendungen bereit. Die Filme, in denen er seit seinem Durchbruch mit der Komödie »Fack Ju Göhte« im November 2013 zu sehen war, fanden in Deutschland fast 35 Millionen Zuschauer.

Kein anderer deutscher Schauspieler hat in den sozialen Netzwerken so viele Follower wie er, allein bei Instagram 2,4 Millionen. Dabei ist er weit mehr als ein Teenageridol. Er ist einer der wenigen

Stars, denen man selbst als Mann kaum übel nehmen kann, wenn die eigene Freundin für sie schwärmt. Denn er verkörpert eine ungemein lässige Männlichkeit.

M'Bareks neuer Film »Das perfekte Geheimnis« erzählt von sieben Freunden, die bei einem Abendessen auf die Idee kommen, ihre Smartphones auf den Tisch zu legen und ihre gesamte Kommunikation – Telefonanrufe, SMS oder WhatsApp-Nachrichten – mit der Runde zu teilen. Eine Art Strip-Poker des Internetzeitalters, bei dem alle Spieler ruck, zuck splitternackt dastehen.

M'Barek verkörpert den jungen Vater Leo, der in Elternzeit gegangen ist, um seiner Frau Carlotta (Karoline Herfurth) beruflich den Rücken frei zu halten. Gleich zu Beginn sieht man ihn genervt die Wohnung putzen. M'Barek macht aus dieser Rolle das komplexe Porträt eines modernen Mannes, der am heimischen Herd Beklemmungen bekommt.

Der Film beruht auf der italienischen Kinokomödie »Perfetti Sconosciuti« von

2016, von der inzwischen in vielen verschiedenen Ländern Remakes hergestellt worden sind. Die Story trifft offenbar den Nerv der Zeit. Sie handelt davon, dass die Menschen heute oft zwei Existenz haben, eine analoge und eine digitale. Dass sie deshalb an zwei Orten gleichzeitig sind.

Kaum einer weiß das besser als Elyas M'Barek. Mal zeigte er sich in den sozialen Netzwerken mit perfekt definierten Bauchmuskeln, dann wiederum genüsslich Croissants mampfend – scheinbar ohne Rücksicht auf den Sixpack.

Einmal twitterte er sogar, als er bei Markus Lanz auf der »Wetten, dass..?«-Couch saß. Das kam nicht so gut an. Lanz sei ihm gegenüber unhöflich gewesen und habe sich nicht an getroffene Abmachungen gehalten, sagt er heute. Aber natürlich sei das Twittern vor den Augen von Millionen Fernsehzuschauern falsch gewesen.

Inzwischen allerdings gehe es ihm manchmal auf die Nerven, ständig irgendwas »in die Welt rauszujagen«. Gerade

war er im Urlaub, da habe er fast gar nichts gepostet, erzählt er stolz.

»Das Smartphone ist ja noch eine ziemlich neue Erfindung«, sagt er. »Die Normen, wie wir damit umgehen, müssen wir erst noch entwickeln. Wer weiß, vielleicht dürfen wir in Zukunft nicht mehr über die Straße gehen, wenn wir ein Smartphone in der Hand halten.«

Wer sich mit M'Barek trifft, begreift rasch, wie viel Planung, Disziplin und Verstellung dazugehört, ein Star dieser Größenordnung zu werden. Und wie viel Know-how. Es gibt ein Mastermind hinter dem Erfolg des Schauspielers, einen Mann, der ihm Sätze wie »Chantal, heul leise« oder brillante Tweets schreibt: den Autor und Regisseur Bora Dagtekin.

Während Til Schweiger und Matthias Schweighöfer irgendwann anfingen, bei ihren Filmen selbst Regie zu führen, weil sie überzeugt waren, nur sie selbst könnten aus sich die Stars machen, die sie sein wollen, gibt M'Barek freimütig zu, dass er sich in die Hände von jemandem begibt, der es besser weiß. Und genau das ist vermutlich ein Schlüssel zu seinem Erfolg.

»Bei einem Drehbuch von Bora sitzt alles so gut«, sagt er, »da kommst du gar nicht auf die Idee zu improvisieren.« Es klingt nicht nach Schleimerei. Die Kontrolle über den Film habe nicht er, sondern der Regisseur, der die Szenen am Ende zusammenschneide. Und bei fünf seiner Filme war das Dagtekin.

Es ist ein Glücksfall für das deutsche Kino, dass sich zwei sehr talentierte Jungs mit Migrationshintergrund trafen, um allen zu zeigen, wie richtig lustige Unterhaltung funktioniert.

Der Deutschtürke Dagtekin, 1978 in Hannover zur Welt gekommen, und M'Barek, 1982 in München als Sohn einer österreichischen Krankenschwester und eines tunesischen Computerspezialisten

geboren, machten zunächst die Fernsehserie »Türkisch für Anfänger« zu einem Erfolg.

Mit berückender Lust am Klischee spielte M'Barek den Macho-Proll Cem Öztürk, der sich in einer Multikulti-Familie zu rechtfinden muss. Die sehr deutsche Frage, wann ein Mann ein Mann ist, prallte an den Muskeln dieses Kerls ab, der gern so tat, als wisse er, wo der Hammer hängt, nämlich zwischen seinen Schenkeln.

52 Folgen der Serie, die Dagtekin großteils schrieb und inszenierte, wurden zwischen 2006 und 2008 ausgestrahlt, sie verkaufte sich in rund 70 Länder. Der Kinofilm »Türkisch für Anfänger«, den Dagtekin und M'Barek daraufhin drehten, fand 2012 rund 2,4 Millionen Zuschauer.

Vielleicht erkannten die beiden, dass eine Lücke klaffte zwischen Schweiger und Schweighöfer, die das deutsche Kino unter sich auszumachen schienen. Platz für einen ausnahmsweise dunkelhaarigen, ebenso virilen wie selbstironischen Star.

Rasch verbreitete sich von M'Barek das Narrativ des Jungen, der einige seiner mit Goldketten bestückten Freunde im Knast landen sah und rechtzeitig den Absprung in die Schauspielerei geschafft hatte. Was wiederum perfekt in eine Zeit passte, in der die Deutschen begannen, sich zu ihren Zuwanderern zu bekennen.

Der Kleinkriminelle mit dem grotesken Namen Zeki Müller, der in den »Fack Ju Göhte«-Filmen an einer Münchner Gesamtschule als Aushilfslehrer einer Rasselbande minderbemittelter Problemschüler die Flötentöne beibringt, kam dem integrationsbewegten Land wie gerufen.

Das alles wäre allerdings niemals gelückt, hätten Dagtekin, M'Barek und die anderen Mitglieder des »Fack Ju Göhte«-Teams nicht mit irrem Tempo, seltener Pointendichte und fröhlichem Pfeifen auf politische Korrektheit viele – überwiegend

berechtigte – Vorurteile über deutsche Komödien hinweggefegt.

In »Das perfekte Geheimnis«, bei dem wiederum Dagtekin Drehbuchautor und Regisseur war, zeigt M'Barek nun, dass er witzig sein kann, ohne klamaukig zu werden, und verletzt wirken kann, ohne in Larrieanz oder Pathos abzugleiten. Und er ist selbstbewusst genug, in dem kurzweiligen Kammerpiel auch immer wieder anderen die Bühne zu überlassen.

M'Barek spielt heute Figuren, die nicht mehr Cem Öztürk heißen, sondern Caspar Leinen. Die nicht mehr Teenager bespäßen, sondern Naziverbrechen aufklären. Er hat das Kunststück geschafft, ein deutscher Star zu werden, den alle mögen und der nicht spaltet wie ein Til Schweiger.

Er redet gern markig, manchmal etwas großmäulig über die Branche und ihre Sitten, über die »viel zu großen Egos«, über die Gefahr, sich mit einer Entourage zu umgeben, die einem ständig sagt, wie toll man sei. Sich zu lange in dem ganzen »Tumult« aufzuhalten sei nicht gesund.

Er dürfte auch genug Geld verdient haben, um nie wieder arbeiten zu müssen. Dennoch betont er, dass er so gut wie kein Personal beschäftigt, nur eine Frau, die ab und zu bei ihm sauber mache. In Deutschland werde man eben eher erzogen, sich kleinzumachen, bescheiden aufzutreten, das Gegenteil von dem darzustellen, was einen Star ausmacht. »Alles andere ist verpönt. Und gilt als verdächtig.«

Dass der Rummel um seine Person jetzt wieder losgeht, die Interviews mit den immer gleichen Fragen, die Selfies am roten Teppich, das Gekreische der Fans, betrachtet er mit gemischten Gefühlen.

Vielleicht ist es ganz gut, dass »Das perfekte Geheimnis« ein Ensemblefilm ist und sich die Aufmerksamkeit nicht nur auf ihn richtet, sondern auch auf seine Leinwandpartner Jessica Schwarz, Jella Haase oder Wotan Wilke Möhring.

Er erzählt von einem österreichischen Independentfilm, den er in diesem Herbst auf Sardinien drehen wird, die Geschichte eines Paares, das keine Kinder bekommen kann. Da werde es nicht darum gehen, Pointen zu bedienen. Stattdessen »ein bisschen Rock'n'Roll«.

Im Drehbuch gebe es Szenen, erzählt er, in denen laufe jemand einfach nur um den Pool herum und fege etwas zusammen. Manchmal setze sich das Paar gegenüber und sehe sich wortlos an. M'Barek spricht darüber, als werde ein Traum wahr.

Lars-Olav Beier

#### Video

**Trailer von »Das perfekte Geheimnis«**

[spiegel.de/sp442019film](http://spiegel.de/sp442019film)  
oder in der App DER SPIEGEL



Szene aus »Das perfekte Geheimnis«: Digitaler Strip-Poker



© 2019 CONSTANTIN FILM VERLEIH GMBH / LUCIA FARAG

# Gott in Frankreich

**Ausstellungskritik** Der Louvre erklärt den Superstar Leonardo da Vinci zum Erlöser der Malerei.



THIBAUT CAMUS / AP

**Leonardo-Gemälde »La Belle Ferronière«, 1490/97**  
Geheimnisvolle Gelassenheit

Die Queen schickte aus England die Sintflut herüber, was eine nette Geste ist. Die kleine, mit dunklem Stift gezeichnete Vision des Weltuntergangs hängt nun im Louvre, im letzten Raum einer Ausstellung zu Ehren von Leonardo da Vinci.

Bereits seit Monaten war spekuliert worden, was wohl alles aufgeboten werden würde in der größten Leonardo-Schau aller Zeiten – und was nicht. Das Pariser Museum löste mit seinen Bitten um Leihgaben diplomatische und andere Krisen aus. Italien, Geburtsland des Genies, lehnte den Transport einer Verkündigungsszene ab, die Zeichnung des »Vitruvianischen Mannes« wurde sozusagen in letzter Minute von einem Gericht auf die Reise geschickt.

Aufregung herrschte auch wegen eines Ölbilds, auf dem Jesus als Retter der Welt zu sehen ist, als »Salvator Mundi«. 2017 war es für 450 Millionen Dollar versteigert worden, angeblich in einen der Ölstaaten, vielleicht für einen saudischen Prinzen. Der Preis heizte eine für den Käufer unschöne Debatte an: In der Frage, ob Leonardo überhaupt der Urheber des Werkes oder wenigstens einzelner Partien ist, sind die Experten heute mehr denn je zerstritten. Der Louvre wollte es trotzdem in seine Schau integrieren und nahm über eine Mittelperson Kontakt zum Eigentümer auf. Bei einer auch wegen dieser Angelegenheit völlig überfüllten Pressever-

anstaltung am Dienstag und noch bei der Eröffnung am Donnerstag war das Gemälde allerdings nicht da.

Über das kleine Blatt aus der Kollektion der Königin von England dagegen wurde nie groß gesprochen. Dabei wäre die Ausstellung ohne diese Skizze wirklich ärmer: Häuser einer Stadt, miniaturhaft klein, werden von einem apokalyptischen Strudel erdrückt, ertränkt. Dass die Kuratoren diese geflutete Zivilisation als eine Art Schlusspunkt setzen, ist ein starkes Statement. Leonardo starb vor 500 Jahren, aber seine Warnung wirkt im jetzigen Jubiläumsjahr erschreckend aktuell. Fast hat man den Eindruck, schon er habe sich für »Fridays for Future« starkmachen wollen.

Zum Glück geht es nach diesem beunruhigenden Finale doch noch weiter. Wer will, lässt sich in einem Kabinett eine Virtual-Reality-Brille anpassen – und sitzt einer Mona Lisa gegenüber, die ihr Gemälde verlassen hat. Sie bewegt sich, zwinkert gelegentlich. Nach einigen Minuten taucht ein von Leonardo entworfenes Fluggerät auf: In diesem Himmelsboot scheint man über Berggipfel zu gleiten, wie sie der Künstler gern malte. Ihm gelang es ja wie keinem anderen Künstler vor ihm, Menschen, Tiere und Pflanzen lebendig wirken zu lassen. Jede seiner Skizzen, jedes seiner Bilder ist eine Hommage an die Schöpferkraft der Natur, ans Natürliche. Damals, um 1500, müssen seine Darstellungen wie eine neue virtuelle Realität erschienen sein. Noch mehr: Sie dürften ihre Betrachter überwältigt haben.

Werden die Kuratoren diesem Renaissancekünstler aber wirklich gerecht? Reicht eine Jahrhundertausstellung wie die im Louvre für einen Jahrtausendkünstler? Diese Ausnahmegestalt hinterließ andererseits nur wenige Ölgemälde, laut den Fachleuten »etwa 15«, und von denen ist eben nur eine Auswahl zu sehen. Dennoch sind noch nie so viele Werke Leonardo da Vincis, seines Lehrmeisters, seiner Mitarbeiter zusammengeführt worden, alles in allem mehr als hundert.

Seine Zeichnungen veranschaulichen, dass er sich nie wirklich zufriedengab. Auf Papier erprobte er die Wirkung kleinstter Details. Seine Gehilfen trainierten ihre Fähigkeiten, indem sie wiederum seine Gemälde kopierten, seine Entwürfe aufgriffen. Und offensichtlich setzte Leonardo sich irgendwann mit dem Motiv des Erlösers auseinander. Das weiß man, viel mehr aber auch nicht. Seriöserweise steht man dazu.

In der Schau befindet sich sogar eine Version eines »Salvator Mundi«, auch sie wird seiner Werkstatt zugeschrieben, wurde von seinen Leuten geschaffen. Weil es aber nicht die 450-Millionen-Dollar-Variante ist, hielten sich viele Journalisten bei der Vorbesichtigung am Dienstag nicht lange davor auf.

Dass Malergesellen den Stil, sogar die Kompositionen ihrer Meister nachahmten, war üblich. Aber nicht einmal die talentiertesten Schüler konnten mit diesem Lehrer konkurrieren. Man ahnt, welch schwindelerregend hoher Maßstab seine Kunst war.

Genau das will der Louvre festschreiben, nämlich dass Leonardo zuerst und zuletzt ein Maler war. Natürlich wird veranschaulicht, dass er sich ebenso als Wissenschaftler und Erfinder betätigte und auch als solcher seiner Epoche voraus war. Aber alles Forschen diente – das legen die Kuratoren nahe – der Perfektionierung seiner Kunst, dessen, was er zum Ausdruck bringen wollte. Er allein war in der Lage, eine Dame aus dem Umfeld des Mailänder Hofes durch eine geheimnisvolle Gelassenheit zu adeln. Nun wirkt es, als blickte sie über den Trubel im Ausstellungssaal einfach hinweg.

Im Grunde ist er selbst der Salvator, ein Erlöser, er rettete die Malerei. Lange wurde die als ein Handwerk unter vielen betrachtet, er trug wie kein anderer zu ihrer Aufwertung bei. Frankreich, wo er seine letzten Jahre verbrachte, feiert ihn als eine Art Künstlerjesus – und der zu werden war für Leonardo nun einmal harte Arbeit. Ulrike Knöfel

# Sport

Der Kreuzbandriss ist die Verletzung, vor der sich alle Fußballer fürchten. ► S. 131



**Vor 19 Jahren** ging der Bundesligist Borussia Dortmund an die Börse. Für die Anleger des ersten börsennotierten deutschen Sportvereins war das Investment jedoch kein gutes Geschäft – der Wert der Aktie fiel, zeitweise auf unter einen Euro. Erst 2010 erholte sich die BVB-Aktie langsam wieder, bald

könnte sie erstmals den Ausgabewert von elf Euro knacken. Anhaltend sportlicher Erfolg mit regelmäßig hohen Einnahmen aus der Champions League ist der wesentliche Grund für diese Entwicklung. Zuletzt haben besonders die Erlöse aus der Fernsehvermarktung stark zugenommen.

## Magische Momente

### »Duftmarke auf der großen Bühne«

Fußballprofi Robin Gosens, 25, über seine erstaunliche Karriere



**SPIEGEL:** Herr Gosens, am vergangenen Dienstag haben Sie in der Champions League mit Ihrem Klub Atalanta Bergamo bei Manchester City gespielt. Wie war es?

**Gosens:** Es war der beeindruckendste Moment meiner Karriere. Wenn ich daran denke, mit welchen Topstars ich eingelaufen bin und die Champions-League-Hymne gehört habe – das war Gänsehautfeeling.

**SPIEGEL:** Das Spiel begann großartig: Ihr Team ging in Führung, am Ende stand es 5:1 für Manchester.

**Gosens:** Wir konnten uns in einen Rausch spielen, schwebten kurz auf einer Wolke und wurden dann auf den Boden zurückgeholt. Für mich persönlich war es aber ein gelungener Abend. Ich glaube, dass ich eine Duftmarke auf der großen Bühne hinterlassen habe, ohne mich über den grünen Klee loben zu wollen.

**SPIEGEL:** In der italienischen Liga steht Ihr Team auf Platz drei, Sie haben mit

drei Toren und zwei Vorlagen großen Anteil am Erfolg.

**Gosens:** Exakt diese Statistik hatte ich nach der kompletten letzten Saison. Und ja, man kann sagen: in der Liga top, in der Champions League flop. Es sind gemischte Gefühle.

**SPIEGEL:** Dass Sie einmal so weit kommen würden, war nicht abzusehen.



Gosens (r.) im Spiel gegen Manchester City

**Gosens:** Abitur und dann zur Polizei, das war mein Plan. Ich kickte in der A-Jugend beim VfL Rhede, als mich 2012 ein Scout, der eigentlich wegen eines anderen Spielers gekommen war, fragte, ob ich zum Probetraining von Vitesse Arnhem kommen wolle.

**SPIEGEL:** Über niederländische Klubs sind Sie 2017 in die italienische Serie A zu Atalanta Bergamo gelangt. Ist als Nächstes die Bundesliga dran?

**Gosens:** Ich mache kein Geheimnis daraus, dass die Bundesliga mein Ziel und mein Traum ist.

**SPIEGEL:** Sie studieren nebenbei Psychologie. Wieso?

**Gosens:** Weil ich nicht rumsitzen, sondern meine Zeit sinnvoll nutzen will. Und weil mich menschliche Verhaltensweisen interessieren. In meinem Beruf erlebe ich, wie unterschiedlich wir mit Drucksituatiosn umgehen. Anderen in diesem Bereich irgendwann eine Hilfe zu sein kann ich mir gut vorstellen.

**SPIEGEL:** Bundestrainer Joachim Löw braucht Abwehrspieler. Erwarten Sie seinen Anruf?

**Gosens:** Nein, ich weiß, woher ich komme und was für einen Weg ich gegangen bin. Wenn mir jemand vor Jahren gesagt hätte, dass ich gegen Manchester spiele, hätte ich ihm den Vogel gezeigt. MAS

# »Und dann haben wir halt getanzt, einfach so, mit geschlossenen Augen«

**SPIEGEL-Gespräch** NBA-Legende Dirk Nowitzki, 41, blickt sechs Monate nach Karriereende auf 21 Jahre als Basketballprofi zurück: warum Freiheit ihn so erfolgreich gemacht hat, wie er nun sein Leben gestaltet und was ihm bei der Erziehung seiner drei Kinder wichtig ist.

**SPIEGEL:** Herr Nowitzki, wir würden gern mit Ihnen über das Thema Freiheit reden. Sie durften sich als Kind in vielen Sportarten ausprobieren. Inwiefern hat das dazu beigetragen, dass Sie so ein herausragender Basketballer wurden?

**Nowitzki:** Das ist in Amerika gerade eine Riesendiskussion, wann sich die Kids spezialisieren sollen. Ich meine: nicht zu früh! Ich habe zum Beispiel lange Kinderturnen gemacht für die Koordination. Und ab fünf Jahren kam dann Tennis dazu, das war wichtig für die Fußbewegungen, die Hand-Auge-Koordination. Alles, was ich da gelernt habe, war natürlich später im Basketball wertvoll. Im Handball habe ich Durchsetzungsvermögen gelernt. Da wird beim Körperkontakt weniger gepfiffen, da musst du eins gegen eins deinen Gegenspieler nehmen. Also: Lasst die Kinder erst mal alles ausprobieren, spezialisieren können sie sich in den Teenagerjahren.

**SPIEGEL:** So war es auch bei Ihnen. Sie haben erst mit 13 mit Basketball angefangen. Wie kam es dazu?

**Nowitzki:** Meine Schwester und meine Mutter haben Basketball gespielt. Das war für mich ein absoluter Frauensport (*lacht*). Handball dagegen war physisch und aggressiv, das mochte ich. Aber dann habe ich mit Basketball angefangen. Und obwohl ich erst nicht wirklich gut war, hat es mich gefesselt, dass ich jeden Tag etwas Neues lernen konnte. Basketball ist ja so endlos. Und dann bin ich heim und habe ein NBA-Spiel gesehen und gedacht: Wow, das war eine unglaubliche Bewegung, die will ich jetzt auch mal probieren. Und dann habe ich das geübt und gesehen: Es geht weiter, du verbesserst dich. Deshalb war Basketball für mich total interessant.

**SPIEGEL:** Warum ist es nicht Tennis geworden?



Das Gespräch führte die Redakteurin Antje Windmann in Frankfurt am Main.

**Nowitzki:** So jeder für sich, wie beim Tennis, das war nicht mein Ding. Ich bin ein Mannschaftssportler. Siege und Niederlagen mit einer Mannschaft zu durchleben, das war mir immer wichtig. Und Spaß zu haben, auf Auswärtsfahrten »Uno« zu spielen oder weiß der Geier, was.

**SPIEGEL:** Mit 16 haben Sie dann Ihren Trainer und Mentor Holger Geschwindner kennengelernt, der Sie bis zu Ihrem Karriereende begleitet hat. Er hat Ihnen vor allem am Anfang viele Freiheiten gelassen. Wie blicken Sie darauf zurück?

**Nowitzki:** Der Hodge hat einfach einen guten Mittelweg gefunden, damit wir Jungs nicht den Spaß verlieren und abspringen. War das Wetter schön, hat er gefragt: Wollt ihr heute in die Halle oder ins Schwimmbad? Er hat uns auch nur ein paarmal die Woche trainiert. Und wir ha-

ben gesehen: Das bringt was, was der Typ da erzählt (*lacht*). Das ist zwar komisch und abgefahren, aber es macht auch Spaß, und man sieht Resultate.

**SPIEGEL:** Geschwindner hat das Training nicht auf Basketball begrenzt, sondern Mathematik und Musik mit in den Unterricht eingebaut.

**Nowitzki:** Ja, er hatte einfach schon immer einen schrägen Ansatz. Er ist anders als alle anderen Coaches, die ich über 20 Jahre gesehen habe. Er hat immer versucht, es interessant zu halten. Einmal kam ein Freund von ihm, Ernie Butler, mit dem Saxofon in die Halle, und wir dachten, der spielt jetzt ein bisschen, und dann trainieren wir. Doch da sagt der Hodge: Jetzt tanzt mal zu dem Saxofonspiel. Und wir so: nee, ehrlich jetzt? Da hatte er mal wieder in einem Buch gelesen, dass mithilfe

von Musik das Gehirn besser und schneller lernt. Und dann haben wir halt getanzt, einfach so, mit geschlossenen Augen. Du denkst dann gar nicht mehr an die Bewegung, sondern lässt dich einfach tragen vom Rhythmus. Das war spielerisch, hilft aber, wenn der Gegner etwas Unerwartetes macht und man mit einer ungeplanten Bewegung reagieren muss.

**SPIEGEL:** Sie spielen auch Saxofon. Hat Sie diese Nummer dazu inspiriert?

**Nowitzki:** Ja, ich bin über Ernie dazu gekommen. Ich habe gespielt, bis mir bei einem Sommertraining zwei Schneidezähne eingeschlagen wurden. Um die Zähne zu sichern, haben sie mir von hinten eine Schiene darangebaut. Danach konnte ich das Mundstück nicht mehr richtig anlegen. Ich dachte, wenn das okay ist, fange ich wieder an, aber da hatte ich dann schon mit Gitarre begonnen. Mein Schwager hatte mir ein paar Songs beigebracht, dazu habe ich ein bisschen gesungen.

**SPIEGEL:** Mathematik oder Musik – was davon hat Ihnen im Basketball am meisten geholfen?

**Nowitzki:** Wir haben immer viel darüber philosophiert, wie ich Druck standhalte. Druck, den ich mir selber mache, Druck, der von außen kommt. Und in diesen Situationen trotzdem Leistung zu bringen. Wir haben viele unterschiedliche Ansätze ausprobiert, Hodge hat mir Bücher hingelegt. Aber es war klar, ich muss da meinen eigenen Weg finden, und das war über die Musik. In den Play-offs habe ich angefangen, bei wichtigen Freiwürfen zu singen, um nicht im Moment zu erstarren, festzufrrieren, sondern locker zu bleiben, nicht an das große Ganze und die Würfe zu denken, die ich gerade vergeigt hatte, sondern nur an den nächsten Wurf.

**SPIEGEL:** Das Lied war damals »Mr. Jones« von den Counting Crows.

**Nowitzki:** Ja, und ich weiß gar nicht, warum. Auf alle Fälle haben wir San Antonio in dem Jahr in sieben Spielen geschlagen. Den großen Bruder, der sonst auf uns draufgehauen hat. Da haben sie mich alle gefragt, was ich mache, wie ich in Drucksituationen so locker bleibe. Und dann habe ich erzählt, ich singe so ein Liedchen. Die Amerikaner wussten, dass David Hasselhoff damals in Deutschland sehr bekannt war. Und dann hat einer gesagt: Du singst David Hasselhoff, oder? Und dann habe ich gesagt: genau, »Looking for Freedom«. Was natürlich nicht stimmte, sondern nur ein Gag war.

**SPIEGEL:** Was für ein Imageschaden. Und dann auch noch selbst kreiert.

**Nowitzki:** Der Witz ging ja noch weiter. Daraufhin kam David Hasselhoff in der nächsten Runde zu uns. Und als wir in

FRANK ZAURITZ

#### Sportidol Nowitzki

Auf Auswärtsfahrten »Uno« gespielt

Miami in dem Jahr die Finals gespielt haben, saßen die Miami-Fans beim Freiwurf mit David Hasselhoff-Gesichtern aus Pappe da und haben versucht, mich aus dem Konzept zu bringen.

**SPIEGEL:** Um den Kopf freizubekommen, haben Sie auch mit dem Mentaltrainer Ihres Teams gearbeitet?

**Nowitzki:** Mit Don Kalkstein, ja, das ist ein super netter Kerl. Der ist für alles ansprechbar gewesen und hatte Schweigepflicht gegenüber dem Coach. Wenn ich mal zu ihm bin und gesagt habe, puh, mit den Kids zu Hause ist es gerade anstrengend, da ist der nicht gleich zum Coach und hat gesagt: Ich weiß, warum der Dirk nicht gut spielt. Der hatte immer ein gutes Feeling. Wenn ich mal zwei, drei schlechte Spiele hatte, hat er einfach gefragt, ob wir mal essen gehen wollen.

**SPIEGEL:** Wie haben Sie versucht, vor Spielbeginn den Kopf freizukriegen, damit Sie sich drauf fokussieren können?

**Nowitzki:** Die Erfahrung hilft. In der Routine zu sein, das zu tun, was man kann und liebt.

Eine meiner besten Play-off-Serien war die, als der ganze Tumult in meinem Privatleben war (*Nowitzkis damalige Verlobte hatte sich als Betrügerin entpuppt, die mehrere Namen trug und mit Haftbefehlen gesucht wurde* – Red.). Da war ich alles andere als frei im Kopf. Jede Sekunde vor dem Spiel und jede Sekunde danach habe ich daran gedacht. Und trotzdem habe ich es verstanden, mich voll zu fokussieren. Zwei Stunden auf dem Spielfeld nicht daran zu denken, das war für mich in dem Moment Freiheit.

**SPIEGEL:** In Ihrer Biografie »The Great Nowitzki« heißt es, Sie hätten immer versucht, sich Freiräume zu schaffen.

**Nowitzki:** Wir haben das immer Freiheitsgrade genannt. Es ging darum, zum Beispiel Interviews und Werbeauftritte in ein paar Tage zu bündeln, die dann vollgepackt waren, aber danach war auch wieder ein paar Wochen Ruhe, damit ich mich aufs Training konzentrieren oder in den Urlaub fahren konnte.

**SPIEGEL:** Wie viel Freiheit hat Ihnen der Alltag als Basketballprofi gelassen?

**Nowitzki:** Nicht so viel. Aber ich hätte es nicht so lange gemacht, wenn mir das keinen Spaß gemacht hätte. Klar, vor allem am Schluss, als mir alles mehr wehgetan hat, da musste ich mich schon antreiben. Aber so zwischen 20 und 30, da wollte ich selbst bei gefühlten 38 Grad in der Halle drei, vier Stunden trainieren. Da habe ich nur geölt, mich weiter verbessert, auf die



MATTHIAS ZIEGLER

#### Mentor Geschwindner, NBA-Profi Nowitzki 2004

»Wollt ihr heute in die Halle oder ins Schwimmbad?«

großen Turniere, die EM, WM, die Olympischen Spiele vorbereitet. Das war für mich Freiheit. Das war genau das, was ich wollte.

**SPIEGEL:** Wie sieht Ihr Alltag nun aus?

**Nowitzki:** Ich genieße es gerade, mal Zeit für meine Familie zu haben. Die Kids stehen im Vordergrund. Wenn sie in der Früh alle im Kindergarten sind, gehe ich meist rüber ins Büro meiner Stiftung. Neulich hatten wir zum Beispiel ein Tennisevent, ein Turnier, das wir in vier Wochen organisiert haben. Da war ich in jedem Meeting dabei. Das hat mir total Spaß gemacht. Früher habe ich immer gesagt, ich muss trainieren.

**SPIEGEL:** Diese Ausrede entfällt jetzt.

**Nowitzki:** Damit komme ich auch zu Hause bei meiner Frau und meinen Kindern nicht mehr weiter.

**SPIEGEL:** Sie haben drei Kinder im Alter von sechs, vier und zwei Jahren. Was wollen Sie denen vermitteln?

**Nowitzki:** Meine Eltern sind da ein super Vorbild. Sie hatten eine gute Mischung aus Strenge und Spaß. Ich konnte mit meinem Vater jeden Blödsinn machen, aber wenn

»Ein Basketballfeld werde ich nie mehr hoch- und runterrennen. Die Zeiten sind vorbei.«

er gesagt hat, jetzt langt es, jetzt machen wir das, dann war das so. Mal schauen, ob wir das hinkriegen.

**SPIEGEL:** Und darüber hinaus?

**Nowitzki:** Jetzt gerade sind wir mit ihnen zwei Monate durch Europa gereist. Wir wollen ihnen noch viel ermöglichen, bevor die Schule losgeht. Wir wollen sie bei allem unterstützen, auch sportlich. Sie können gerne alles ausprobieren, nur bei American Football würde ich sagen: Das machen wir jetzt nicht. Zu allem anderen fahre ich sie hin.

**SPIEGEL:** Wie es scheint, haben Sie den Übergang ins Rentenalter perfekt gemeistert. Sind Sie wirklich noch nie in ein Loch gefallen?

**Nowitzki:** Damit hatte ich eigentlich direkt nach meinem Karriereende gerechnet. Aber es war echt viel los. Ich bin viel geehrt worden von unterschiedlichen Organisationen, dann war ich in China bei der Basketball-WM. All das wird aber natürlich ruhiger werden. In zwei, drei Jahren wird keiner mehr sagen: Komm, jetzt laden wir den Dirk noch mal ein.

**SPIEGEL:** Wie oft hatten Sie seit Ihrem letzten Spiel noch einen Basketball in der Hand?

**Nowitzki:** Ich glaube, einmal. Ich hatte im Sommer für einen Sponsor ein Fotoshooting. Sie wollten, dass ich Basketball spiele, drei gegen drei, mit 20-Jährigen! Die habe ich angeguckt und gesagt: vergesst es. Erstens hatte ich mir ordentlich was angegessen und zweitens monatlang keinen Ball in der Hand. Das letzte Jahr war echt schwer mit den Schmerzen im Fuß, da hab ich echt damit abgehakt.

**SPIEGEL:** Sie hatten eine Knöchelverletzung. Wie akut sind die Schmerzen noch?

**Nowitzki:** Ich habe Arthrose in dem Fuß. Deshalb kann ich auch nicht so aktiv sein, wie ich mir das vorgestellt hatte. Das macht mir ein bisschen Sorgen.

**SPIEGEL:** Kann man da was machen?

**Nowitzki:** Ich höre mich gerade um, was ich für Optionen habe, werde aber nichts schnell entscheiden. In der Zwischenzeit versuche ich mithilfe von regelmäßigen Behandlungen, dass ich das Leben genießen, wandern, Ski fahren, Tennis spielen kann. Ein Basketballfeld werde ich nie mehr hoch- und runterrennen. Die Zeiten sind vorbei. Und das will ich auch gar nicht mehr. Ich bin über Basketball hinweg.

**SPIEGEL:** Herr Nowitzki, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

# Schwache Stelle

**Fußball** Schon wieder hat es einen Nationalspieler erwischt. Die Kreuzbänder sind genial und für Profis neuralgisch.

**E**s ist eine dieser kurzen, schnellen Bewegungen, wie sie Niklas Süle Hunderte Male in einem Spiel ausführt.

Am vergangenen Samstag läuft der Innenverteidiger des FC Bayern München in der neunten Minute einem weit geschlagenen Ball des FC Augsburg hinterher, ein Zweikampf bringt den 1,95 Meter großen Nationalspieler ins Wanken. Süle stoppt ab, dabei stürzt er und fasst sich gleich unter Schmerzen an sein linkes Knie.

Später verlässt er auf Krücken das Augsburger Stadion. Kreuzbandriss. Schon am nächsten Abend liegt er auf dem Operationstisch von Christian Fink, der Chirurg aus Innsbruck gilt in Sportlerkreisen derzeit als der Mann mit den goldenen Händen.

Der Kreuzbandriss ist die Verletzung, vor der sich alle Fußballer fürchten. Sie heilt nur langsam, zwingt die Sportler zu monatelangen Pausen. Die gesetzliche Unfallversicherung VBG ermittelte in den höchsten deutschen Ligen des Basketballs, Eishockeys, Fußballs und Handballs eine durchschnittliche Ausfallzeit von rund achtseinhalb Monaten. Laut VBG machen Risse des vorderen Kreuzbands zwar nur 0,5 Prozent aller Verletzungen aus, sie sorgen aber für bis zu 20 Prozent aller Ausfallzeiten.

Süle bremst die Verletzung nach 2014 nun schon zum zweiten Mal aus. Und sie zwingt Bundestrainer Joachim Löw, seine Planungen für die Europameisterschaft im kommenden Jahr zu überdenken. Auch für Leroy Sané wird die Zeit knapp, die Hoffnung im Sturm hat bei einem ebenfalls harmlosen Zweikampf im August die gleiche Verletzung erlitten.

Jedes Jahr reißen in Deutschland rund 80 000 Kreuzbänder, eine Ruptur durchschnittlich alle sechseinhalb Minuten. Weltweit erwischen es jährlich etwa eine Million Menschen, oft sind es Freizeitsportler.

Das Knie ist anatomisch genial. Das große, stark belastete Gelenk wird in seinen Bewegungen durch Bänder geführt. Das vordere und hintere Kreuzband sorgen, zusammen mit den Seitenbändern, bei Rotationsbewegungen für Stabilität. Sie verbinden den Oberschenkel mit dem Schien-

bein und überkreuzen sich. Bei schnellen Richtungsänderungen werden sie enorm beansprucht.

Die Dynamik im modernen Spitzensport kann das Gelenk leicht überfordern. Der Kniestandard Christian Fink operiert im Jahr zwischen 150 und 200 Kreuzbandrisse, er behandelte viele Wintersportler, darunter Stars wie Felix Neureuther oder Lindsey Vonn. Auch Sané und die Bayern-Spieler Corentin Toliso und Lucas Hernández lagen auf seinem Operationstisch.

Fink sagt, dass die Zeit bis zur Rückkehr in den Spitzensport immer weiter abnehme. Das liegt für ihn in erster Linie am wachsenden Leistungsdruck. Ärzte wie Fink stehen dabei im Konflikt zwischen dem Wohl des Sportlers und den Vereins-

3,5 Zentimeter langen Ligamenta cruciata genen können gerissen sein.

Durch gezieltes Training könnten Kreuzbandrisse um 51 Prozent reduziert werden, sagt die Deutsche Kniegesellschaft. Doch die zunehmende Belastung – rund 60 Spiele pro Saison sind im Spitzfußball möglich – vergrößert das Verletzungsrisiko. Fink warnt im Spitzensport vor »körperlicher und geistiger Ermüdung«. Die Wahrscheinlichkeit, sich wieder am selben Band zu verletzen, ist gerade bei 20- bis 25-Jährigen hoch. Süle ist 24.

Dass der Innenverteidiger eine Operation benötigte, war schnell klar. »Ein Radfahrer kann auch ohne Kreuzband die Tour de France gewinnen«, sagt Fink. Wer jedoch zu »Stop and Go«-Sportarten wie Fußball zurückkehren möchte, solle nicht



**Verletzter Süle am vergangenen Samstag:** »Wer es einmal schafft, schafft es wieder«

interessen. »Wenn man als Arzt im Spitzensport tätig ist, muss man bereit sein, Kompromisse zu machen«, sagt er.

Zwar sind die Zeiten längst vorbei, als ein Kreuzbandriss das Karriereende bedeutete. Je nach Sportart kehren 60 bis 80 Prozent der Athleten laut Fink nach einem Kreuzbandriss wieder zu ihrem vorherigen Niveau zurück. Aber die Dauer des Ausfalls variiert, Zusatzverletzungen, beispielsweise am Meniskus, beeinträchtigen den Verlauf der Rehabilitation erheblich.

Der FC Bayern München tut alles für seine hoch bezahlten Angestellten: Vier Ärzte, sechs Physiotherapeuten, drei Fitness- und Rehatrainer arbeiten für das Bundesliga-Team. Sie versuchen, Verletzungen vorzubeugen. Aber gerade die schlimmste ist schwer zu verhindern – ein harmloser Rempler, ein Hängenbleiben im Rasen, eine unglückliche Drehung, und die rund

konservativ behandelt werden. Sehr häufig komme es zu Folgeschäden, wenn das Knie zu instabil bleibe.

Fink entnimmt seinen Patienten häufig einen Teil der Sehne des Oberschenkelmuskels und setzt ihn als neues Kreuzband ein, wobei die Operationstechniken ständig weiterentwickelt werden, um eine noch bessere Anpassung an die Anatomie zu gewährleisten. Aber: »Besser als die Natur wird es nie werden«, sagt der Chirurg.

Je mehr Operationen am selben Knie vorgenommen werden, desto mehr Zeit nimmt die Reha in Anspruch. »Wer es einmal schafft, schafft es jedes Mal wieder«, machte Süle auf Instagram seinen Fans und Joachim Löw Mut. Nach seinem ersten Kreuzbandriss war er 211 Tage ausgefallen. In genau 230 Tagen beginnt die Europameisterschaft. Markus Sutera

JENS NIERING

# DER SPIEGEL

Ericusspitze 1, 20457 Hamburg, Telefon 040 3007-0 · Fax -2246 (Verlag), -2247 (Redaktion) · Mail spiegel@spiegel.de

## Impressum

**HERAUSGEBER** Rudolf Augstein (1923–2002)

**CHEFREDAKTION** Steffen Klusmann (V.i.S.d.P.), Dr. Barbara Hans, Clemens Höges

**BLATTMÄCHER** Thorsten Dörting, Julianne von Mittelstaedt, Oliver Trenkamp

**NACHRICHTENCHEF** Stefan Weigel

**MANAGING EDITOR** Susanne Amann, Birger Menke, Jörn Sicher

**CREATIVE DIRECTOR** Judith Mohr, Nils Küppers (stellv.)

**CHEF VOM DIENST Print:** Anke Jensen, Thomas Schäfer, Gesine Block (stellv.)

**Online:** Patricia Dreyer, Anselm Waldermann;

Melanie Ahlemeier, Lisa Erdmann, Björn Hengst, Olaf Kanter, Nicolai Kwasniewski, Kristina Läsker, Jonas Leppin, Florian Merkel, Janko Tietz

**REDAKTIONELLE ENTWICKLUNG** Matthias Streit; Christina Elmer, Friederike Freiburg, Christian Goedecke, Ole Reißmann, Dr. Susanne Weingarten

**SPIEGEL+** Jule Lutteroth, Alexander Neubacher

**REPORTER** Ullrich Fichtner

**HAUPTSTADTBÜRO** Dirk Kurbjuweit

**Leitung:** Dr. Melanie Amann, Sebastian Fischer, Martin Knobbe, Philipp Wittrock, Wolf Wiedemann-Schmidt (Teamleitung Innere Sicherheit); **Redaktion:** Nicola Abé, Maik Baumgärtner, Florian Gathmann, Kevin Hagen, Julia Amalia Hever, Valerie Höhne, Veit Medick, Marius Mestermann, Ann-Katrin Müller, Ralf Neukirch, Anna Reimann, Sven Röbel, Christoph Schult, Christian Teves, Severin Weiland, **Autoren:**, Reporter: Susanne Beyer, Markus Feldenkirchen, Matthias Gebauer, Konstantin von Hammerstein, Christoph Hickmann, Christiane Hoffmann

**Politik Hamburg:** Benjamin Schatz (Nachrichtenchef); Milena Hassenkamp, Max Holscher, Alwin Schröder

**DEUTSCHLAND/PANORAMA** Leitung: Jörg Diehl, Cordula Meyer, Hendrik Ternieden, Dr. Markus Verbeet, Simona Salden (stellv.). **Redaktion:** Laura Backes, Birte Bredow, Annette Bruhns, Katrin Elger, Sarah Heidi Engel, Silke Fokken, Michael Fröhlingdorf, Hubert Gude, Armin Himmelholtz, Charlotte Klein, Annette Langer, Gunther Latsch, Roman Leherberger, Timo Lehmann, Benjamin Maack, Peter Maxwell, Miriam Olbrisch, Christopher Piltz, Alexander Preker, Ansar Siemens, Andreas Ulrich, Jens Witte, Michael Walzinger, Jean-Pierre Ziegler, **Autoren:**, Reporter: Jürgen Trütter, Beate Lakotta, Katja Thimm, Alfred Weinzierl, Dr. Klaus Wiegreffe

Berlin: Sven Becker, Andrean Wassermann, **Autor:** Stefan Berg

**WIRTSCHAFT/NETZWERK** Leitung: Markus Brauck, Yasmin El-Shafri, Judith Horchert (Netzwerk), Isabell Hülsen, Stefan Kaiser (stellv.). **Redaktion:** Andreas Albert, Benjamin Bäder, Markus Böhm, Florian Diekmann, Kristina Gürke, Simon Hage, Henning Jäuerling, Alexander Jung, Dr. Matthias Kaufmann, Nils Klawitter, Matthias Kremp (Teamleitung Netzwerk), Alexander Kühn, Maria Marquart, Martin U. Möller, Sonja Peteranderl, Anton Rainer, Jörg Schmitt, Stefan Schulz, Robin Wille, **Autoren:**, Reporter: Armin Mahler, Michaela Schießl

Berlin: Christian Reiermann (Teamleitung); Patrick Beuth, Markus Dettmer, Michael Kröger, Cornelia Schmergal, Anna Seith, Gerald Traufetter, **Autoren:** David Böcking, Marcel Rosenbach, Michael Sauga

**AUSLAND** Leitung: Mathieu von Rohr, Britta Kollenbroich (stellv.), Dr. Dominik Peters (stellv.), Maximilian Popp (stellv.), Christoph Scheuermann (stellv.). **Redaktion:** Anna Backhaus, Fiona Ehlers, Georg Fahrion, Lena Greiner (Teamleitung Globale Gesellschaft), Katharina Kuntz, Stefan Lüdke, Katharina Graca Peters, Jan Pühl, Dr. Isabella Reichert, Alexandra Röjkov, Raoul Salloum, Anna-Sophie Schneider, Samira Shafy, Vanessa Steinmetz, Maria Stöhr, Raphael Theil, Christopf Titz, Helene Zubel, **Autoren:**, Reporter: Marian Blasberg, Susanne Koebel, Dietmar Pieper, Christoph Reuter, Berlin: Aleksandar Sarovic, Christoph Sydow

**WISSENSCHAFT UND TECHNIK** Leitung: Rafaela von Bredow, Michael Hengstberg, Olaf Stampf, Kurt Stukenberg (stellv.). **Redaktion:** Dr. Philip Beuthe, Manfred Dworschak, Marco Evers, Christian Frahm, Jörg Grönle, Dr. Veronika Hackenbroch, Guido Kleinheinz, Julia Koch, Julia Köberle, Kerstin Kullmann, Julia Merlot, Emil Neffeler, Jörg Römer, Hilmar Schmidtmann, Christoph Seiler, Nils-Viktor Sorge (Teamleitung Mobilität), Frank Thadeusz, Christian Wüst, **Autoren:** Jörg Blech

**KULTUR** Leitung: Sebastian Hammelbeck, Eva Thöne, Felix Bayer (stellv.), Tobias Rapp (stellv.). **Redaktion:** Tobias Becker, Lars-Olav Beier, Christian Buis, Ulrike Knöfel, Carola Padberg, Hannah Pilarczyk, Katharina Stegelmann, Claudia Voigt, Martin Wolf, Takis Würger, **Autoren:**, Reporter: Andreas Borholte, Dr. Martin Doerry, Lothar Gorris, Wolfgang Höbel, Enrico Ippolito, Dr. Nils Minkmar, Elke Schmitter, Volker Weidermann

**GESELLSCHAFT** Leitung: Özlem Gezer, Hauke Goos (stellv.), Redaktion: Maik Großkatherer, Barbara Hardingsburg, Felix Hutt, Timofey Neshitov, Dialika Neufeld, Jonathan Stock, **Autoren:**, Reporter: Uwe Buse, Marc Hujer, Alexander Smolcicky, Barbara Supp

**SPORT** Leitung: Udo Ludwig, Daniel Raecke, Lukas Rille (stellv.). **Redaktion:** Peter Ahrens, Jan Göbel, Benjamin Knaack, Marcus Krämer, Jörn Meyn, Daniel Montazeri, Thilo Neumann, Gerhard Pfeil, Antje Windmann, Christoph Winterbach

**INVESTIGATION** Rafael Buschmann, Philipp Seibt, Dokumentation: Nicola Naber

Koordination SPIEGEL TV: Thomas Heise

**MEINUNG UND DEBATTE** Lothar Gorris, Stefan Kuzmany

**LEBEN** Leitung: Anke Dürr, Frauke Lippe-Narberhausen.

**Redaktion:** Irene Berger, Antje Blinda (Teamleitung Reise), Markus Degericher, Lisa Duhm, Detlef Haecke, Kristin Haug, Maren Keller, Heike Klovert, Nike Laurenz, Dr. Heike Le Ker, Eva Lehnen, Philipp Löwe, Bettina Musall, Sandra Schulz, Julia Stanek, Verena Töpper, Nina Weber. **Autoren:** Marianne Wehlershoff

**GESCHICHTE** Leitung: Jochen Leffers, Dr. Eva-Maria Schnur. **Redaktion:** Solveig Grothe, Christoph Gunkel, Dr. Katja Iken, Uwe Klüschnig, Dr. Danny Krüging, Joachim Mohr, Frank Patalong, Dr. Johannes Saltzwedel

**DEIN SPIEGEL** Leitung: Bettina Stiebel, Kathrin Breer (stellv.). **Redaktion:** Antonia Bauer, Claudia Becksche, Alexandra Schulz, Marco Wedig

**SCHLÜSSERAKTION** Christian Albrecht, Gartred Alfeis, Regine Brandt, Lutz Diederichs,

Ursula Junger, Bärte Kaiser, Dörte Karsten, Sylke Kruse, Katharina Lüken, Stefan Moos, Sandra Pietsch, Fred Schlotterbeck, Sebastian Schulin, Sandra Waegle

**PRODUKTION** Petra Thormann, Reinhard Wilmus;

Kathrin Beyer (stellv.), **Redaktion:** Sonja Friedmann, Linda Grimmemeck, Petra Gronau, Ursula Overbeck, Britta Romberg, Martina Treumann, Rebecca von Hoff, Katrin Zabel

**BILDREDAKTION** Leitung: Michaela Herold, Martin Trilk, Claudia Jeczawit (stellv.), Mareile Mack (stellv.); Claudia Apel, Tinka Dietz, Sabine Dörtl, Torsten Feldstein, Philine Gebhardt, Thorsten Gerke, Christina Gransow, Andrea Huss, Ines Kaffka, Rosa Kaiser, Petri Konopka, Matthias Krug, Theresa Lettner, Nasser Manouchehri, Parvin Nazemi, Peer Peters, Jens Ressing, Oliver Schmitt, Ireneus Schubial, Erki Seemann, Maxim Sergienko, Anke Wellnitz, Mascha Zuder

**SPIEGELEN** Foto USA: Susan Wirth, Tel. +1 917 3998184

**LAYOUT** Leitung: Jens Kuppi, Reinhilde Wurst;

Michael Abke, Lynn Dohrmann, Claudia Franke, Bettina Fuhrmann, Ralf Geilhufe, Kristian Heuer, Elsa Hundertmark, Louise Jessen, Annika Loebel, Leon Lohschütz, Barbara Rödiger

**TITELBLAD** Teamleitung: Katja Kollmann, Johannes Unseth; Suze Barret, Iris Kuhmann

**INFOGRAFIK** Corinna Baumermann, Ferdinand Kuchlmayr; Ludger Bollen, Thomas Hammer, Max Heber, Anna-Lena Kornfeld, Gernot Matzke, Corinna Plauter; Michael Walter

**INTERACTIVE** Teamleitung: Han Sayami; Guido Grigat, Frank Kalinowski, Chris Kurt, Aida Marquez Gonzales, Michael Niestedt, Dadow Ohndah

**DESIGN/UX** Teamleitung: Alexander Trempler; Katja Braun, Anna von Howe

**MULTIMEDIA** Dr. Jens Radu, Olaf Heuser (stellv.); Alexander Epp, Birgit Großkatherer, Roman Höfner, Marco Kasang, Elisabeth Korb, Bernhard Riedmann

**KORREKTORAT** Sebastian Hofer

**TEXTPRODUCING** Leitung: Helke Grudras, Stefan Schütz; Christian Brüggemeier, Angela Ölscher, Gesche Sager, Katharina Seebacher, Holger Uhlig, Valérie Wagner

**DATENJOURNALISMUS** Leitung: Marcel Pauly; Holger Dambeck, Patrick Stotz, Achim Tack

**SOCIAL MEDIA UND LESENTERIALOG** Leitung: Ayla Mayer. **Redaktion:** Kai Bonte (Forum), Veronique Brüggemann, Dennis Deuerlein, Ariane Fries, Eva Horn, Lina Moreno, Johanna Röhr, Mara Veigel

**SEO** Leitung: Maximilian Rau, Bastian Middasch, Charlene Optenstein, Insa Winter

**SNAPCHAT** Leitung: Christian Neef, Angela Gruber (stellv.). **Redaktion:** Sarah Angerstein, Sebastian Bremer, Fabian Domeyer, Petra Maier, Jonathan Miske

**BENTO** Leitung: Viktoria Bolmer, Julia Rieke, Franziska Bulban (Teamleitung), Helene Flachsenberg (Teamleitung), Katharina Höller (Teamleitung).

Korinna Kurze, Sebastian Maas, Jan Peter, Marc Röhl, Carolina Torres, Thembili Wolf, Hanna Zobel.

**VIDEO** Leitung: Frauke Böger, Anne Martin (stellv.). **Redaktion:** Benjamin Braden, Sven Christian (Leitung Technik), Janita Hamalainen, Martin Jäschke, Heike Janssen, Carolin Katschak, Eckhard Klein, Fabian Pieper, Thies Schmack, Charlotte Schönberger, Leonie Voss, Katharina Zingrale

**CHEF VOM DIENST BEWEGTBILD** Bernd Czaya, Dirk Schulze, Martin Sümening

**AUDIO** Leitung: Sandra Sperber, Yasemin Yüksel. **Redaktion:** Leine Kafka, Matthias Kirsch, Christina Pohl, Sabine Schaper, Sebastian Spallek

## REDAKTIONSVERTRETUNGEN DEUTSCHLAND

**BERLIN** Alexander Fuer, 5, 10117 Berlin; Deutsche Politik, Wirtschaft Tel. 030 886688-100; Deutschland, Wissenschaft, Kultur, Gesellschaft Tel. 030 886688-200

**DRESDEN** Steffen Winter, Wallgäischen 4, 01097 Dresden, Tel. 0351 26260-0

**DÜSSELDORF** Frank Dohmen, Lukas Eberle, Fidibus Schmidt, Jägerhofstraße 19-20, 40479 Düsseldorf, Tel. 0211 86679-01

**FRANKFURT AM MAIN** Matthias Bartsch, Tim Bartz, Dr. Felix Bohr, An der Welle 5, 60322 Frankfurt am Main, Tel. 069 9712680

**KARLSRUHE** Dietmar Hipp, Waldstraße 36, 76133 Karlsruhe, Tel. 0721 22737

**MÜNCHEN** Anna Claus, Dinah Deckstein, Jan Friedmann, Martin Hesse, Thomas Schulz, Rosenthal 10, 80331 München, Tel. 089 4545950

## REDAKTIONSVERTRETUNGEN AUSLAND

**BANGALORE** Laura Höflinger, laura.hoeflinger@spiegel.de

**BOSTON** Martin Schlak, Tel. +1 929 2172432

**BRÜSSEL** Peter Müller (Büroleitung), Markus Becker, Rue Le Titien 28, 1000 Brüssel, Tel. +32 23 206108, rv\_bruessel@spiegel.de

**KAPSTADT** Bartholomäus Grill, Tel. +27 21 4261191

**LONDON** Jörg Schindler, Tel. +44 203 418010

**MEXIKO-STADT** Jens Glüsing, Tel. +52 55 6303526

**MOSKAU** Christian Esch, Christina Hebel, Glasowkskij Pereulok Haus 7, Office 6, 119002 Moskau, Tel. +7 495 22849-61

**NEW YORK** Philipp Oehmke, Marc Pitzke, 233 Broadway, Suite 1460, New York, NY 10279, Tel. +1 212 2271583, rv.newyork@spiegel.de

**PARIS** Britta Sandberg, 137 Rue Vieille du Temple, 75003 Paris, Tel. +33 1 58625120

**PEKING** Georg Fahrion, Bernhard Zandl, Tel. +86 10 65323541

**ROM** Frank Hornig, Largo Chigi 9, 00187 Rom, Tel. +39 06 6797522

**SAN FRANCISCO** Guido Minges, Tel. +1 212 2217583, rv.newyork@spiegel.de

**SYDNEY** Johanna Korge, Anna-Lena Roth

**TEL AVIV** Alexander Osang, Tel. +972 3 6835339

**WARSHAU** Tel. +48 22 6179295

**WASHINGTON** Roland Nelles, René Pfister, 1202 National Press Building, Washington, D.C. 20045, Tel. +1 202 3475222

**WIEN** Hasnain Kazim, hasnain.kazim@spiegel.de, Walter Mayr, walter.mayr@spiegel.de

**STÄNDIGE FREIE AUTOREN** Georg Blume, Arno Frank, Giorgios Christides, Jochen-Martin Gutsch, Dr. Claus Hecking, Juan Moreno, Wiebke Ramm, Anja Rützel, Fritsch Schapke

**DOKUMENTATION** Leitung: Cordelia Freiwald (stellv.), Kurt Jansson (stellv.), Peter Wahle (stellv.); Zahra Akhang, Dr. Susmita Arp, Viola Broecker, Dr. Heike Buschke, Almut Cieschinger, Johannes Eltzschig, Klaus Falkenberg, Catrin Fandja, Thorsten Happe, Susanne Heitker, Carsten Hellberg, Stephan Hoffmann, Bertolt Hunger, Stefanie Jockers, Michael Jürgens, Tobias Kaiser, Renate Kemper-Gussek, Ulrich Klötzter, Ines Köster, Mara Kováč, Mara Küpper, Peter Lakemeyer, Dr. Walter Lehmann-Wiesner, Rainer Lübbert, Sonja Maas, Nadine Markwaldt, Dr. Andreas Meyhoff, Gerhard Minich, Cornelia Moormann, Tobias Mulot, Claudia Niesen, Sandra Öfner, Dr. Vasilios Papadopoulos, Ulrike Preuß, Axel Rentsch, Thomas Riedel, Andrea Sauerbier, Maximilian Schäfer, Marko Sharlow, Mirjam Schlossarek, Dr. Regine Schlüter-Ahrens, Mario Schmidt, Andrea Schumann-Eckert, Ulla Siegenthaler, Meike Staff, Rainer Staudhammer, Tuiski Steinhoff, Dr. Claudia Stöde, Rainer Szimmo, Dr. Marc Theodor, Andrea Thöll, Nini Ulrich, Peter Wetter, Holger Wilkop, Karl-Henning Windelband, Anika Zeller, Malte Zeller

**NACHRICHTENDIENSTE** AFP, AP, dpa, Los Angeles Times / Washington Post, New York Times, Reuters, sid

**SPIEGEL-VERLAG RUDOLF AUGSTEIN GMBH & CO. KG**

Anzeigen: André Pätzold

Gültige Anzeigenpreliste Nr. 73 vom 1. Januar 2019

Mediaunterlagen und Tarife: www.spiegel.media

Vertrieb: Christoph Hauschild

Herstellung: Silke Kassuba

**GESCHÄFTSFÜHRUNG** Thomas Hass

Druck: Stark Druck, Pforzheim  
Papier: FSC® FSC® 008208

GESCHÄFTSFÜHRUNG Thomas Hass

**INTERNET** www.spiegel.de

**TWITTER** @derspiegel

**FACEBOOK** facebook.com/derspiegel

## Service

### Leserbriefe

SPIEGEL-Verlag, Ericusspitze 1, 20457 Hamburg

www.spiegel.de/leserbriefe, Fax: 040 3007-2966

Mail: leserbriefe@spiegel.de

Vorschläge für die Rubrik »Hohlspiegel« nehmen wir auch gern per Mail entgegen: hohlspiegel@spiegel.de

### Hinweise für Informanten

Falls Sie dem SPIEGEL vertrauliche Dokumente und Informationen zukommen lassen wollen, stehen Ihnen folgende Wege zur Verfügung:

Post: DER SPIEGEL, c/o Investigativ, Ericusspitze 1, 20457 Hamburg

Telefon: 040 3007-0, Stichwort »Investigativ«

Mail (Kontakt über Website): www.spiegel.de/investigativ

Unter dieser Adresse finden Sie auch eine Anleitung, wie Sie Ihre Informationen oder Dokumente durch eine PGP-Verschlüsselung geschützt an uns richten können.

Der dazugehörige Fingerprint lautet:

677 6456 98CE 38EF 21DE AAAA AD69 75A1 27FF 8ADC

### Redaktioneller Leserservice

Telefon: 040 3007-3540 Fax: 040 3007-2966

Mail: leserservice@spiegel.de

### Nachdruckrechte / Lizenzen für Texte, Fotos, Grafiken

Nachdruck und Speicherung in digitalen Medien nur mit schriftlicher Genehmigung des Verlags.

Für Deutschland, Österreich, Schweiz:

Mail: syndication@spiegel.de, Telefon: 040 3007-3540

Fax: 040 3007-2966

Für alle anderen Länder: The New York Times Licensing Mail: julie.ho@nytimes.com, Telefon: +1 212 556-5118

**Nachbestellungen** SPIEGEL-Ausgaben der Namenskürzel aller Redakteure finden Sie unter www.amazon.de/spiegel, **REWE** und **REWE** online.

**Historische Ausgaben** Historische Magazine Bonn www.spiegel-antiquariat.de Telefon: 0228 9296984

**Abonnement für Blinde** Audio Version, Deutsche Blindenstudienanstalt e.V. Telefon: 06421 606265

Elektronische Version, Frankfurter Stiftung für Blinde Telefon: 069 9551240

### Abonnementspreise

Inland: 52 Ausgaben € 265,20

Studenten Inland: 52 Ausgaben € 187,20

Auslandspreise unter www.spiegel.de/ausland

Mengenpreise unter abo.spiegel.de/mengenpreise

### Abonnentenservice

Persönlich erreichbar

Mo. – Fr. 8.00 – 19.00 Uhr, Sa. 10.00 – 18.00 Uhr

SPIEGEL-Verlag, Abonnement-Service, 20637 Hamburg

Telefon: 040 3007-2700 Fax: 040 3007-3070

Mail: aboservice@spiegel.de

### Abonnementsbestellung

bitte ausschneiden und im Briefumschlag senden an:

SPIEGEL-Verlag, Abonnement-Service, 20637 Hamburg – oder per Fax: 040 3007-3070, www.spiegel.de/abo

Ich bestelle den SPIEGEL

□ für € 5,10 pro gedruckte Ausgabe

□ für € 0,70 pro digitale Ausgabe (der Anteil für das E-Paper beträgt € 0,60) zusätzlich zur gedruckten Ausgabe. Der Bezug ist zur nächsterreichbaren Ausgabe kündbar.

Alle Preise inkl. MwSt. und Versand. Das Angebot gilt nur in Deutschland.

Bitte liefern Sie den SPIEGEL an:

Name, Vorname des neuen Abonnenten

Straße, Hausnummer oder Postfach

PLZ, Ort

Mail (notwendig, falls digitaler SPIEGEL erwünscht)

Ich zahle nach Erhalt der Rechnung. Hinweise zu AGB, Datenschutz und Widerrufsrecht finde ich unter www.spiegel.de/agb

Datum, Unterschrift des neuen Abonnenten

SP19-009, SD19-008 (Upgrade)



# Nachrufe



SEPP SPIEGEL

## Erhard Eppler, 92

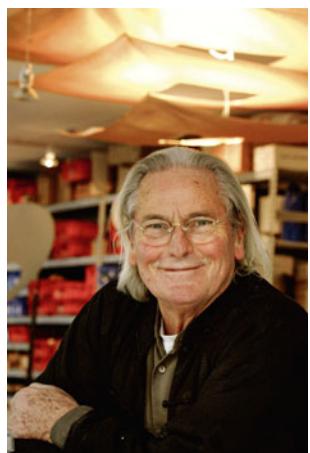
Er war kein Mann, der zur Macht strebte. Seine Dissertation von 1952 trägt den Titel »Der Aufbegehrende und der Verzweifelnde als Heldenfigur der elisabethanischen Tragödie« und behandelt damit ein Rollenfach, das der Sozialdemokrat Erhard Eppler für sein politisches Leben wählte – das des Aufbegehrnden. Er mahnte schon Anfang der Siebzigerjahre, sich mehr um die Entwicklung Afrikas zu kümmern, und er warnte vor der Zerstörung der Natur. Nachhaltigkeit war ein zentraler Begriff bei ihm. Seine Jugend war vom Nationalsozialismus geprägt. Mit 16 wurde er Mitglied der NSDAP; später war er im Krieg. Nach dieser Erfahrung sollten moralische Erwägungen und gute Argumente sein Leben leiten. Damit gehörte er im Nachkriegsdeutschland keineswegs zur Mehrheit; wegen seines engagierten Protestantismus wurde er von Herbert Wehner als »Pietcong« verspottet. Eppler widerlegt mit seinen Schriften die These, die Siebziger- und Achtzigerjahre seien von Wachstumseuphorie geprägt gewesen und mit Ausnahme der Grünen habe niemand gesehen, welches Unheil durch Umweltzerstörung und die politische Misere im globalen Süden droht. Die SPD sollte das Gedenken an ihn zum Anlass nehmen, darüber zu reflektieren, welche thematischen und politischen Potenziale sie vernachlässigt hat. Erhard Eppler starb am 19. Oktober in Schwäbisch Hall. NM

## Monika Schoeller, 80

Ein Gedicht, das Ilse Aichinger einmal für sie schrieb, endet mit den Worten: »Hingabe, Verhülltheit, Tat.« Monika Schoeller, Verlegerin, Mäzenin, Anteilseignerin des Holtzbrinck-Konzerns, war im deutschen Geistesleben eine besondere, großzügige und dabei so dezente Frau, dass die Öffentlichkeit sie kaum kannte. Wenn man sie traf, erlebte man einen Menschen, der Fragen stellt, selbst wenn er eine Aussage macht. Offen war sie und ungemein stolz auf die Autorinnen und Autoren ihres Verlags. Die als Monika von Holtzbrinck 1939 in Stuttgart Geborene war 22, als sie ihren Vater bei den Verhandlungen mit Gottfried Bermann Fischer zur Übernahme des S. Fischer Verlags begleitete. Sie war 34, als ihr kranker Vater sie fragte: »Willst du dir nicht einmal Fischer ansehen?« Das tat sie und leitete den Verlag viele Jahre lang, zuletzt als Vorsitzende der Geschäftsführung. Monika Schoeller starb am 17. Oktober in Filderstadt. vw

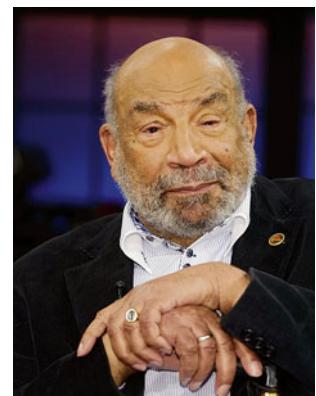
## Ingo Maurer, 87

Es war eine einfache Idee, die seinen Ruhm begründete. In einem venezianischen Hotelzimmer baumelte Mitte der Sechzigerjahre eine schlichte 15-Watt-Birne von der Decke, verbreitete funzeliges Licht und brachte ihn auf den Gedanken, dass es die Glühbirne als Lampe geben müsste: Ingo Maurer vergrößerte die klassische Form, ließ sie von Glasbläsern auf Murano in schönerem Material nacharbeiten und fügte eine grafisch stilisierte Metallfassung an. Entstanden war die Leuchte Bulb, die bereits 1969 in die Designsammlung des Museum of Modern Art in New York aufgenommen wurde. Maurer wurde 1932 auf der Bodenseeinsel Reichenau als Sohn eines Fischers geboren, der zwei Erfindungen hinterließ, die das Leben in der Region vereinfachten. Eine frühe Prägung, die vielleicht Maurers Begeisterung für die schlichte Glühbirne erklärt. Sie steht eindeutig im Mittelpunkt seines vielfältigen, preisgekrönten Werks, das auch zahlreiche Lichtinstallationen im öffentlichen Raum beinhaltet. Maurer hätte sie am liebsten zum Weltkulturerbe erklären lassen – das klappte bekanntlich nicht. »Der glühende Wolframdraht war das letzte Feuer, das wir hatten«, sagte er. »Licht hat ja mal mit Feuer angefangen.« Ingo Maurer starb am 21. Oktober in München. CLV



## Theodor Michael, 94

Für Menschen wie ihn war es gefährlich im »Dritten Reich«: Die Nazis ermordeten etliche Schwarze in Konzentrationslagern, Hunderte wurden sterilisiert. Theodor Michael überlebte. Er war einer der wenigen bekannten afrodeutschen Zeitzeugen der Hitler-Diktatur; für die Community ist er von überragender Bedeutung. 1925 als Sohn einer Deutschen aus der Nähe von Posen und eines Kameruner Aristokraten in Berlin geboren, schlug er sich durch: als Page und Portier, als vermeintlicher Exot bei



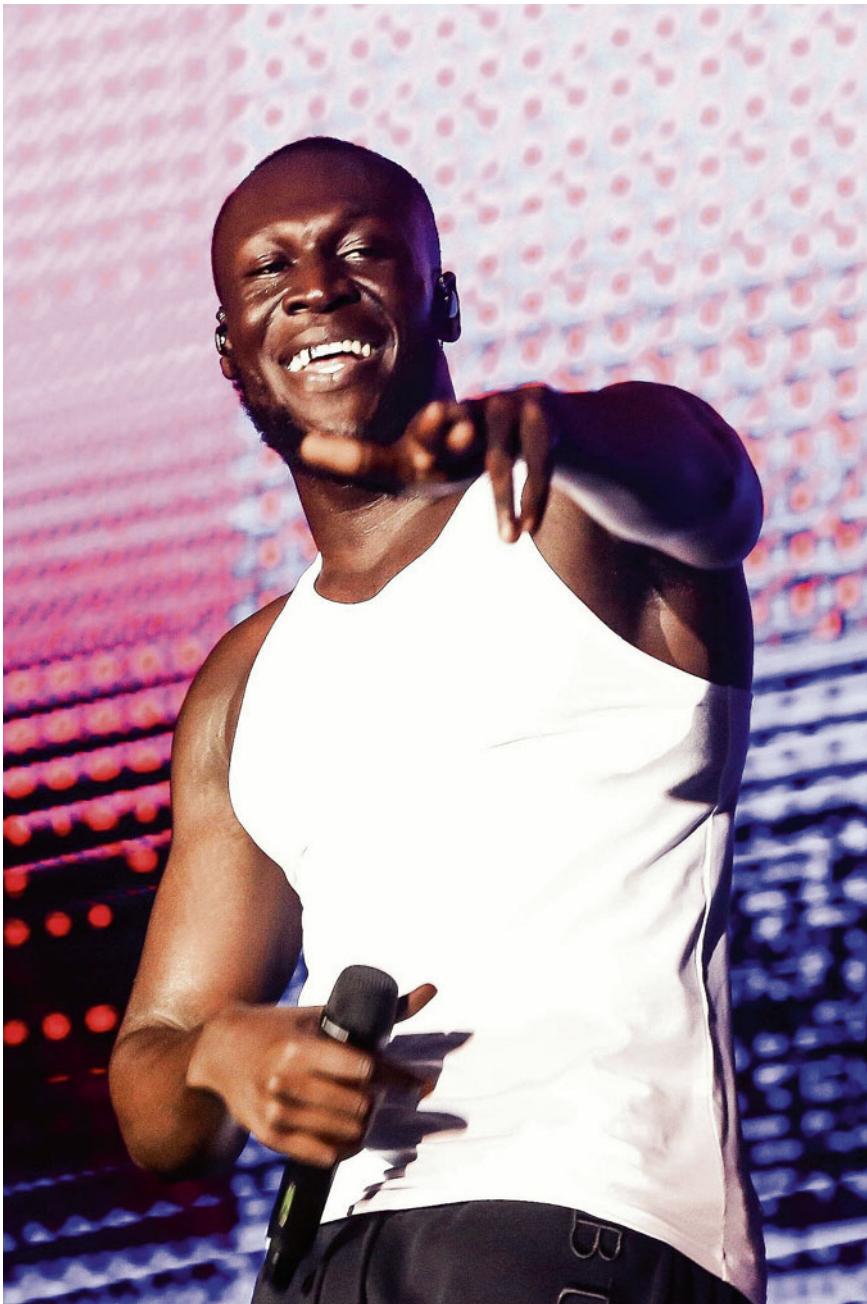
MALTE OSSOWSKI / SVEN SIMON

Völkerschauen und in Propagandafilmen. Er bekam einen Fremdenpass, wurde aus dem Gymnasium entlassen, musste als Zwangsarbeiter in einem Rüstungsbetrieb Eisenteile zusammenschrauben. Nach dem Krieg habe ihn die Heimat »wie einen alten Kaugummii« ausgespuckt, schrieb er in seiner Autobiografie. Das »schwierige Mutterland« zeigte ihm dann doch noch, dass es ihn wollte. Der Bundesnachrichtendienst warb ihn 1971 wegen seiner Afrika-Expertise an. Michael, den die Nazis zum Staatenlosen gemacht hatten, ging als Regierungsdirektor in den Ruhestand. 2018 wurde ihm das Bundesverdienstkreuz verliehen, für sein Engagement als Zeitzeuge, das er noch mit über 90 Jahren praktizierte. Theodor Michael starb am 19. Oktober in Köln. JPZ

# Personalien

## Zukunfts-musik

● An der britischen Eliteuniversität Cambridge sind für das neue akademische Jahr 91 schwarze Briten und Britinnen zugelassen worden, fast 50 Prozent mehr als im Vorjahr – ein Rekord, den Rapper **Stormzy**, 26, mit ermöglicht hat. Der als Michael Ebenazer Kwadjo Omari Owuo Jr. geborene Musiker stiftete im vergangenen Jahr zwei Stipendien für Schwarze. Seither seien die Bewerbungen – und somit auch die Zulassungen – stark angestiegen, berichtet die Universität. Insgesamt studieren damit im kommenden Jahr zum ersten Mal mehr als 200 Schwarze an dem Traditionsort. Stormzy, der als erster schwarzer Künstler im Juni Headliner des renommierten Glastonbury-Festival war, sagt von sich selbst, ein aufässiges Kind gewesen zu sein, manchmal nahe daran, von der Schule zu fliegen; studiert hat er nicht. Vor zwei Wochen kürte ihn »Time« für 2019 zu einem der »Next Generation Leaders« neben Greta Thunberg und anderen. ks



VOTOS-ROLAND OWSNITZKI / IMAGO IMAGES



STAR-MEDIA / INTERTOPICS

## Erinnerung mit Nachtrag

● »Ich bin so glücklich«, sagte ein sichtlich gelöster **Saša Stanišić**, 41, während seiner letzten Lesung auf der Frankfurter Buchmesse am vergangenen Samstag. Vorher gab es kleine Geschenke von Vertrauten. Danach Standing Ovations. Grund genug, glücklich zu sein, hatte er: nicht nur weil er für sein Buch »Herkunft« wenige Tage

zuvor den Deutschen Buchpreis erhalten hatte. Auch weil es in der vergangenen Woche das meistverkaufte Buch in Deutschland war und somit erneut auf Platz eins der SPIEGEL-Bestsellerliste landete, auf der es bereits seit 30 Wochen vertreten ist. Seine Kritik an der Entscheidung, Peter Handke den Literaturnobelpreis zuzusprechen, hatte für Spannungen gesorgt. Stanišić wollte daraufhin nichts mehr zu seiner Kritik sagen, was er einer ita-

lienischen Journalistin vor der Lesung am Rande erklärte: Es sei »zu emotional«. Seine Textauswahl war Stellungnahme genug: »Unbeschwert ist an Višegrad für mich kaum ein Ort mehr. Kaum eine Erinnerung nur persönlich. Kaum eine kommt ohne Nachtrag, ohne eine Fußnote von Tätern und Opfern und Gräueltaten, die sich dort abgespielt haben. Was ich einmal empfunden habe, ist vermengt mit dem, was ich über den Ort weiß.« NAM

## Hai im Wald

● Der deutsche Förster und Autor **Peter Wohlleben**, 55, hat seine Meinung über »Fridays for Future« geändert. Lange lehnte er es ab, mit der Bewegung zusammenzuarbeiten. Ihm habe nicht gefallen, wie ihm von Jüngeren »in den Hintern getreten« wurde, sagte Wohlleben jüngst beim SPIEGEL-



MARCUS SIMAITIS / DER SPIEGEL

Gespräch live auf der Frankfurter Buchmesse. Doch inzwischen sehe er die Demonstrationen als »Weckruf« und organisiere gemeinsame Projekte. Wohlleben setzt sich seit vielen Jahren für nachhaltige Waldwirtschaft ein. Außerdem versucht er, mit Schauermärchen aufzuräumen. Dazu zählt der schlechte Ruf des Wildschweins, das zu Unrecht als »Weißer Hai des Waldes« verschrien sei. Dank »Fridays for Future« verspürt der Waldaktivist eine optimistische Aufbruchsstimmung. Damit sich wirklich etwas verändere, müssten die Generationen nun zusammenarbeiten, forderte er. **RED**

## Wunschrolle

● Für die Hollywood-PR-Maschine ist es fast zu schön, um wahr zu sein: **Natalie Portman**, 38, war als Schülerin ein Ass in Naturwissenschaften, schaffte es sogar ins Halbfinale eines renommierten Wettbewerbs – und spielt jetzt eine Astronautin. Als Titelheldin in »Lucy in the Sky« muss sie sich zwar weniger mit kniffligen Formeln als mit abgründigen Seelenzuständen herumschlagen. Aber die »New York Times« kann berichten, Portman habe als Mädchen davon geträumt, Astronautin zu werden. Die Rolle sei »ein bisschen die Erfüllung eines Wunsches«, sagt die Oscarpreisträgerin dann auch. Allerdings ging es ihr weniger darum, mal in einen Raumanzug zu schlüpfen. Sie interessierte sich vor allem für die psychologische Komplexität der Rolle. Der Film basiert auf der wahren Geschichte der US-Astronautin Lisa Nowak, die 2007 Schlagzeilen machte,

weil sie die neue Freundin ihres Ex-Freundes attackierte. Es hieß damals, sie sei mehr als Tausend Kilometer gefahren und habe dabei eine Windel getragen, um Toilettengänge und damit Zeit zu sparen. Die Windel komme im Film nicht vor, verriet Portman. Dass sie darauf angesprochen werde, sei wohl ein Phänomen unserer klickfixierten Kultur: Für Journalisten sei es offenbar hilfreich, ihren Namen und das Wort Windel in einem Satz unterzubringen, sagte die Schauspielerin. **KS**



DAN MACMILLAN / CONTOUR / GETTY IMAGES



MARCUS SIMAITIS / DER SPIEGEL

### Der Augenzeuge

## »Mit Kirche 35 Euro«

Heinz Angenendt, 77, arbeitet als Sargträger in Mülheim an der Ruhr. Eigentlich müsste er kürzertreten, doch vielen Bestattern fehlt Personal. Solange es geht, möchte er weitermachen.

● »Gute Kleidung und Sauberkeit sind am wichtigsten. Den schwarzen Anzug muss jeder mitbringen, Mantel und Mütze stellt der Chef. An den Särgen merkt man oft, dass gespart wird: Furnier statt Massivholz, Fichte statt Mahagoni oder Esche. Mir ist aber wichtig, dass die Qualität stimmt.

Ich war im Vorruhestand, als ich Sargträger wurde. Nur Rad fahren ist ja keine Aufgabe. Also habe ich mich überreden lassen. Den Bestatter kannte ich aus meiner Zeit als Schreiner. Wir Sargträger sind alle über 60. Viele waren Handwerker. Nur fürs Geld macht das keiner – mit Kirche gibt es 35 Euro pro Einsatz, ohne 25. Ich mag, dass man unter Menschen kommt.

Ich weiß nicht, wie viele Bestattungen ich schon gemacht habe. Hunderte waren es sicherlich. Wir treffen uns eine Stunde vorher, helfen beim Aufbau. Während der Trauerfeier warten wir oft draußen. Wenn dann die Glocken läuten, kommen wir rein. Immer zu zweit. Kränze raus, Tür auf. Oft gehen wir vor, die Großen vorn, die Kleinen hinten. Der Pastor und die Trauernden folgen. Schön langsam, ganz ruhig – wir wollen zeigen, dass wir es nicht eilig haben. Aufmerksamkeit ist ganz wichtig. Bei Urnen sind wir zu zweit, bei Sargbestattungen braucht es mindestens vier Mann. Wir hatten aber auch schon acht. Die Särge wiegen oft hundert Kilogramm oder mehr. Das Ablassen am Grab ist der schwierigste Teil. Wir haben nur dicke Hanfseile. Damit es gut aussieht, muss es gleichmäßig passieren. Am Ende machen wir den Diener: Mütze runter, Kopf senken. Weg vom Grab.

In meinem Alter bestattet man auch Bekannte. Sterben gehört dazu. Aber wenn ein Kind beerdigt wird, ist es immer schlimm. Danach gehe ich in den Park. Man denkt dann an das eigene Leben. Ich verstehe, dass jüngere Leute das verdrängen. Man braucht schon Lebenserfahrung. Aber der Job gefällt mir, wir tun etwas Sinnvolles. Deshalb hoffe ich, dass wieder neue Leute dazukommen. Vielleicht auch einmal eine Frau? Bislang sind wir nur ältere Männer.

Die Arbeit als Sargträger hat mich rücksichtsvoller werden lassen. Schöne Beerdigungen trösten einen.«

Aufgezeichnet von Jan Petter



## Die Kapitulation des Westens

Wie der Sieg der Despoten in Syrien ein Volk zerstört, den IS stärkt und Europa bedroht

»Trump möchte sich aus militärischen Kriegen herausziehen und mehr auf Handelskriege setzen, die höhere Gewinne versprechen.«

Dietrich Jesse, Mainaschaff (Bayern)

## Blutzoll eingepreist

**Nr. 43/2019** Die Kapitulation des Westens – Wie der Sieg der Despoten in Syrien ein Volk zerstört, den IS stärkt und Europa bedroht

Jeder Einsatz der Kriegsmaschinerie – und das gilt nicht nur für Trump, Putin und Erdogan – ist finanziell gesehen ruinös. Und jede geostrategische Einflussnahme hat ihren Preis. Insofern geht es auch in Syrien um wirtschaftliche Ausbeute. Wer sich da zu risikofreudig aus dem Fenster lehnt, könnte politisch schneller abstürzen, als ihm lieb ist. Für Trump gab es offensichtlich zu wenig zu gewinnen – er ist in diesem schmutzigen Trauerspiel lieber vorzeitig von der Bühne abgetreten. Jetzt aber ist Putin geradezu dazu verdammt, diese vermeintliche Steilvorlage erfolgreich zu verwandeln, auch hinsichtlich des von ihm erhofften Zerwürfnisses zwischen Erdogan und Europa. Erdogan selbst bleibt quasi nur die Wahl zwischen einem blauen Auge und Putins Pfeife! Besonders tragisch für die wahren Leidtragenden ist das kraftlose Europa in seiner außenpolitischen Uneinigkeit. Ich halte es aber für voreilig, von einer »Kapitulation des Westens« zu reden.

Rüdiger Reupke, Isenbüttel (Nieders.)

Wer im Nahen Osten, dem ewigen Pulverfass, aktiv Geopolitik betreiben möchte, muss bereit sein, einen Blutzoll in unbestimmter Höhe zu entrichten. Bei den im Artikel genannten Despoten war er immer schon zynisch eingepreist. Doch welche europäische Demokratie, die noch halbwegs bei Trost ist, würde ihre Soldaten auf ein ungewisses militärisches Abenteuer in dieses Gebiet schicken? Ich finde deshalb, dass »Kapitulation« das falsche Wort ist. »Weise Zurückhaltung« trifft es wohl besser, angesichts der undurchsichtigen Lage.

Thomas Herrmann, Anklam (Meckl.-Vorp.)

Trump hat mit seiner außenpolitischen Inkompétence den völkerrechtswidrigen Einmarsch des Despoten Erdogan erst ermöglicht. Der führt vermutlich geopolitisch zur Instabilität des Nahen Ostens, zu Leid und Vertreibung der Kurden in die Fänge von Assad, und gibt Putin die Möglichkeit zum beliebigen Handeln gegen den Westen. Es steht zu befürchten, dass durch die Flucht von Islamisten mittelfristig eine Gefahr von Anschlägen in Europa besteht. Europa indes schaut hilflos zu, ist sogar dem Risiko

ausgesetzt, dass sich Erdogan durch unbedachte Reaktionen bemüßigt fühlt, die Tore für die rund 3,5 Millionen Flüchtlinge nach Europa zu öffnen. Die Probleme können nur diplomatisch gelöst werden, was bedeutet, dass sich alle Teilnehmer des



Fliehende Zivilisten bei Tall Abjad

Konflikts an einen Tisch setzen müssen, um Chaos zu verhindern.

Horst Winkler, Herne (NRW)

Warum wird das gesamte Syriendebakel derart einseitig nur auf die aktuellen Vorgänge mit den »Despoten Putin, Erdogan und Assad« reduziert – man soll fast Mitleid mit dem armen Trump haben? Was war im Zeitraum 2011 bis 2015 mit den Hunderttausenden Toten und Millionen Flüchtlingen? Warum hat Saudi-Arabien, das ja von den USA unterstützt wird, den Syrern nicht geholfen? Wir erlebten anlässlich einer Studienreise 2010 eine fröhliche Bevölkerung in Syrien! Dies dürfte für Generationen vorbei sein.

Wolf Münz, Mainz

## Schönfärberei

**Nr. 42/2019** Vom Flüchtlings zum Arbeitnehmer – vier Erfolgsgeschichten

Der SPIEGEL schreibt sich die Flüchtlingsprobleme schön. Die abgebildeten Statistiken zeigen aber Erschreckendes: Dass erst ein Drittel der Flüchtlinge eine Beschäftigung, überwiegend mit Helferjobs im Niedriglohnsektor, aufgenommen hat, bedeutet, dass die Mehrzahl der Flüchtlinge, trotz Milliardenaufwendungen für Sprach- und Integrationskurse in den letzten vier Jahren, dies immer noch nicht kann – oder will. Sie und weiter an kommende Flüchtlinge werden wohl noch für Jahrzehnte unsere Sozial- und dann Rentenkassen belasten.

Dr. Matthias Kießling, Berlin

So sieht Schönfärberei aus. Die Überschrift müsste eher lauten: Zwei Drittel der Flüchtlinge seit vier Jahren immer noch ohne Arbeit. Nur wer eine akademische Ausbildung aus seiner Heimat mitbringt oder bereits familiäre Bindung in Deutschland hat, schafft den Sprung. Deren Erfolge können sich sehen lassen.

Detlev Neufert, Bernau am Chiemsee

Ich habe mit großem Interesse den Artikel über gelungene Integrationen von Menschen, die flüchten mussten, gelesen. Was mich jedoch tatsächlich irritiert hat, ist der Satz über der Überschrift. Warum kann da nicht stehen: »Flüchtlinge werden Bauleiterin, Unternehmer, Ärztin«? Das würde den geschilderten Lebensläufen entsprechen. Wenn ich »Bauleiter, Unternehmer, Arzt« lese, denke ich lediglich an Männer und wundere mich über das Bild darunter.

Renate Kebbedies, Witzenhausen (Hessen)

Solche positiven Artikel über Migranten, Flüchtlinge und Asylbewerber brauchen wir. Bitte bringen Sie noch mehr Erfolgsmeldungen! Was in den Köpfen der Menschen hängen bleibt und weitergetragen wird, sind Negativmeldungen – die nicht infrage gestellt werden. Dagegen müssen wir ankämpfen. Dieses Thema spaltet die Gesellschaft!

Helga Streich, Hünfeld (Hessen)

## Die heilige Kuh schlachten

**Nr. 42/2019** Der Skandal um verseuchte Wurst zeigt, wie gefährlich Billigfleisch sein kann

Ich wundere mich nur, dass man sich darüber überhaupt noch wundert. Sie haben in Ihrem Bericht ja alle großen Skandale der letzten drei Jahrzehnte genannt: von Hormonen bei der Kälbermast über BSE bis hin zu Gammelfleisch. Und was hat sich geändert? Beim Verbraucher? In der Politik? Wenig bis nichts! Weiterhin wird im Sommer überall fleißig gegrillt, stehen auf den Speisekarten der meisten Restaurants seitenweise Fleischgerichte, aber nur wenige vegetarische. Dabei kann jeder, der sich ernsthaft mit diesem Thema auseinandersetzen will, erfahren, wie schädlich Fleischkonsum in ökologischer, ökonomischer, gesundheitlicher und ethischer Hinsicht ist. Nur mal so zum

Nachdenken: Wohin würde man einen Ausflug mit Kindergartenkindern machen, um ihnen zu zeigen, wo unser Essen herkommt? Auf eine Streuobstwiese, in einen Bauerngarten oder in ein Schlachthaus, wo letztlich auch ein Biobauer seine Tiere abliefer?

Brigitte Otterstein, Bernshausen (Nieders.)

Nicht (nur) die Wurst ist verdorben, es ist das Land.

Peter Lattmann, Hamburg

Die heilige Kuh, die zu schlachten niemand sich traut, ist der neoliberalen Irrgläubigkeit von der »freien Marktwirtschaft« im Lebensmittelbereich. Dem erliegen nicht nur zahlreiche Politiker, sondern auch die Funktionäre des Deutschen Bauernverbandes (DBV). Tierleid, Umweltverschmutzung und Klimawandel sind ein Teil der Folgen. Seit Jahren weist unsere Dachorganisation auf diese Missstände hin: Die Marktwirtschaft funktioniert längst nicht mehr, weil Oligopole die Preise bestimmen. Darunter haben zuallererst die Tiere zu leiden und ebenso die Landwirte, die



MAXIMILIAN VON LACHNER / VISUM

#### Fleischregal in Großmarkt

Tiere nicht anständig halten können, weil der Preisdruck sie zwingt, industrielle Mastmethoden anzuwenden. Doch statt dass der mächtige Lobbyverband DBV dagegen vorgeht, propagiert er globale Märkte und betet das Mantra vom »Wachsen statt Weichen«. Dies heizt den Wettbewerb und damit den Preiswahlkampf zusätzlich an. Schuld daran wird dem Verbraucher gegeben, der es eben billig möge. Dabei wird der Verbraucher, wie der SPIEGEL zu Recht bemerkt, geradezu gezielt desinformiert, auch mit ungeschützten Produktbezeichnungen wie »Premium« und »Delikatess«. Und Politiker trauen sich nicht an die Lösung: strenge Auflagen, die zu einer Erhöhung der Lebensmittelpreise führen würden. Der Wähler könnte ja verschreckt werden.

Andreas Grede, Vorstand und Sprecher Aktionsgemeinschaft Agrarwende Nordhessen e.V., Kassel

Um den inzwischen gesundheitsgefährdenden Fleischkonsum zu reduzieren, müssen wir endlich weg von der Massentierhaltung. Dies geht aber nur, wenn Fleisch richtig teuer wird, sodass die Bauern wieder Klasse statt Masse anbieten können. Außerdem brauchen wir, wie auf Zigarettenpackungen, an jeder Fleischtheke und auf jeder Fleischverpackung abschreckende Bilder von dem unsäglichen Leid der Tiere, die für das, was wir uns gedankenlos auf den Teller laden, einen sinnlosen Tod gestorben sind. Der Fleischkonsum würde mit Sicherheit signifikant zurückgehen, und die Bauern und fleischverarbeitenden Betriebe könnten wieder hygienisch, sauber und sicher produzieren.

Anne Essmann, Berlin

Wer tatsächlich glaubt, beim Metzger um die Ecke weniger belastetes Fleisch zu kaufen, der irrt. Um die vielfältigen Wünsche der Kunden bedienen zu können, muss auch er viele seiner Produkte fremd beziehen, also einkaufen. Dies geschieht sehr häufig in Großhandelsmärkten, die wiederum ihre Waren aus Fleisch- und Wurstfabriken beziehen. Am besten ist es daher, ganz auf Fleisch und tierische Produkte zu verzichten: sich selbst, der Umwelt und nicht zuletzt den Tieren zuliebe.

Sonia Lühring, Breisach (Bad.-Württ.)

#### Er ist ein Dichterfürst!

**Nr. 42/2019** Die umstrittene Doppelvergabe des Literaturnobelpreises an Olga Tokarczuk und Peter Handke

Peter Handke hat erst die etablierten Schriftsteller beleidigt, dann das Publikum beschimpft und später Herrn Milošević verteidigt – da erscheint der Literaturnobelpreis ja geradezu folgerichtig. Und ist aufgrund seines Könnens auch durchaus verdient. Aber der begnadete Wortakrobaten Handke hat sich leider im Gestrüpp der Politik verlaufen.

Hans-Georg Gohlisch, Wuppertal

Meine Muttersprache ist Ungarisch, als Erwachsene habe ich Deutsch gelernt. Es war ein Schlüsselerlebnis, unter anderem »Das Gewicht der Welt« zu lesen. Wie poetisch, wie schön Deutsch sein kann! Deshalb erfuhr ich mit echter Freude, dass Handke den Nobelpreis erhält. Ihre vier Autoren, die die kolportierten dunklen Seiten Handkes beleuchteten, ändern meine Meinung nicht. Er ist und bleibt ein Dichterfürst!

Maria Adam, Linz (Österr.)

Der Bericht über die Doppelvergabe des Literaturnobelpreises ist deutlich misslungen. Der in launigem Stil geschriebene Gemeinschaftsartikel ärgert mich sehr, da er mehr Interesse aufbringt für das Leben der Preisträger als für ihre Werke. Beide werden als Schriftstellerin und als Schriftsteller



SERGE PICARD / AGENCE VU / LAIF

#### Preisträger Handke

abgewertet. Geschmäcker sind verschieden, jedoch wird dieses Geschehen im Jargon deutscher Bedenkenträgerschaft dem literarischen Werk beider nicht gerecht. Ich erwarte vom SPIEGEL eine differenziertere Betrachtung von Handkes und Tokarczus literarischen Œuvres.

Joachim Wehrenbrecht, Herzogenrath (NRW)

Immerhin sind dank des Eingriffs des schwedischen Königs die Wiederaufnahme und der Fortbestand des weltweit wichtigsten Literaturpreises gesichert worden, was wir als Hamburger Autorenvereinigung sehr begrüßen. Auch dass mal wieder ein deutschsprachiger Autor ausgezeichnet wird, ist nicht zu kritisieren. Die Bewertung der politischen Aussagen von Peter Handke und Olga Tokarczuk ist ein eigenes Thema. Was für Günter Grass galt, gilt auch hier. Im Vordergrund steht die Bewertung ihres schriftstellerischen Werkes. Überdies könnte der Bogen politischer Einstellung kaum gegensätzlicher sein als bei dem Österreicher und der Polin. Das markiert auch kulturelle Vielfalt in Europa und damit einen Reichtum gegenüber manchem Mainstream-Würgegriff aus Wirtschaft und Politik.

Peter Schmidt, Hamburger Autorenvereinigung, Wedel (Schl.-Holst.)

Der SPIEGEL meint, Peter Handke vertrete keine Minderheit und sei daher kein »politisch korrekter« Nobelpreiskandidat. Wie immer wieder ist auch dies nicht einmal eine Mutmaßung, sondern Unkenntnis. Handke ist Kärntner Slowene und deshalb Angehöriger einer österreichischen Minderheit.

Prof. Dr. Janko Ferk, Klagenfurt (Österr.)

#### Korrektur

**zu Heft 43/2019, Seite 28: »Mehr Gnade als Recht«**

Die Mutter von Siegfried Kirschenbaum ist nicht in einem »polnischen Lager« gestorben, sondern in einem deutschen NS-Lager in Polen.

Die Redaktion behält sich vor, Leserbriefe ([leserbriefe@spiegel.de](mailto:leserbriefe@spiegel.de)) gekürzt sowie digital zu veröffentlichen und unter [www.spiegel.de](http://www.spiegel.de) zu archivieren.

Aus einer Anzeige in der »Welt«:  
»Lesen Sie 8 Ausgaben Welt am Sonntag  
Kompakt zum Preis von 10.«

## Mehr Kontenzugriffe

Datschenutzer zeigen sich besorgt

Aus dem »Soester Anzeiger«

Aus einer Broschüre zum Alm-Abtrieb 2019 in Mayrhofen im Zillertal: »Doggl sind Schuhe, die zum Zillertal gehören wie der Alm-Abtrieb zu Mayrhofen. Früher wurden sie aus Resten der armen Landbevölkerung gefertigt und galten als unverwüstlich und wärmend.«

Auch zu den Fragen Ihres Haustieres nehmen wir in den Kanzleigesprächen Stellung.

Aus der Anzeige einer Anwaltskanzlei in der »Nordsee-Zeitung«

Aus den Verhaltensregeln für öffentliche Strände der Gemeinde Olbia (Italien): »Lassen Sie darüber hinaus den Sonnenuntergang am Strand.«



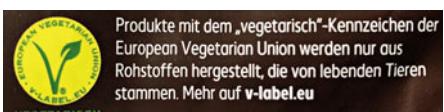
Schild in einem Rewe-Markt in Bergisch Gladbach

Aus der Zeitschrift »Smartphone«: »Gehobenes Deutsch Sprechen: Diese kleine App lernt Ihnen neue deutsche Wörter.«

## SORFGALT ZAHLT SICH AUS

Aus der Broschüre »Wohnen + leben im Düsseldorfer Norden«

Aus dem »Kölner Stadt-Anzeiger«: »Genauso legendär ist das Gänse-Essen der ›Hanse Stube‹, wobei natürlich am Gast tranchiert wird.«



Aufschrift auf einer Müsli-Packung

## Zitate

Der »Tagesspiegel« zum SPIEGEL-Bericht über den thüringischen AfD-Spitzenkandidaten Björn Höcke (»Rechtes Maskottchen«, Nr. 39/2019):

Innerparteilich läuft es nicht so gut für den radikalen AfD-Spitzenkandidaten, da heißt es schon länger über Höcke: »Sein Stern ist am Sinken.« Er sei zwar die Galionsfigur des völkischen »Flügels« in der AfD, der schätzungsweise 30 Prozent der Mitglieder umfasst. Aber das Ruder habe er dort nicht in der Hand, sein Einfluss werde deutlich überschätzt. Im SPIEGEL wurde Höcke kürzlich als »Maskottchen« bezeichnet. Und mehrere westdeutsche Parteifunktionäre riefen ihn im Sommer dazu auf, bei der Bundesvorstandswahl zu kandidieren – weil sie ihn scheitern sehen wollen.

Der jüdische US-Historiker Barry Trachtenberg in der »taz« zu Vorwürfen, der SPIEGEL-Bericht über die BDS-Bewegung sei antisemitisch (»Gezielte Kampagne«, Nr. 29/2019):

Die Diskussion über die BDS-Bewegung hat im zurückliegenden Sommer erhebliche Panik, ja geradezu Fieberschübe in Deutschland ausgelöst – »BDS« steht für Boykott, Divestment und Sanktionen gegen Israel, als Protest gegen seine Besatzungspolitik. Der Deutsche Bundestag nahm im Mai einen Antrag an, die BDS-Bewegung als im Kern antisemitisch zu verurteilen ... Als der SPIEGEL im Juli über das Zustandekommen der Bundestagsresolution recherchierte und berichtete, dass ihrer Verabschiedung eine intensive Lobbyarbeit der beiden proisraelischen Gruppen »WerteInitiative« und »Nahost Friedensforum«, kurz: Naffo, vorausgegangen war, wurde dies in jüdischen Publikationen und von deutsch-jüdischen Stimmen aufgegriffen und als antisemitisch kritisiert ... Wir dürfen nicht zulassen, dass die Debatten um BDS Israels illegale und unmoralische Besetzung Palästinas in den Hintergrund treten lassen.

Die »Berliner Morgenpost« über das von Arnold Schwarzenegger im SPIEGEL beschriebene anhaltende Interesse an Bodybuilding (»Man muss jedes Mal sofort zurückslagen, wenn Trump seinen Mund aufmacht«, Nr. 43/2019):

»Sehen Sie, ich betrachte das genauso wie Schlafen oder Essen oder Sex«, sagte der aus Österreich stammende Hollywood-Star in einem SPIEGEL-Interview. »Man denkt ja auch nicht: Oh mein Gott, jetzt bin ich schon so alt, muss ich denn immer noch nachts schlafen? Man macht es einfach.«

# Das Wissen der Besten

## Jetzt im Handel



### Die Marvel-Methode

Wissenschaftler entschlüsseln das Innovationsgeheimnis des erfolgreichsten Filmstudios der Welt

### MITTELSTAND

Die digitalen Hidden Champions

### NETWORKING

Profitieren Sie von den wirklich wichtigen Leuten

**HBM**  
Harvard Business Manager

Jetzt App downloaden

harvardbusinessmanager.de

# Mit SPIEGEL+ nutzen Sie die ganze digitale Welt des SPIEGEL.

Jeden Tag besser informiert: Sie erhalten vollen Zugriff auf alle **Inhalte von SPIEGEL+ auf SPIEGEL ONLINE**, entdecken in der **SPIEGEL+ Hausmitteilung** besondere Geschichten aus dem aktuellen SPIEGEL-Magazin und lesen die **digitale Ausgabe** des SPIEGEL schon freitags ab 18 Uhr.

**Jetzt gratis testen:**  
 [abo.spiegel.de/plus](http://abo.spiegel.de/plus)

1 Monat  
SPIEGEL+  
gratis



The image shows a smartphone and a tablet side-by-side, both displaying content from the SPIEGEL+ digital platform. The tablet screen is larger and shows a detailed view of the SPIEGEL+ website. At the top, it features the "SPIEGEL+" logo in red. Below it is a large, scenic photograph of a city skyline with mountains in the background. A white sidebar on the left contains the text "Immobilienexperte im Interview" and "Fallen jetzt die Häuserpreise". The main article headline reads "Eine Studie der Schweizer Bank UBS warnt vor einer deutschen Metropolen. Tobias Just, Professor an Regensburg, erklärt, was das bedeutet. Von". On the right side of the tablet screen, there's a circular purple button with the text "1 Monat SPIEGEL+ gratis". The smartphone screen to the right of the tablet also displays the SPIEGEL+ digital platform, showing a magazine cover for "DER SPIEGEL" with the title "Der Deal" featuring a portrait of Donald Trump. The overall design uses a color palette of red, white, and orange.

Wir erschaffen Uhren nicht, um Erwartungen zu erfüllen. Wir übertreffen sie.

SeaQ Panoramadatum

Tauchen Sie ein in das Original



Glashütte  
ORIGINAL

[glashuette-original.com](http://glashuette-original.com)

Deutsche Uhrmacherkunst seit 1845.

Glashütte Original Boutique • QF, Quartier an der Frauenkirche • Töpferstraße 4 • 01067 Dresden

Tel. +49 (0)351 82 12 59 70 • E-mail: [Boutique.Dresden@glashuette-original.com](mailto:Boutique.Dresden@glashuette-original.com)

Beijing · Dresden · Dubai · Geneva · Hong Kong · Macau · Madrid · Paris · Shanghai · Shenyang · Singapore · Tokyo · Vienna · Xi'an